Briefe
aus
Italien
während
der Jahre
1801, 1802, 1803, 1804, 1805,
mit
mancherlei Beilagen.

Erster Band.

Von
P. J. Rehfues,
Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des
Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gefsner. 1809.

Meinem Freunde

JOHANN FRIEDRICH VON TSCHARNER.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Livorno, den 14. *December* 1801.

Die schwerste Aufgabe, liebenswürdige Freundin, ist, über Ihr Geschlecht zu schreiben. Schach Baham hat wohl recht, wenn er meint, dafs die Weiber sonderbare Ideen haben, und dafs es schwer sei, sie zu errathen. Dies verlangen Sie nun freilich auch nicht gerade von mir; aber ich soll Ihnen doch die Italienerinnen so schildern, wie sie sich von den Frauen anderer Nazionen unterscheidend darstellen. Glauben Sie, dafs das so leicht sei? Und trauen Sie mir vielleicht nicht zu viel Unpartheilichkeit und Freimüthigkeit zu, wenn Sie die reine Wahrheit von mir erwarten? Ist nicht der doppelte Fall denkbar, dafs Sie

mich gegen die Italienerinnen, oder diese gegen meine schönen Landsmänninnen ungerecht gefunden haben?

Der Ruf der italienischen Schönheit ist gegründet. Es wäre ein verdächtiges Kompliment gegen Sie, wenn ich anders sprechen wollte. Jedermann weifs, dafs an schöner Form des Gesichts, des Busens und der Schultern die Römerinnen einzig sind. Der schöne Teint der Genueserinnen und Mailänderinnen, die feurigen Augen besonders der Venezianerinnen, die blendendweissen Zähne der meisten Frauen in Italien sind bekannte Vorzüge. Aber glauben Sie darum nicht, dafs diese Vorzüge allen eigen sind. Die hohe Schönheit, meine Freundin, ist überall selten, und wird da, wo sie sich findet, nicht immer erkannt. Die Männer gehen nicht darauf aus, Schönheit zu finden; sie suchen, was ihnen gefalle, und dazu braucht es bei den Bessern mehr Vorzüge des Geistes und Gemüths, als

blendende Schönheit, und bei den Schlechtern nur sehr wenig von dieser.

Der Karakter weiblicher italienischer Schönheit besteht, glaube ich, weniger darin, dafs sie rührt, als dafs sie reizt. Ausser dem starken Ausdruk heftiger Leidenschaften, welcher den Italienerinnen im Auge wohnt, ist es hauptsächlich eine gewisse Art sich zu benehmen, welche ihnen viel von ihrer Liebenswürdigkeit raubt. Sonderbarer Weise pafst die vortrefliche Schilderung, welche St. Preux seiner Julie von den Pariserinnen macht, gröstentheils auf die Frauen Italiens. Wenn er von jenen sagt, sie beleben ihre Mienen und Gespräche durch eine edle Unverschämtheit, und es gebe keinen sittsamen Mann, (honnête homme) dem ihr fester Blik nicht die Augen niederschlagen mache, so gilt dies ganz von diesen. Eben so ist es bei dem maintien soldatesque, dem ton grénadier der Fall, der einen Fremden noth-

wendig verlegen machen müsse. Der Ausdruk, mit welchem sie sprechen, ist wirklich das, womit er weiterhin den ton grénadier erklärt; es ist ein accent dur, aigre, interrogatif, impérieux, moqueur et plus fort que celui d'un homme.

Oftmals hat es mir geschienen, als ob das Stimmorgan der Italienerinnen um einige Töne tiefer gestimmt wäre, als das der Deutschen und Engländerinnen, und es ist mir nicht ganz leicht geworden, dieses männliche Wesen an sonst sehr liebenswürdigen Frauen zu ertragen. Der Grund davon ist übrigens ganz derselbe, wie ihn Rousseau von den Parisérinnen angibt. Ausser der natürlichen Lebhaftigkeit der Nazion, ist es die starke Vermischung beider Geschlechter, in welcher eins des andern Manieren annimmt. Die Weiber wollen blos mit Männern leben; nur in ihrer Gesellschaft befinden sie sich wohl, und man sieht nirgends in Italien die vertrau-

lichen Frauenzirkel, in welchen die Haushaltungsgeschäfte den Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung ausmachen. Was hätten sich auch die Frauen in diesem Lande zu sagen? Um ihr Hauswesen, ihre Kinder-Erziehung bekümmern sie sich nichts. Die, für sie wichtigsten Angelegenheiten, ihre Verhältnisse zu den Männern, theilen sie sich natürlich nicht mit. Es ist wie zu St. Preux Zeit in Paris. Eine Frau ist von einem ganzen Kreis von Männern umgeben, und die Unterhaltung äusserst lustig; plözlich tritt ein weiblicher Besuch ein, da wird es stille, der Ton der Vertraulichkeit hört auf, und der der Ceremonie und die ängstlichste Aufmerksamkeit auf sich selbst nimmt seine Stelle.

Ueberhaupt hat sich ein Deutscher erst an Manches zu gewöhnen, ehe er die Italienerinnen ganz liebenswürdig finden kann. Die unbändige Freiheit des Gesprächs, und das in unsern Augen schamlose Nennen von übri-

gens natürlichen Dingen, erregt im Anfang Widerwillen, und zerstört auch späterhin oft die ganze Wirkung anderer, seltener Reize. Wenn dieses selbst in öffentlichen Gesellschaften der Fall ist, so findet es natürlich in dem engern Kreise auf eine noch unanständigere Weise Statt. Worüber sich schon Boccaccio in seinem Dekamerone beklagt, dafs sich die Frauen vor männlichen Bedienten selbst so wenig Zwang anthun, gilt heutzutage noch so gut von den italienischen, als von den russischen Damen, (nach den geheimen Nachrichten über Rufsland) wenn ihnen gleich seine Entschuldigung nicht mehr zu Statten kommt *). Neben diesen Mängeln aber

*) Boccaccio leitet es von der fürchterlichen Pest her, welche im Jahr 1348 in Florenz herrschte, und wo jeder Kranke froh war, wenn er eine Person zur Bedienung hatte, von welchem Geschlecht sie auch immer sein mochte. Und gewifs ist es, dafs in solchen Zeiten allgemeiner

interessiren sie doch wieder durch ihre Disinvoltura, und durch ihr unbefangenes, unaffektirtes Wesen. Nur hie und da findet man eine, welche die Gelehrte spielen will; aber das sind meist schon abgeblühte und selten schöne Damen. Die übrigen nehmen des Lebenslast leicht auf, treiben sich fort nach der Laune des Augenbliks, und benehmen sich, als ob das ganze Leben nur Ein Moment wäre.

Bei diesem freien Wesen vergifst ihr Körper doch selten die Haltung von Würde, und oft von Majestät, wodurch sie sich gewifs vor allen übrigen Europäerinnen auszeichnen. Man sieht, dafs sie es gewohnt sind, immer die ersten zu sein, weil sie blos unter Männern leben, und auch das Mädchen der niedrigsten Stände nimmt mit den kostbaren

Noth viele Rüksichten aufhören, die man sonst genommen hätte; denn das Unglük macht alle Menschen gleich.

Kleidern, die man ihm anzieht, das äusserliche Benehmen des Standes an, in den es so eben erhoben worden ist. Der Schönheit wird diese Rolle am leichtesten, weil kein Vorzug seiner selbst so bewufst ist, als dieser, und es kein Land gibt, wo ihm tiefer gehuldigt würde, als in Italien.

Jene Würde müssen sie aber auf eine andere Weise bezahlen. Es fehlt ihnen häufig an Grazie im Gang und in der Haltung, und beinahe immer in den Bewegungen des Tanzes. Hier ist ihnen schon ein anderer, ganz gewöhnlicher Mangel, ihre grofsen Füfse, hinderlich. Selten habe ich eine Italienerin schön tanzen gesehen, und am seltensten, je weiter ich nach Süden kam. Sie verwenden freilich auch nicht so viele Zeit auf die Erlernung dieser Kunst, wie in nördlichen Ländern; auch sind die Gelegenheiten, sie auszuüben, weit seltener.

Ihr Anzug, welcher natürlich, sobald sie

sich puzen, den Wechseln der französischen Mode folgt, wozu zwei Modejournale, eins in Mailand, und ein anderes zu Florenz, den Ton angeben, hat mir immer am besten gefallen, sobald er nazional war. Dies ist unter den höhern Ständen noch allein bei der schwarzen Farbe der Fall, in welcher sie des Vormittags gewöhnlich ausgehen. Kommt ein schwarzer oder weisser Schleier dazu, so sind sie wirklich so gefährlich, als sie von manchen Reisebeschreibern geschildert worden sind.

Selten gewinnt eine Mode, welche die Natur entstellt, festen Fuſs bei ihnen. Haarpuder und Perüken sieht man nicht leicht.

Sie kennen ihren Vorzug, und wissen, wie gefährlich ein rabenschwarzes Haar für ein Männerauge ist. Ihr reicher Haarwuchs macht den Zusaz der Kunst unnöthig, und ihre Art, es zu tragen, ist dem Wechsel der Mode weniger unterworfen, als jeder andere Theil ihres Anzugs.

Selten aber findet sich in den südlichern Gegenden Italiens das blühende Roth von Gesundheit, welches im Norden ein so gewöhnlicher Vorzug ist. Dennoch legen die jüngern Frauen nicht leicht Roth auf, so stark es auch von den ältern gebraucht wird, und so sehr dadurch immer die schwarzen Augbraunen und Augen gehoben werden.

Uebrigens sind die Blondinen nicht so selten in diesem Lande, als man glaubt. Vielmehr findet sich der entschiedenste Karakter derselben häufiger, als in Norden. Für die Italiener ist das der höchste Grad von Schönheit, wenn uns Ultramontanen schon ihre Haare etwas roth dünken. Aber Brünetten mit sapphirblauen Augen, welche wohl die die Vollendung weiblicher Schönheit sein dürften, trift man am allerseltensten in diesem Lande.

Sehen Sie hier, meine Freundin, was ich Ihnen über das Aeusserliche der Italienerinnen

zu sagen weifs. Natürlich gilt das nur von den höhern Ständen, und leidet bei den niedrigen mehrere, doch nicht zu bedeutende Ausnahmen. Das Verhältnifs zum männlichen Geschlecht bestimmt, wie immer, das Meiste, und von dem Umfang ihrer Pflichten hängt auch in dem, blos äusserlichen Benehmen des Weibes sehr viel ab.

In den höhern Ständen wird den Frauen ihre Pflicht sehr leicht. Sie sind da weder Mütter noch Gattinnen, und haben weder Sorge für die Kinder noch für das Hauswesen. Sie säugen nicht, und zu Luzians schönem Bild einer vollkommenen Ehefrau möchten sich wohl wenige Originale in Italien finden, „Weiber, welche ihrem Manne hold und „treu, Mütter schöner und gutgearteter Kin„der, verständige Hauswirthinnen, Spinne„rinnen, Würkerinnen, Stikerinnen sind, die, „wie Homers göttliche Penelope, lieber in „ihrem Gynäkeum unter ihren Töchtern und

„Mägden sizen, als schaalen Ergözlichkeiten „nachlaufen, oder ihre Zeit in zweklosen „Gesellschaften mit Plaudern, Verläumden „und Müssiggang tödten, kurz, welche mehr „sind als scheinen wollen, und in einem engen „Kreise von Wirksamkeit nur desto mehr „Gutes stiften;" solche Weiber, meine Freundin, sind überall selten, am seltensten aber unter den höhern Ständen Italiens. In den mittlern sogar liegt auch die ganze Last der Haushaltung meist auf dem Manne, der gewöhnlich den Einkauf für die Küche besorgt. In den niedrigsten Ständen vollends, die Landleute ausgenommen, hat er die meisten Pflichten auf sich. Sogar unter dem Gesinde sind die weiblichen Glieder Signore. Auf den männlichen Bedienten liegt die beschwerlichste Last des Dienstes, das Kehren im Hause, das Bettmachen, Kochen, Reinigen und dergleichen. Das Amt der Cameriera (des Kammermädchens) ist unbedeutend. Sie

figurirt blos, ist die Vertraute der französischen Bühne, und die Unterhändlerin in Liebessachen.

Sie sehen, dafs Italien das Paradies der Frauen ist. Der Schönen ja, und der Verheiratheten. Aber die Arme, der der erste Vorzug mangelt, ist sehr unglüklich. Die Anhänglichkeit an ihren Gatten nimmt jedermann für den Mangel eines Anbeters, und die Nothwendigheit, sich an ihn anzuschliessen, wird zum Gelächter der Gesellschaft. Aber selten wird sich der Mann zu dieser Gefälligkeit hergeben. Sie ist genöthigt, mit irgend einem alten Geistlichen oder Militär vor lieb zu nehmen, um die öffentlichen Orte zu besuchen, auf welchen kein Frauenzimmer ohne Begleitung eines Mannes erscheinen kann.

Am übelsten sind die Unverheiratheten daran. Sie werden mit der grösten Wachsamkeit gehütet, und mit Strenge von allen Gelegen-

heiten ausgeschlossen, wo sie in Gefahr kommen könnten. Keine Gesellschaft, kein Tanzfest, nichts ist für sie da. Nur zuweilen dürfen sie das Theater besuchen; aber auch das nur höchst selten. Ihre ganze Kenntnifs der Welt müssen sie auf dem Wege zur Kirche finden, in welche sie oft, aber immer unter guter Bedekung geschikt werden.

Diese ihre Lage ist am beschwerlichsten, wenn die Mutter noch Ansprüche auf Jugend macht. Alsdann ist das elterliche Haus ein Kloster für sie, in welchem sie nichts als weibliche Gesellschaft sehen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn diese Mädchen dem ersten Jüngling, der sich Zugang zu ihren Augen zu verschaffen weifs, ihr Herz und alles aufopfern; oder wenn sie dem ersten Werber, der erscheint, die Hand bieten. Sei er noch so häfslich, noch so alt; sie nehmen seine Hand an, um durch sie in Freiheit zu kommen.

Livorno, den 20. Februar 1802.

Nach der lebendigen Beschreibung des römischen Karnevals durch den Herrn von Göthe muthen Sie mir, mein Freund, beinahe zu viel zu, wenn Sie in meinen Briefen noch etwas über diese festlichen Tage erwarten. Der Karneval der geistreichen Römer scheint die Beschreibung desselben in andern Städten Italiens überflüssig zu machen. Wenn Sie dieses Fest daher als einen mahlerischen Gegenstand betrachten, wo es darauf ankommt, die schönsten Seiten herauszuheben, und die minder gefälligen ins Dunkel zu stellen, so lege ich die Feder nieder. Sind Sie es aber zufrieden, dafs ich Ihnen einige Züge kopire, welche ein einzelnes Volk, oder mehrere sogar, in diesen Ausbrüchen der zügellosen Freude karakterisiren, so möchte ich Livorno zum Schauplaz meiner Darstellung wählen.

An diesem Ort, dem Sammel- und Wohn-

plaz von Leuten so vieler Nazionen, gewinnt die Ansicht des Karnevals eine ganz eigene Gestalt. Er giebt sich vielleicht nicht so rein italienisch, wie in Neapel, Rom u. s. w. dürfte aber eben darum für den Beobachter leicht merkwürdiger sein, indem sich hier der Geist mehrerer Nazionen in den Ergiessungen der Freude und Thorheit ausprägt. Ueberdies bringt die Menge wohlhabender Leute, die in ganz Toskana verschriene Jovialität der Livorneser, und auch der glükliche Zustand der niedrigsten Volksklassen derselben, welche so viel Geld verdienen, als sie nur wollen, in diese frohen Tage ein üppiges Leben, dessen weder der sparsame Florentiner, noch der ernste Römer fähig sind, mögen sie sich auch zur ausgelassensten Tollheit hinaufschrauben. Der Ausdruk der Freude ist bei Völkern und Individuen ganz der nämliche, und richtet sich nach ihrem Temperament. Der ernste, verschlossene

Karakter wird im höchsten Freudenausbruch einem Berauschten ähnlich sein; der harmlos lustige, einem sorglos unbefangenen Menschen, der nur einige Züge über das Gewöhnliche aus dem Pokale getrunken hat.

Was den Karneval in Livorno besonders eigen macht, ist der grofse Antheil, den auch die niedrigsten im Volke daran nehmen können, und wirklich nehmen. Ich habe im Vorbeigehn bemerkt, wie gut sich der gemeine Mann hier steht, ob er gleich nichts besizt. Er findet immer etwas zu arbeiten; die Arbeit wird ihm reichlich bezahlt; das sorget nicht für den morgenden Tag, ist seine Lebensregel; und so wie er am Sonn- oder Festtag auf dem Markte den fettesten Kapaunen selbst dem ersten Kaufmann steigert, so entblödet er sich nicht, an den Korsotagen eine Miethkutsche zu nehmen, und eben so vergnügt in die Reihe zu fahren. Ich erzähle Ihnen ein andres Mal mehr Merkwürdiges von

diesen Leuten; lassen Sie mich hier noch etwas von einer andern Menschenklasse sagen.

Die Hauptspieler in dieser Komödie sind grofsentheils die Fremden. Unter diesen will ich Ihnen nur die Matrosen der fremden Schiffe bezeichnen, um zum Voraus Ihre Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Wenn der Seemann auf dem Elemente ohne Balken herumgeschwommen ist, schwindelt er, so wie er den Grund betritt, und Sie glauben nicht, welche lustigen Auftritte man oft hier mit diesen Leuten erlebt; dafs sie an einem Feste, dessen gröbste Seiten sie nur verstehen, den lebhaftesten Antheil nehmen, können Sie sich denken. Glüklicher Weise fällt der Karneval gerade in die Zeit, wo sich die meisten fremden Schiffe hier befinden; und auch die Befehlshaber der, im mittelländischen Meere kreuzenden, Kriegsschiffe wissen ihre Mafsregeln immer so gut zu nehmen, dafs auch ihre Mannschaft gewöhnlich den Karneval

in einem italienischen Hafen, und am häufigsten in Livorno, mitgenieſst.

Später, als im übrigen Italien, beginnt der Karneval in dieser Stadt. Der 27te Januar ist ein allgemeiner Bufstag für die Bewohner Livorno's, welchen man mit Fasten und Beten begeht. Da wird die Erinnerung an den 27ten Januar 1742 erneuert, welcher durch ein heftiges Erdbeben die Faschingsfreuden fürchterlich störte. In ihrer Angst versprachen sie dem Himmel, vor diesem Tage nicht wieder lustig zu sein, wenn er sie nach demselben nicht stören wollte, und bis jezt hat er es auch getreulich gehalten. Manche, die den Anfang des Karnevals daher nicht erwarten, und gegen den Himmel doch nicht wortbrüchig werden wollen, gehen nach Pisa und andern Oertern, welche keine so beschwerlichen Verträge gemacht haben.

Die ersten Tage dieser festlichen Zeit unterscheiden sich von andern sehr wenig. Nur

die gesellschaftliche Unterhaltung richtet sich häufiger auf diesen Punkt. Man verabredet wohl auch schon Parthien zusammen, macht Anstalten zu Masken u. s. w. Im Theater ist den leztern bereits der Eintritt erlaubt; allein nur wenige machen davon Gebrauch, ausser an den grofsen Tanzfesten, Veglioni genannt, welche dort gehalten werden, und wo sich besonders diejenigen vermummt einfinden, welche sich in guter Gesellschaft ohne Larve zu zeigen scheuen.

Diese Theatertanzfeste haben in Livorno etwas ganz Eigenes. Ausser der grofsen Menge von Leuten aus allen vier Welttheilen, die sich hier, ohne Rüksicht auf den Unterschied der Menschenracen, in fröhlichen Tänzen mit und um einander herum drehen; ausser der vollständigen, schönen Beleuchtung des Theaters und aller Logen; ausser dem Geiste der allgemeinen Gleichheit aller Stände, sind besonders die vielen Menschentrachten, welche

man natürlich, und als Maske findet, bemerkenswerth. Jeder zeigt sich in Livorno in seiner Nazionaltracht, und die vielen reichen Kaufleute aus dem Osten und Süden treten bei solchen Gelegenheiten im höchsten Glanze ihres vaterländischen Kostüms auf. Auch die jüdischen Weiber dieser Länder lassen sich sehen, und man hat die merkwürdige Gelegenheit, den Kleidergeschmak vom prächtig steifen Goldstoff der Egypterin, und dem geschmaklos erkünstelt ungenirten Anzuge der Engländerin, bis zu dem reizenden koischen Gewande der Italienerin und Französin hinauf zu verfolgen. Wie merkwürdig es sei, hier die Nazionalphysiognomien zu studiren, können Sie sich vorstellen, wenn Sie den fröhlichsten Tanz sich denken, in welchem bald jede studirte Gesichtsfalte in ihre natürliche Bequemlichkeit zurük sinkt.

Nichts geht über das freudige Erstaunen eines Orientalen, der zum erstenmal in ein

solches Fest eintritt. Er, der vielleicht nie ein anderes Weib gesehen hat, als seine Mutter und Schwestern und seine eigenen Weiber, steht nun mit einemmal in der Mitte einiger hundert Weiber, welche alle sehr frei gekleidet, gröstentheils reizend, und nicht selten wirklich schön sind. Welche gierige Blike schiefst er unter seinen dunkeln Augbraunen hervor auf die Schäze, die er nie zu sehen gewohnt ist, ohne sie auch geniessen zu können! Was mufs er von uns Europäern denken, wenn er uns so sorglich um ein Geschlecht bemüht sieht, das, in seiner Vorstellung, nur Wesen einer zweiten Klasse, nur Mittel und keine Zweke umfafst? Welche Erzählungen mag er bei seiner Heimkunft von dem Leben der Occidentalen machen? Wird man es nicht für Mährchen halten, wenn er die Wahrheit erzählt? — Wäre er nicht zu ernst, er würde den Kopf schütteln; und wäre er nicht zu gierig, so

möchte er seinem Vaterland wohl die nehmlichen Sitten wünschen.

Es wird abwechselnd bald deutsch, bald englisch, bald französisch, bald die allbeliebte Monferina getanzt. Jeder versucht es in den fremden Tänzen, und man hat häufig genug den Spafs, einen Engländer mit den flüchtigen Bewegungen der französischen Musik, oder mit den Schwindeln des deutschen Walzers ringen zu sehen. Häufig erheben sich Partheien gegen diesen oder jenen Tanz, die, höflich genug, blos durch lautes Klatschen der Musik zu schweigen gebieten.

Die jezige Sitte gebietet dem Tänzer, jede Foderung um seine Tänzerin zu gewähren. Diese nun, wenn sie schön ist, und gut tanzt, kann keinen Ort finden, wo ihren Vorzügen mehr gehuldigt würde. Auf sie lauern immer Schaaren von Männern, welche, so wie sie die Runde gemacht hat, sich um sie streiten. Oft will sich der Glükliche nicht

trennen; er kapitulirt mit dem Fodernden, und alles läuft, troz der so sehr verschrienen Hize und Eifersucht der Italiener, ohne Blutvergiessen und sogar ohne heftigen Wortwechsel ab. Aber die Damen, welche doch in diesem Lande Königinnen sind, haben bei diesem Streite keine Stimme.

Nach Zwölf verbreiten sich auf einmal ganz eigene Gerüche im Hause. Die magere Zeit des Freitags und Sonnabends hat mit dieser Stunde geendigt, und das Reich der fetten Kühe beginnt nun. Der religiöse Fastenzwang ist den Livornesen ausserordentlich beschwerlich, und die erste Stunde, in welcher derselbe aufhört, wird, wo möglich, durch reichlichen Genufs der Freiheit gefeiert. Die Menge vermindert sich im Parterre, und Freunde und Bekannte suchen sich zusammen. Es sind die Kapaunen, die Rostbeefs, die Schnepfen, welche sie riechen. In jeder Loge wird zu Nacht gegessen, und die Wir-

thin thut das Möglichste, damit es den Gästen ja an nichts fehle. So viele Personen, als nur immer Plaz haben, sizen in dem engen Raum einer Loge beisammen; ja noch mehr, als Plaz haben, finden sich nach und nach ein. Je enger man beisammen sizt, desto vergnügter ist man auch; und es läfst sich keine lustigere Gesellschaft denken, als eine solche, bei einem trauten Souper versammelte. Unglaublich schnell geht einem die Zeit unter diesen Freuden der Tafel, der Gesellschaft und der Musik hin. Selbst der Ernst des levantinischen Juden erheitert sich hier in ein Lächeln, das dem langen Bart nicht zum besten steht. Wer keine Loge, oder keine gastfreien Bekannten hat, kann es diese Zeit über kaum aushalten. Tanz, Herumlaufen und die späte Zeit erweken ihm einen Appetit, welcher durch den, im ganzen Theater verbreiteten Geruch der Speisen zum quälendsten Hunger wird. Wer sich

nicht mit den, aussen zum Verkauf stehenden Austern helfen will, der mufs zu einem Restaurateur gehen, oder Hunger leiden.

Stellen Sie sich ja nicht vor, dafs solche Nachtessen blos von den ersten Leuten der Stadt gegeben werden. Nein, jeder Bürger, der nur ein wenig mitmacht, will den Karneval über einmal in dem Theater speisen, und, mag es ihm auch kosten was es will, er scheut die Ausgabe nicht. Der Preis einer von den bessern Logen ist an solchen Abenden gewöhnlich zwischen sechs und zehn Dukaten, und viele, die Jahr aus, Jahr ein das Theater besuchen, enthalten sich jezt ihrer Gewohnheit manchmal, um diesen Nuzen aus ihren Logen zu ziehen. In jeder Handelsstadt gibt es solche Leute, — und glauben Sie nur gar nicht, dafs jemand hierin etwas Erniedrigendes finde. Nein! So sehr alle aufgelegt sind, an einem Abend den Erwerb von Wochen durchzubringen, so bil-

lig finden sie es auch, dafs ein Andrer sich die Thorheiten seiner Mitbürger zu Nuzen macht.

Während dieser Zeit ist das Theater ziemlich leer, sind der Tanzenden weniger geworden. Allein etwa zwei Stunden nach Mitternacht füllt sich auf einmal der ganze Saal wieder an. Das Gedräng ist jezt meist so grofs, dafs man nur mit Mühe durchgehen kann, und nicht selten von dem Haufen fortgeschoben wird. Die meisten Masken haben sich der beschwerlichen Larven entladen, und man sucht manche derselben neugierig auf, um zu erfahren, ob das Gesicht zu der übrigen Wohlgestalt des Körpers stimme. Manche naht sich jezt, die einen vorher unerkannt genekt hatte. Nicht selten trift sie die unangenehme Ueberraschung, auf einem schönen Hals und bei reizvollem Wuchse, wo die Phantasie schon aus der Klaue den Löwen gebildet hatte, ein abschrekendes Gesicht zu

finden. Mancher, den man als Arlekino oder Policinello, oder sonst in einer gemeinen Maske vernachläfsiget hat, erhält nun sein Recht. Der Geist der Fröhlichkeit ist überhaupt lauter und allgemeiner geworden. Denn wessen Munterkeit würde nicht durch die Freuden der Tafel und des Bechers, und die Scherze seiner Tischgesellschaft um einige Grade über das Gewöhnliche hinauf gespannt?

Solcher Tanzfeste im Theater sind in Livorno während des Karnevals jede Woche eins oder mehrere. Sie unterscheiden sich von einander durch nichts, als die zufällige Verminderung oder Vergrösserung der Menschenzahl. Im Ganzen ist das Vorlezte immer das besuchteste.

Bis in die lezte Woche des Karnevals mufs ich auf einmal mit Ihnen vorrüken; denn bis dahin geschieht wenig Merkwürdiges. Es scheint sogar gegen den guten Ton zu sein, sich früher zu maskiren; und ob es gleich

des Abends nicht an Masken fehlt, so sind es nur die Leute der niedern Volksklassen, welche nicht warten können. Indefs hat doch jeder, dem der Einfall kommt, sich zu verkleiden, immer ein grofses Gefolge hinter sich her, und dem Italiener ist die theilnehmende Freude, selbst beim Anblik der erbärmlichsten Maske, deutlich im Gesicht ausgedrukt. Denn sie erinnert ihn an dieses Abenteuer, oder jenen Spafs, wenigstens an die frohe Zeit, welche nun vor der Thüre ist, und wo auch er sich auf seine eigene Art lustig zu machen gedenkt. Der gemeine Mann ist es hauptsächlich, der in diesen Tagen sich vergnügt, und die breitschultrigen, nervösen Lastträger (facchini), von denen es in dieser Stadt wimmelt, finden besonders viel Freude an Weibermasken. Es ist das Abgeschmakteste, was man sehen kann, wenn ein solcher diker, oft schon bejahrter Kerl mit geschminktem Gesicht und einer Pfeife

im Munde — denn die darf nie fehlen — in langen Röken und einer Perüke von Papier, aber nach der neuesten Mode der Damen aufgesezt, einherzieht, und die Frauen seiner Herren lächerlich macht. Einen sah ich sogar einmal ganz nakt durch die Strafsen gehn. Er war eine Herkulesform, und hatte sich den ganzen Körper mit schwarzer Thonerde bemahlt. Mit Fesseln am Fusse, und an denselben von einigen Türkenmasken geführt, galt er nun auch für eine Maske, und entgieng der Polizei, welche ein solches Skandal nur hier duldet, wo sie die laxeste ist, die es geben kann. Spässe dieser Art von Masken sind natürlich nicht die feinsten, und wenn sie satyrisiren wollen, so geschieht es auf eine so schmuzige Weise, dafs man erstaunt, wie der Unfug — auch alle Maskenfreiheit zugestanden — geduldet wird. Und doch sehen Sie niemand die Nase rümpfen, kein Frauenzimmer das schon halb geöfnete

Fenster wieder zuschlagen, wenn ihr eine solche Gestalt ins Auge fällt.

Der Giovedi grasso, der fette, der lezte Donnerstag im Karneval, möchte wohl der höchste Punkt seiner Freuden sein. Dies ist der erste Korsotag, und mit ihm beginnt, so zu sagen, der Karneval des Karnevals. Schon gegen drei Uhr Nachmittags wird man durch den Lärm, der nun auf den Strassen anfängt, vom Tische aufgejagt. Haufen von Policinellen, Arlekinen und sogenannten Teufeln durchschwärmen mit wildem Jubel die Stadt. Die vielen Kutschen und Wagen aller Art eilen so schnell als möglich an die Häuser, wo sie ihre Ladung einnehmen, oder in die grofse Strasse, wo der Korso gehalten wird, und sie Liebhaber genug zu ihren Fuhrwerken finden.

Diese Strafse ist vielleicht eine der schönsten, welche man zu einem solchen Zweke finden kann. Ungefähr 1000 Schritte lang,

sehr breit, und regelmäfsig gerade gezogen, durchschneidet sie die Stadt und den grofsen Plaz gerade in der Mitte, und endigt an den beiden Thoren. Auf der einen Seite derselben geht der Zug gerade hinunter, und beugt beim Herauffahren auf den grofsen Plaz hinein, wodurch sehr viel Raum gewonnen wird. Eine Kompagnie Soldaten ist durch die Strafse vertheilt, und hält den Zug in Ordnung. Auf beiden Seiten und in der Mitte des Zugs ist zwar ein grofser Raum, doch für das volkreiche Livorno zu wenig, übrig. Allein ohne Gefahr darf man sich in das dichteste Gedräng mischen, weil hier kein lächerlich pompöser Senator, kein fremder Gesandter, Niemand das Recht hat, ausser der Reihe zu fahren.

Dieser Korso möchte sich nur wenig von dem in Rom und andern Städten Italiens unterscheiden. Das vorzüglichste daran besteht, wie dort, in dem Werfen mit kleinen Kon-

fekten, welche in dem verschwenderischen Livorno aus Zuker, und nicht, wie anderwärts, aus Gyps oder wohl gar Bohnen und Erbsen bestehen. Was das Merkwürdigste daran sein dürfte, ist: dafs sich hier alle Stände in dieser Feierlichkeit vermischen. Glauben Sie gar nicht, dafs blos die Kaufleute und die Ersten der Stadt an dieser Freude Theil nehmen. Der Aermste eben so gut, als der Begütertere, miethet sich seine Karosse, sezt sich mit oder ohne Maske, aber mit einem Korb von Konfekten hinein, und fährt in den Korso. Die schönste Equipage sieht sich von der erbärmlichsten Miethkutsche angefallen, und der Geist der Gleichheit, welcher in diesen Tagen herrscht, läfst es dem Stolz und dem Unwillen nicht zu, nur eine saure Mine zu machen. Wer sich nur die geringste Empfindlichkeit merken lassen wollte, würde sich einem allgemeinen Angriff aussezen. Manchen Kärner sah ich auf seinem

elenden Mistfahrwerk in die Reihen fahren, und niemand ärgerte sich darüber, da er es doch wenigstens mit frischen Zweigen bestekt hatte. Manche dieser Karren sind so stark mit grünenden Aesten bepflanzt, dafs sie, Birnam's Walde ähnlich, kaum das liebende Paar erkennen lassen, welches in seinen Schatten sizt. Die Allermeisten sind maskirt; allein in keiner Maske ist der Stand zu erkennen. Es giebt hier viele Kleidervermiether; bei denen man sich um den nehmlichen Preis zum Grofssultan oder zum Arlekino herauspuzen kann. Die leztere Maske, so wie die des Policinello, obgleich die allergemeinsten, werden doch am liebsten gewählt, weil sie der Laune am wenigsten gebieten, und die ausgelassenste Narrheit entschuldigen. Das ernsthafteste Gesicht verzieht sich zu einem gutmüthigen Lächeln, wenn ein Policinello mit seiner Peitsche, an deren Leine eine luftgefüllte Blase befestigt ist, einem

Tüchtig, dafs es laut schallt, auf den Rüken paukt. Nichts kann Sie vor ihm schüzen, und weder das graue Haar noch das ehrwürdige Priestergewand ist vor ihm sicher. Sie müssen sich's gefallen lassen, bis er einen andern Rûken gefunden hat, welcher ihn eben so sehr anzieht, als es der Ihrige gethan hat.

Auch Reiter mischen sich in die Haufen. Nicht selten sind es prächtige Maskenzüge, durch die man sich wirklich über die Kostüms anderer Völker belehren kann. So sah ich eine Gesellschaft von französischen Offizieren, deren gröfster Theil im Orient gewesen war, einen grofsen Zug zu Pferde halten. Sie stellten eine Spazierfahrt des Grofssultans vor, und sein Gefolge bestand aus Truppen aller verschiedenen Uniformen, welche sich in seinen Armeen befinden. Ein andermal sind es Züge von Dichtern, die, statt auf dem Pegasus, auf Eseln zu reiten die Ehrlichkeit

haben. Häufig sind es bekannte Personen der Stadt, besonders der Judenschaft, welche nach dem Leben kopirt erscheinen. Im Ganzen muſs man gestehen, betragen sie sich alle den Karakteren ihrer Masken gemäſs. Unter einer so ganz gemischten Gesellschaft, und bei der so weit gehenden Freiheit des Festes, läſst sich nicht erwarten, daſs die Linie des Spasses immer so ganz genau beobachtet würde. Obgleich ein Gesez dagegen vorhanden ist, so versehen sich doch manche mit so groſsen Konfekten, daſs sie Ihnen Beulen damit werfen können. Auf einem Wagen stand eine Gesellschaft solcher Genossen, die sich mit verschiedenen Sorten von Munition versehen hatten, worunter die gefährlichste in groſsen, mit Puder gefüllten Beuteln bestand. Es war ein schöner Tag, die Elegants der Stadt hatten sich köstlich herausgepuzt, manche waren schwarz erschienen. Diese, und jeder, welcher sich ihnen

in einem dunkeln Kleide näherte, erhielt eine Ladung, und die Wirkung war ungefähr die nehmliche, welche Vaillants mit Wasser geladene Flinte auf die armen afrikanischen Vögel hervorbrachte. Ob man sich gleich über diesen Mifsbrauch der Karnevalsfreiheit ärgerte, so konnte man sich doch nicht enthalten, über den Schreken der feinen Herren zu lachen, welche mit Einemmal ihre sämtlichen Schönheitswaffen zerstört, und sich gezwungen sahen, entweder nicht comme il faut erblikt zu werden, oder nach Hause zu gehen. Viele verschworen sich gegen sie zusammen, und die Unverschämten wurden nun mit ganzen und halben Zitronen, und mit Eiern, um häfsliche Fleke zu machen, so derb angegriffen, dafs sie nichts anders zu thun wufsten, als sich alle mit dem Rüken auswärts zu stellen, und auf dem unempfindlichsten Theil die Strafe für ihre Bosheit zu empfangen.

Alle Comptoirs sind diesen Abend geschlossen, jedermann ist am Fenster, oder auf den Strassen. Wer ein ernsthaftes Gesicht machen wollte, dem würde unter die Nase gelacht werden. Entweder man muſs mittobeu, oder zu Hause bleiben.

Es ist sonderbar, wie die Freude so ansteckend ist. Wär es die Traurigkeit eben so sehr, man würde den Weinenden wie einen Pestkranken fliehen. Ich kenne viele, die, den Karneval blos aus Büchern kennend, mit Achselzuken hingegangen sind, um einst wenigstens sagen zu können, sie hätten die Thorheit mit angesehen. Haben sie sich aber einmal unter die Haufen gemischt, so können sie der Lokung zu dieser Lustbarkeit so wenig widerstehen, daſs sie vielleicht die Ausgelassensten sind. Ich darf es Ihnen wohl gestehen, daſs es mir gerade so ergangen ist. Ein Fremder sagte mir neulich: der Karneval ist doch nichts anders, als ein Divertis-

sement für Kinder. Ich mufste ihm das eingestehn, allein die Worte der Maria Stuart hinzusezen:

Lafs mich ein Kind sein, und sei es mit mir.

Aber es läfst sich wirklich auch viel in diesen kindischen Spielen entdeken, wenn man sich gerade nicht an das Aeussere derselben hält. Bedeutung und Sinn liegt in Allem, und jedes Spiel, jede Posse ist mir darum merkwürdig, auch wenn ich sie nur als Allegorie betrachte, und als solche mir sie deute. Ich liebe diese Art zu sehen, und Manches, was mir sonst Ekel erregt hätte, wurde mir so interessant. In Spielen und Possen prägt sich ohnedies der Karakter des Einzelnen, so wie der Nazion, am deutlichsten aus. Jede Verstellung, welche sonst die Verhältnisse nöthig gemacht hatten, hebt die Freiheit und Unbekanntheit der Maske auf. Obgleich verkleidet, stellen sie sich alle weit

natürlicher dar, als in den puris naturalibus der bürgerlichen Verhältnisse.

Die Karnevalsspiele sind nichts anders, als Sinnbilder, ohne Absicht vielleicht entstanden, und durch Zufall ausgebildet. Der Hang zu Bildern ist der Menschheit angebohren, und in der ersten Kindheit derselben findet man ja jene ernste, gedankenvolle Muse am häufigsten. Jeder Tanz, jedes Spiel ist eine Allegorie, welche auf den Karakter des Erfinders, so wie des Tanzenden und Spielenden, sicher schliessen läfst.

Darum freut mich die Karnevalsfeier mehr, als jede andre. Sie ist mir bedeutend geworden, selbst durch das was ich hineinlegte, und was vielleicht nicht darin ist. Ich sahe Sinn in diesen Bildern der Narrheit, und wo Vergnügungen Sinn haben, da darf man auch sicher auf den Geist des Volkes schliessen; denn in diesem reichen Stoffe prägt er sich am leichtesten und am deutlichsten aus. Man

sagt sonst, zu Narrenrollen auf dem Theater gehöre am meisten Verstand und Talent, und einem Volk, das sie gut zu spielen weifs, fehlt es gewifs nicht daran. Ich freue mich, Ihnen in einem meiner folgenden Briefe meine Gedanken über den Zusammenhang der Karnevalsspiele mit dem allgemeinen Hang der italienischen Nazion zur Satyre, vorzulegen. Für jezt begleiten Sie mich noch einmal in den Korso zurük, wo sich indefs das Gedränge immer mehr vergröfsert, die Kämpfe stärker erhizt haben.

Ich habe Sie schon zu Anfang meines Briefs auf die Matrosen der fremden Schiffe aufmerksam gemacht. Dafs diese auch hier sich einfinden, kann man sich vorstellen, wenn man nur ein wenig vom Karaktar dieser Art von Leuten weifs. Die meisten derselben nehmen sich eine Larve vor's Gesicht, und Sie dürfen darauf wetten, dafs dieses immer eine der allerscheufslichsten ist, die sie nur

auftreiben können. Der rohe Mensch bewundert die Schöpfungskraft der Natur am lebhaftesten in der Mifsgeburt, und auch hier findet sich kaum ein Larvengesicht, das ihm abscheulich genug verzogen wäre. Ohne weitere Maske sezen sie sich zu Haufen in die Miethkarossen, oder durchlaufen in Schwärmen das Gedränge. So weit ihre Munition reicht, werfen sie jedem mit vollen Händen in's Gesicht, und ist diese zu Ende, so halten sie die Hüte bettelnd gegen die Fenster empor, und flehen, immer in ihrer Muttersprache, dafs man sie füllen solle. Selten läfst sich ein Haufen von ihnen sehen, bei welchem sich nicht eine volle Rumbouteille befände, und sie trinken von den Strässen hinauf den Frauenzimmern, die in den Fenstern liegen, Toasts zu. Ueberhaupt habe ich selten einen englischen Matrosen gesehen, der nicht betrunken war. Im Ganzen sind sie doch nicht so toll, als man erwarten sollte,

denn die, doch meist bedeutenden, Possen der Arlekine und Policinelle erreichen sie nicht. —

Die öffentlichen Weiber lassen sich in diesen Tagen alle maskirt sehen. Meist sind sie als Bauermädchen gekleidet, mit Körbchen voll Blumen und Konfituren versehen, von welchen sie ihren Bekannten mittheilen. Dieses Glük haben nun die Matrosen alle, und es ist ein Spafs, die Freude und die Linksheit eines solchen Seemanns zu bemerken, wenn dies geschieht.

Ich könnte Ihnen nun hier noch diese und jene Maske zeigen, die ich im Korso erblike. Allein ich verspare dies auf einen der folgenden Tage, wo das Gedränge in der grossen Strafse nicht so beschwerlich sein wird. Begleiten Sie mich lieber in das Theater, welches heut ganz besonders glänzend ist.

Es sind nehmlich diesen Abend alle Logen im Theater erleuchtet, und alle, so wie das

Parterre, gedrängt voll von Menschen. Die Oper ist heute nur Nebensache, und es zeigt sich nie auffallender, als jezt, dafs das Theater in Italien mehr als der allgemeine Berührungspunkt der Gesellschaft anzusehen ist, wie ich Ihnen in der Folge meiner Briefe weitläufiger beweisen werde. Vor dem Lärm der Zuschauer ist kaum ein Instrument hörbar, und selbst die Buffonerien des geliebten Naldi — vielleicht des ersten Buffo Italiens, der im lezten Karneval in Livorno sang — sind kaum vermögend, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Mit dem Rüken gegen die Scene sind die meisten den Logen zugewandt, wo der kleine Krieg des Korso noch lebhaft fortgesezt wird. Der Abend hat denselben in der grofsen Strafse nur unterbrochen, und manche, die in der Hize des Gefechts eine artige Bekanntschaft gemacht, benuzen sie nun hier, wie sie sie angefangen haben. Freunde und Bekannte

machen einander durch einen Regen von Geschüz gegenseitig auf sich aufmerksam, und begrüfsen und unterhalten sich fechtend. Einer lehnt sich gegen den Andern zu, als ob er ihm etwas sagen wollte, und wenn der Andre das Ohr auch hinneigt, so hat er auch gleich die Hand gefüllt, um List gegen List zu vergelten. In das Parterre hinab wirft man nach seinen Bekannten, um ihnen einen Grufs oder Gegenschufs zu erpressen. Manche Dame hat ungeduldig diese Zeit erwartet, um einem furchtsamen, sich blos mit Augenerklärungen begnügenden Liebhaber diesen deutlichen Beweis ihrer Aufmerksamkeit auf ihn zu geben, und ihn durch die leichten Gefechte des Scherzes an die ersehnten der Liebe zu erinnern. Die Konfekte regnen aus den Logen herunter von den Kämpfen, die oben gehalten werden, und prasseln ihnen, wie Hagel, auf den Hut. Der Boden ist bald ganz weifs übersät, und — wer auch den

allergeringsten Antheil nimmt — wird des Abends, wenn er sich entkleidet, durch die Konfekte, die ihm aus den geöfneten Kleidern fallen, noch an diese Scherze erinnert.

Am meisten haben die Schauspieler auszustehen. Je beliebter einer ist, desto grausamer wird er behandelt, und viele machen sich den unartigen Spafs, dem Sänger gerade in den Mund, oder den Weibern auf andre Theile des Körpers zu zielen. Naldi erschien daher auch mit Brillen, und als diese nichts helfen wollten, sogar mit einem Flor vor dem Gesichte. Ganze Säke von Konfekten, mehrere Pfunde schwer, wurden ihm unter die Füfse geworfen, und er war — so zu sagen — immer überregnet. Auch die Tänzer mufsten sich das gefallen lassen, und manche hatten Gelegenheit, ihre Gewandtheit in den flüchtigsten Bewegungen zu zeigen, wenn sie dem auswichen, was schon da war, oder was sie eben kommen sahen.

Sie wissen, dafs es in Italien überall Sitte ist, in den Logen Besuche zu machen. Im Karneval braucht man einander nicht zu kennen, um dies zu thun, und der Neugierige nimmt sich in diesen Tagen eine Maske, blos um die Bequemlichkeit zu haben, überall hinzugehen, und die gefeiertsten Schönheiten von Angesicht zu Angesicht zu betrachten und zu prüfen. Den Masken wird immer gleich der Siz neben den Damen eingeräumt, und die Freiheit des Tages entschuldigt manche Kekheit, welche sonst nie verziehen würde. Durch Anspielungen auf Persönlichkeiten, auf geheime Geschichten u. s. w. wird eine Maske oft sehr räthselhaft, und darum auch desto wichtiger. Man beugt sich nahe gegen sie hin, um ihr ins Auge zu sehen, und sie hat dafür den Vortheil, nur auf einige Zoll Entfernung sich in den schönsten Augen zu spiegeln. Man wendet allen Wiz an, sie auszufragen, ihr gut zu antworten, und wenn man

sie zu kennen glaubt, sie durch gleiche Anspielungen auf ihr geheimstes Leben — das sie vor der ganzen Welt verborgen zu haben glaubt — selbst unter der Larve in Verlegenheit zu bringen. Auch der Verliebte benuzt diese Stunden, sich ungescheut seinem Idole zu nähern, ihr in Räthseln sich deutlich zu machen, und in verblümten Antworten zur Hofnung oder zum kühnen Angriff ermuntert zu werden. Mag ein Mann auch noch so eifersüchtig sein, in diesen Tagen nüzen ihm seine hundert Augen nichts, und es ist alles darauf zu wetten, dafs er betrogen wird.

Auch dem Hafs, dem Neid und der Bosheit kommt die Freiheit des Festes zu statten. Jeder darf sich darauf gefafst machen, dafs ihn der Feind zu finden wisse, und es müfste der Bosheit ganz an Verstand fehlen, wenn sie jezt nicht bitter zu kränken vermöchte. Die Schönsten sind diesen Angriffen am meisten ausgesezt. Eine Nebenbuhlerin, eine Neiderin,

ein verschmähter Liebhaber, sind unter der Maske gefährlich, und man erzählte mir auch von einem allzuneugierigen Gatten, der in der Verkleidung die Treue sejnes Weibes selbst auf die Probe sezte, und sie zu leicht fand.

Das Theater hat diesmal früher als gewöhnlich angefangen, und endet daher auch schon um zehn Uhr. Jedermann eilt nach Hause, um sich bis zwölf Uhr — wo die magere Zeit beginnt — mit dem Fette des fetten Donnerstags gütlich zu thun. Die Fröhlichkeit der Scenen des Tages wird bei diesem Nachtessen zur lauten Lustigkeit, und es verbreitet sich ein allgemeines Lachen, wenn der Schlag Zwölf den Mund, der bereits darnach geöfnet war, einem fetten Stüke Kapaun wieder verschliefst. Bei der grofsen Vorliebe der Livorneser für das Fettessen mufs man sich billig wundern, dafs sie doch so wenig gegen das Gebot der Kirche sündigen.

Der nächste Samstag erlaubt die Faschingsfreuden wieder, welche der traurige Freitag und Sonnabend verboten hatten. Der Korso ist vielleicht diesmal nicht so zahlreich, die Menge der Masken auf den Strafsen aber desto gröfser. Ein grofser Theil darunter sind die Mägde, welche diesen Tag am besten geniessen. Meist in mousselinenen oder auch rosenfarbenen seidenen Kleidern, haben sie eine Schachtel mit Puder und Quaste unter dem Arm, und jeder ihrer Bekannten, und wer ihnen gefällt, wird tüchtig eingepudert. Gerathen Sie unter einen Schwarm solcher weiblichen Friseurs, so hilft all Ihr Widerstand nichts. Sie müssen halten und sich pudern lassen, bis ein andrer Vorübergehender Sie mit gleichem Schaden befreit.

Wirklich karakteristisch für Livorno scheint die Fischermaske zu sein, welche man so häufig sieht. Sie ist vielleicht eine der ältesten, denn sie erbt sich unter den Fischern

fort, und wird nicht leicht von jemand gebraucht, als von diesen Leuten. Ein kurzer, brauner, zottichter Kittel mit einer spizigen Kapuze, und eine Angelruthe, an deren Leine Bakwerke herunterhängen, sind die einzigen Erfordernisse dazu. Die Angelruthe wird von der Maske etwas vorwärts gesenkt in der Höhe getragen, so dafs die Leine mit dem Gebakenen den Jungen, die einen solchen Fischer schaarenweise begleiten, gerade über dem Kopfe hängt. Sie können sich keinen unschuldigern Spafs denken, als diesen, wenn die Jungen mit dem Munde in die Höhe schnappen, und den Köder zu erhaschen suchen. Würde die Leine auch nicht jedesmal emporgezogen, wenn ein Fisch sich naht, so verhindert schon in der Menge derselben einer den andern, seinen Sprung zwekmäfsig zu machen. Und gelingt es einem einmal doch, so ist das Gelächter unermefslich, wie das der Homerischen Götter. Solchen Fischen

mag wohl der heilige Antonius gepredigt haben.

Eine andre, dieser verwandte Maske, welche man nicht selten in Livorno sieht, ist die eines Meergottes. Es ist meist ein grofser, ganz mit Moos oder Meergras überzogener Kerl, der noch ausserdem in ein weites Gewand von Fischernezen gekleidet ist. Mit einem gewaltigen Dreizak, häufiger noch mit einer Nezruthe, läuft er durch die Strafse, und ich habe manchen gesehen, der selbst den frommen Aeneas durch ein donnerndes quos ego ins Bokshorn hätte jagen können.

Von heute an wird nun jeden Tag Korso gehalten, bis der Fasching sich endet. Am Montag ist er am unbedeutendsten, weil der grofse Posttag die meisten abhält, daran Theil zu nehmen. Indefs schwärmen doch genug Masken in den Strafsen und Häusern herum, und auch der Kaufmann ist nicht sicher, an seinem Pulte, mitten unter den

dringendsten Geschäften, von ihnen gestört zu werden. Masken besuchen einander, treiben und vervielfältigen den Spafs so viel als möglich, und manche hat Eile genug, gewisse Verhältnisse ins Reine zu bringen, welche nur die Verborgenheit gebohren hat, und auch blos sie erhalten kann.

Ausser dem grofsen Lärm, dem gänzlichen Stillstand jeder ernsten Beschäftigung, dem glänzenden Korso, und dem lärmenden Theater, zeichnet sich der lezte Karnevalstag durch die grofsen Nachtessen aus, welche das Ende desselben ausmachen. Man hat den Mailändern sonst vorgeworfen, sie könnten nicht fröhlich sein, ausser bei vollen Schüsseln und Gläsern, und mit gleichem Rechte könnte man dieses auch den Bewohnern Livorno's nachsagen. Wenn diese daher recht munter sein wollen, so müssen sie

Sizen in langen Reihn, und voll vor Jedem die Tische

Stehn mit Brod und Fleisch, und lieblichen Weins in den Krügen.

Sie versäumen daher selten eine Gelegenheit sich diesen Genufs zu verschaffen, und solche Mahlzeiten sind an gewissen Tagen eben so zur Gewohnheit geworden, als der Osterfladen manchen deutschen Familien. Das heutige Soupèr wird durch den Nachklang der Fastnachtsfreuden besonders munter. Alle Scherze werden nun wiederholt, alle Masken noch einmal durchgegangen, die geheimen Anekdoten aufgesammelt, um sie gelegenheitlich zu verbreiten. Die während der vergangenen Tage gemachten Bekanntschaften werden jezt gestempelt, und jede Familie ist gewifs, einen neuen Hausfreund diesen Abend bei sich zu sehen. Niemand denkt noch der traurigen Fastentage, die da kommen sollen, ausser der Wirthin, die ihre Gäste zum Essen ermuntert, auf dafs die zwölfte Stunde ja keinen fetten Broken mehr finde. Eine solche

Ermahnung bringt jedesmal eine Pause von einigen Minuten hervor, in denen man nur die Kauenden hört, aber sogleich wird es wieder laut, und über den neuen Scherzen ist das wohlgemeinte, allgemein gebilligte Gebot wieder vergessen.

Aber mit Einemmale

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Gloke,

die an Ertödtung des Fleisches, an das ernste: Alles mufs zu Staub und Asche werden! erinnert.

Nicht religiöse Gedanken, aber die unangenehme Betrachtung, dafs die Freude nun ein Ende habe, die vierzig traurigen Tage beginnen, bringen eine ernste Stimmung hervor, welche für den unbefangnen Zuschauer im höchsten Grade lustig ist. Sie sizen eine Zeit lang stille da, Einer sieht den Andern endlich an, sie lachen noch einmal alle über

den gegenseitigen Ernst, und wünschen einander gute Nacht.

Man geht stille und leer zu Bette; aber das noch fortdauernde Läuten der Gloken, die Bettler, welche auf den Strafsen herumrufen und den guten Christen rathen, doch ja alle noch übrigen fetten Broken von sich zu werfen — verursachen eine so unangenehme Störung des Schlafs, dafs sich der ermüdete Geist nicht einmal durch die Rükerinnerung an die vergangenen Freuden mehr erquiken kann.

Und so sind die frohen Tage nun auf einmal zu Ende, und ich wäre wohl in Versuchung auch mit einer Fastenpredigt zu schliessen. Da ich mir aber vorgenommnn habe, Ihnen in meinem nächsten Brief zu zeigen, dafs auch die Fastenzeit in diesem Lande der Freude ihre Freuden hat, so lassen Sie mich hier schliessen u. s. w.

Livorno, den 30. *April* 1802.

Ecclesia non sitit sanguinem.

Mein voriger Brief enthielt das Versprechen, Ihnen mit nächstem etwas über die Fasten zu sagen. Ich thue es jezt um so lieber, da diese Zeit eben vorübergegangen ist, und die Bilder derselben mir noch ganz frisch im Gedächtnifs stehen. Fürchten Sie nicht, dafs es mir für diesen Brief an unterhaltendem Stoff fehlen werde; denn in diesem Lande sind Religion, Lebensgenufs und Spiele so fein verbunden, dafs man kaum eins ohne das andre geniessen kann; und sogar die ernstesten Pflichten der ersten haben durch die leztern eine so freundliche Seite gewonnen, dafs man sich gar nicht wundern darf, wenn selbst die Aufgeklärtesten sich nicht von der Beobachtung derselben lossagen.

Diese vierzig Tage sind, wie Sie wissen, durch den Geist der ursprünglichen Einrichtung, der Abgezogenheit, Traurigkeit und Büfsung bestimmt. Die Zahl Vierzig spielt überhaupt in den Religionsurkunden eine bedeutende Rolle, und wenn die Sündfluth, die den Niniviten zur Sinnesänderung gegebene Frist, die Fastenzeit des Moses auf Sinai, oder des Propheten Elias, vierzig Tage, und die Irreise der Israeliten in der Wüste sogar vierzig Jahre dauerte, so glaubte die Kirche nur wenig zu thun, wenn sie ihren Gliedern nicht länger zu fasten befahl, als es sich jene heiligen Männer selbst gefallen liessen. Gregor der Grofse that daher sehr gelehrt, von sehs und dreifsig Tagen, wie es vor ihm war, die Fastenzeit auf die runde Zahl von vierzig zu sezeu, welche derselben auch noch heutzutage in der italienischen Sprache den Nahmen Quaresima gegeben hat.

Einen grofsen Kontrast müfsten die Fa-

schings- und Fastentage gegen einander machen, wenn man nicht so gut dafür gesorgt hätte, dies zu verhüten. Mehrere Wochen der ausgelassensten Freuden uud Vergnügungen, sich an vierzig Tage der Stille, Abgezogenheit und Kasteiung unmittelbar anschliessend, dürften in der Seele des guten Christen eine sonderbare Verwirrung hervorbringen. Wenn ihm die Religion erst die ausschweifendsten Ergüsse erlaubt, und die Gränzen der Mäfsigkeit so nachläfsig vorgezeichnet hat, so müfste das, den Zeiten der Freiheit folgende Nachdenken über seinen Gemüthszustand, nichts als quälende Zweifel über die Erfüllung seiner Pflichten hervorbringen, wenn ihm eine Religion auch nicht beschwerlich däuchte, welche, wie eine launische Göttin, bald Freude bald Trauer ausspendet.

Aber von alle dem ist nichts erfolgt. Lassen wir es noch dahin gestellt sein, ob es die Religion selber, oder der heitere, wizige

Geist der Nazion ist, welche der Fastenzeit ihre so ganz eigene Richtung gegeben hat. Hören Sie mir zu, was ich bemerkt habe.

Der, dem Karneval unmittelbar folgende erste Tag der Fasten ist vielleicht der traurigste unter allen. Bis tief in die Mitternacht hinein wurden die Schmausereien der fetten Zeit gedehnt, und die Fröhlichkeit und der Gedanke an die magern Tage hat Manche in der leztern Nacht über die Gränzen der Mäfsigkeit hinwegstolpern lassen. Man begegnet an diesem Tag Vielen, welchen man die Ausschweifungen der vergangenen Nacht deutlich im Gesicht liest, und da der Aschermittwoch in Sak und Asche sich zu kleiden befiehlt, so ist es auch den Künsten der Toilette verboten, die Spuren der lezten Ausschweifungen zu verbergen. Wirklich ist dies vielleicht der einzige Tag im Jahr, der die Geheimnisse des Puztisches in den bleichen, wüsten Gesichtern ausplaudert, welche

einem heute begegnen. Die Religion treibt alles nach den Kirchen, um das Symbol dessen, was der Mensch war, ist und sein wird, zu empfangen. Manche, die sich gestern blühend gesehen haben, erbliken einander nun auch wirklich welk, und haben kaum den Muth, sich in die Augen zu schauen — so stark werden sie an die Hinfälligkeit ermahnt.

Die französischen Truppen nehmen sich unter der jezigen Regierung viele Freiheiten heraus, und sie wagten es schon zwei Jahre hinter einander, den heiligen Aschermittwochstag zu entweihen. In einem langen Zug, voraus mit ihrer Musik, durchzogen etliche und fünfzig die Strafsen. Sie waren alle schwarz gekleidet, mit langen Flören behängt, und umringten den Sarg, in welchem ein ausgestopfter Popanz lag, der den abgeschiedenen Karneval vorstellte. Vor dem Sarg giengen Priester und Fakelträger einher,

und alle füllten die Zwischenräume, in welchen die Musik schwieg, mit Gesängen aus, die denen der Brüderschaften bei ähnlichen Begebenheiten nachgebildet waren. Den ganzen Zug führte ein Marschall an, mit seidenen Unterkleidern, einem Federhut und Stok und Degen, und machte, wieder ächt royalistisch, die Honneurs der Trauergesellschaft. Nachdem sie so, zum grofsen Aergernifs der guten Christen, die ganze Stadt durchzogen waren, sammelten sie sich auf den grofsen Plaz, machten ein Feuer an, und verbrannten den Karnevalspopanz unter traurigen Gesängen. Mancher Italiener sah höhnisch lächelnd zu, und erinnerte spottend an die Zeit, wo die nehmlichen Soldaten, auf der nehmlichen Stelle, noch lächerlichere politische Spiele um den Altar der Freiheit, aber mit ernsthafterem Gesichte, getrieben hatten, als heute. Dieser Spafs, obgleich ehmals, und wohl heutzuage noch, in allen Pro-

vinzialstädten Frankreichs getrieben, und so unschuldig er an sich ist, war doch die gröbste Verhöhnung der Geseze des Landes, welche an diesem Tage alle Masken, und selbst während des Karnevals, jede derselben strenge verbieten, die nur die geringste Anspielung auf gottesdienstliche Gebräuche enthält.

Der erste Samstag der Fasten wird auf eine ganz eigene Weise gefeiert. Am Abend desselben wird noch in manchen Häusern zur Reminiszenz des Karnevals getanzt, und wenn dies auch nicht der Fall ist, so werden doch wenigstens die Freunde und Bekannten zur rottura della pentola eingeladen.

Dieses Gesellschaftsspiel ist eines von denen, die durch lebhaftes Gelächter, worin sie die Spielenden und die Zuschauenden erhalten, unter denselben eine unwiderstehlich muntere Laune verbreiten. Wenn sich die ganze Gesellschaft versammelt hat, so wird

sie in das Zimmer geführt, in welchem die Anstalten zur diesmaligen Unterhaltung gemacht sind. Diese bestehen in einem oder zweien, wo möglich etwas grofsen, irdenen Töpfen, welche an der Deke des Zimmers aufgehängt sind. Sie sind gefüllt — aber mit was? Das ists, worauf die Neugierde der ganzen Gesellschaft sich heftet. Man verbindet einem Gliede derselben die Augen, und führt es dann, um die Spur zu verlieren, einigemal im Kreise herum. Nun läfst man es frei, und es darf mit einem ihm in die Hand gegebenen Stok etwa drei Schläge in die Luft thun. Diese gelten den Töpfen. Allein es geschieht nicht selten, dafs eine oder mehrere Stunden lang so fortgespielt wird, und nach und nach die ganze Gesellschaft an die Reihe kommt, ohne dafs einer trift. Gelingt es endlich, so zerbricht der Topf, und schüttet sein Eingeweide über den Schlagenden aus. Dies besteht gewöhnlich

bei dem einen aus Konfekt, oder einem niedlichen Vogel, oder Blumensträussen, bei dem andern aber aus Wasser, oder Sand, oder gar nichts. Wer nun das Glük hat, den ersten, den Glükstopf, zu treffen, ist Sieger, und hat die Freude, die Gesellschaft mit seinem Gewinn zu beschenken; wer den zweiten trift, der wird tüchtig begossen, und mufs alsdann noch irgend eine Strafe, oder wohl gar die Zeche bezahlen. Die Aufmerksamksit der Gesellschaft ist beständig auf die Töpfe gerichtet. Die Erwartung, wenn der Stok erhoben wird, wenn er ihnen nahe ist, wenn er schlägt, wenn er trift, wenn er fehlt; die Scherze, womit man den Spieler irre zu leiten sucht; der Spott, womit die Taufe begleitet wird; die Freude, wenn er den Glükstopf gewinnt — alles das macht diese Unterhaltung zu einer der lustigsten, die ich kenne.

Sie sehen, dafs dieses und andere Spiele der

Art nur für den Kreis häuslicher Freuden bestimmt sind. Auch dieser Spafs hat seine mystische Bedeutung. Die Töpfe sind die Fleischtöpfe, welche hier mit gleichem Nuzen zerbrochen werden, wie man einen Verbrecher im Porträt an den Galgen hängt. Die vierzig Tage hindurch soll der Christ nicht einmal Fleisch essen können, wenn er auch schon wollte. Da man aber in neuern Zeiten diesen Zwang zu beschwerlich oder unnöthig gefunden, und die eigentlichen Fastentage nur auf einige wenige eingeschränkt hat, so ist diesem Spiel freilich sein ursprünglicher Zwek verloren gegangen, wenn es gleich dafür desto lustiger geworden ist. Wenn im Karneval die Bande der gesellschaftlichen Ordnung und der Zwang der Stände aufgelöst ist, so hat die Sitte dafür gesorgt, in der Fastenzeit die kleinen Familienverbindungen enger zusammen zu ziehen, und der Freude eine minder rauschende Richtung zu

geben. Sie werden in der Folge dies noch deutlicher sehen, wenn Sie hören, wie selbst der Gebrauch des Cicisbeats an gewissen Tagen aufhört, und der Ehemann völlig in die Rechte des Gatten eintritt.

In die Fasten fallen eine Menge von Feiertagen. Schon jeder gemeine Tag nähert sich diesen durch die stärkere Verpflichtung, die Kirchen zu besuchen; und da in Italien Kirchen eben so gut, als Theater, zu Berührungspunkten der Gesellschaft dienen, so ist der kirchliche Zwang eben nicht so beschwerlich, als man glauben sollte. Wenn man den Besuch der heiligen Oerter auch nicht als einen günstigen Vorwand des Müssiggangs betrachten will, so giebt er doch dem schönen Geschlecht das Recht, sich jeden Tag zu puzen, um nicht in unwürdigem Gewande vor dem Heiligsten zu erscheinen.

Der gute Ton gebietet den Frauen der vornehmern Stände hier des Vormittags die

Kirchen zu besuchen. Die Geschäftigkeit der Männer befreit sie von der oft sehr beschwerlichen Begleitung des Cicisbeo, und manche mag diese Zeit zur Anspinnung neuer Verhältnisse benuzen. Man geht in die Kirche, steht, sezt sich, kniet, wo man will, und das bunte Gemische der Betenden, Singenden, Schlafenden, Kommenden, Gehenden, sezt über die Gefahr hinweg, dafs ein feuriges Augenspiel, ein verstohlener Händedruk, ein heimlich zugeschobenes Billet, beobachtet werden könnte. Und braucht man denn gerade in die Kirche zu gehen, wenn man unter diesem Vorwand das Haus verläfst? Kann die Religion nicht zum Dekmantel einer andern Göttin dienen, welche man in reinerem, höherem Sinn ihre Schwester nennen darf?

Die Zeit der Fasten hindurch wird in allen Kirchen gepredigt. Schon dieses ist ein seltenes, und darum neues Schauspiel. Da

weder Pflicht noch Herkommen einen nöthigen, vom Anfang bis zum Ende auszuharren, so geht man gern in die Kirche, um sich da Wahrheiten sagen zu lassen, von denen man sich eben nicht so sehr beschwert fühlt. Die ausdruksvolle Körpersprache eines italienischen Predigers, das Feuer, mit dem er gewöhnlich spricht, die starken, häufig übertriebenen Beschreibungen, welche er macht, die unterhaltenden, oft romanhaften Legenden, die er erzählt, versezen, die Weiber besonders, in eine angenehme Rührung und Wehmuth, welche ihnen eigentlich Wonnethränen entlokt.

An den Feiertagen erscheint die Religion wirklich als eine freundliche Göttin. Die Sitte hat die lieblichsten Bilder eines frühern, unschuldigern Menschenalters an sie angeknüpft, und die Feier der Kirche zu einem reizenden Spiel gemacht. Die sogenannte mezza Quaresima, der mittelste unter

den vierzig Tagen, hat besonders für den Pöbel und für die Kinder viel Belustigendes. Mit Leitern, die sie einander auf den Rüken mahlen, oder von Papier ausschnizeln, treiben sie den deutschen Aprilspässen ähnliche Scherze, und der St. Josephstag wird besonders munter durch den festlichen Puz, in welchem jede Strafse, jedes Haus erscheint. Ueberall sind Heiligenbilder aufgehängt, auf den Strafsen selbst kleine Altäre errichtet, auf welchen den Heiligen zu Ehren, wenn schon keine Hekatomben, doch bescheidne Blumensträusse duften. Ueberall sizen sogenannte povere vergognose, Weiber, die sich des Bettelns schämen, und um nicht erkannt zu werden, sich in weisse Bettlaken einhüllen. Solcher vornehmen Bettlerinnen findet man in den Hauptstrafsen ganze Reihen, welche in der Entfernung an die in Steine verwandelten Seriphiden erinnern. Man glaubt am heutigen Tage gröfseres Recht zum Betteln

zu haben, als sonst, und Kinder, die sich sonst nie dazu brauchen lassen, nehmen ein Tellerchen mit einem Blumenstrauſs in die Hand, und umringen einen mit einem: mi dia un quatrino per San Giuseppe (geben Sie mir doch einen Pfenning um des heiligen Josephs willen), nicht per l'amor di Dio (um Gottes willen), in dessen Namen sie sich doch zu betteln schämen würden. Wie der heilige Joseph zum Ruhm eines so groſsen Blumisten gekommen ist, mag er wohl eben so wenig wissen, als ich; aber es duften ihm heute die schönsten Kinder des Frühlings zu Ehren. Vor den Garküchen (osterie), deren man in den italienischen Städten so viele findet, stehen groſse Tische mit reinlichen Tischtüchern, auf denen das Wohlschmekendste, was der Wirth nur zu bereiten versteht, in hübscher Ordnung aufgestellt ist. Zwischen den dampfenden Schüsseln sieht man Blumenkränze, und

die Tulpen, Veilchen und Hiazinthen loken zuerst das Auge, ehe die Nase unwiderstehlich von den duftenden Braten gefesselt wird. Der gemeine Mann mufs an diesem Tage fritelle (eine Art gebakener Aepfel) essen, oder er glaubt, seine Pflicht nicht gegen den heiligen Joseph erfüllt zu haben. — Am muntersten wird die Fastenzeit, wie die des Karnevals, gegen ihr Ende zu. Die Religionspflichten werdən häufiger und dringender, und wie man dort die Freude nachholt, so thut man es jezt mit der Bufse. Am grünen Donnerstag und Charfreitag mufs ein guter Christ, wenn er comme il faut sein will, schwarz erscheinen, und wenigstens sieben Kirchen besuchen.

Sie sehen, auch diese Religion spielt mit heiligen Zahlen. 40, 7, 3 kommen nicht selten in derselben vor, und ich weifs, dafs manche im Lotto auf diese Zahlen sezen, um mit der heiligen Terne zu gewinnen. Dafs

einem niemand, den man über die Bedeutung der siebenten Zahl fragt, befriedigende und übereinstimmende Antwort zu geben weifs, könnte wohl ein Zeichen ihres Ursprungs aus dem griechischen Alterthum sein, von welchem überhaupt noch so mancher Nachklang gehört wird.

Diese Tage nennt man il Carnovaletto (den kleinen Karneval), auch il Carnovale delle Donne (den Karneval der Weiber), und dies aus keinem andern Grunde, als weil auch an ihnen eine Art von geistlicher Mummerei vorgeht, die vielleicht eben so lustig ist, als die des Faschings. Um sieben Kirchen zu besuchen, welche oft weit von einander entlegen sind, in jeder eine Viertelstunde oder auch mehr zu verweilen, sind zween Tage kaum hinreichend, und die kirchlichen Zeremonien dauren daher bis tief in die Nacht. Alles ist auf den Strafsen, und das Gedränge oft so grofs, dafs man kaum

gehen kann. Die Mädchen, welche an diesen Tagen zum Vorschein kommen, überhaupt die Menge gut gekleideter Leute, und der seltene Vortheil, beinahe die ganze Volksmenge eines Orts mustern zu können, loken auch die, welche nicht die Religion treibt, auf die Strafsen. Jene Reisenden, die bei einer nur flüchtigen Durchfahrt durch eine grofse Stadt sogleich über die Schönheit oder Häfslichkeit ihrer Bewohner urtheilen, sollten sich jezt unter die Kirchenthüren stellen, um zu einem gründlichen Ausspruch berechtigt zu sein.

Was diese Tage besonders lustig macht, ist die streng beobachtete Sitte, dafs der Cavaliere servente (den man sonst Cicisbeo nannte) heute den Arm seiner Dame ihrem Gatten überlassen mufs. Die Eheleute kommen sich in diesem Aufzuge selbst so drollig vor, dafs sie jedermann, der ihnen begegnet, anlachen, als ob sie ihn fragen wollten: sieht

das nicht närrisch aus? Und es sezt unter Bekannten unzählige Spässe, wenn sie einander, so sonderbar zusammengestellt, sichtbar werden. Der Cicisbeo geht jezt allein, und hat die seltene Freude, auch die übrigen Töchter des Landes mustern zu können, woran ihn bisher die sklavische Aufmerksamkeit auf seine Gebieterin verhindert hat.

In diesen Tagen ersezen die Kirchen die Stelle des geschlossenen Theaters. Jede puzt sich auf ihre eigene Weise heraus, und wenn die eine durch prächtige, geschmakvolle Verzierung der andern den Vorzug streitig macht, so siegt diese durch einen schönen Gesang, oder eine anziehende Zeremonie. Das Fufswaschen und andre dergleichen Spielereien loken die Leute an, und ich kann Sie versichern, dafs man nach so etwas wie nach Taschenspielereien und englischen Reuterkünsten läuft. Symbolische Vorstellungen der Art haben bei dem grofsen Haufen, für den sie

doch zunächst bestimmt sind, alle Bedeutung und Salbung verloren, und er besucht die Kirche, um etwas Schönes und Seltenes zu sehen, und nachher mit den Seinen davon plaudern zu können.

Es kommt einem Fremden, der gar nichts von diesen Religionsgebräuchen weifs, höchst sonderbar vor, wenn er in diesen Tagen jedermann, Männer und Frauen, Vornehme und Geringe, Alte und Junge, an kleinen Haselnufs-Stäben einhergehen sieht. Schon einige Wochen vorher werden ganze Karren voll solcher Stöke in die Stadt gebracht. Sie sind auf verschiedene Weise und meist wie Jakobs seine geschält, mit dem er das bekannte Wunder an seinen Schafen bewirkt hat. Solche Wunder geschehen nun heutzutage, wo es auch nicht so sehr auf die Farbe der Schafe ankommt, nicht mehr; aber diese Stöke haben doch andre wunderbare Kräfte, welche vielleicht denen des frommen Erzvaters

gefehlt haben. Sie werden gewöhnlich des Abends in den Kirchen ausgetheilt, und man klopft mit denselben einigemal auf die Erde, um, wie der gemeine Mann sagt, den Satan oder Judas auszutreiben, nach andern, die Finsternifs zu verjagen, oder durch diese symbolische Handlung die Sünden in die Flucht zu schlagen, oder an die Geisselung Christi zu erinnern. Alles liegt auf den Knien, alle Lichter brennen, und ein einfacher Gesang ertönt, der, nur durch das Summen der ihn begleitenden dumpfen Stimmen der Andächtigen schwach unterstüzt, wirklich einen grofsen Eindruk macht. Die Lichter werden nach und nach ausgelöscht, man theilt die geweihten Stöke aus, und endlich erlischt auch die lezte Lampe, dafs starke Dämmerung herrscht. Nun beginnt der heilige Kampf; und da kein Feind sich zeigt, so hat die Kirche bald den Sieg davon getragen.

Alles dieses geht Abends vor. Die schöne Jahrszeit, das Gedränge, das heilige Getümmel, der nervenreizende Weihrauchduft, die Hize, die verrätherische Dämmerung in den Kirchen, und wenn Sie Voltaire'n glauben wollen, die erhizende Beschaffenheit der Fastenspeisen selbst — alles dieses sind eben so viele Gefahren für die Tugend und Reinheit der Gesinnungen. Ich will nichts davon sagen, wie leicht sich die Andacht in Sinnengefühle verirrt; aber diese Kirchenbesuche haben Folgen, die ich Ihnen nicht einmal nennen mag. Man sieht dieses auch wohl ein, und mehrere Brüderschaften sind so vernünftig, ihre Kirche nur Einem Geschlechte zugleich zu öfnen.

Ein guter Christ bewahrt jene Stöke wohl auf. Der Kampf gegen die unsichtbaren Mächte, welchen sie ausgehalten, und die Weihe, die sie empfangen haben, macht sie auch sonst noch stark gegen andre Feinde.

Man klopft z. B. die Röke damit aus, und ist sicher die Motten zu verjagen und kein Loch hinein zu machen. Auch die Schläge, welche ein Vater seinem Sohn damit giebt, haben eine fruchtbarere Wirkung, und treiben unwiderstehlich zur Besserung, ungeachtet sie nicht so sehr schmerzen, wie profane Stöke.

Diese grofse Bewegung aller Bewohner der Stadt gegen die Kirchen ist eine goldene Zeit für die Bettler. Alle rottiren sich in diesen Tagen in die Städte, und kampiren in den Strafsen in den sonderbarsten Gruppen und den verschiedensten Stellungen, die sie ein körperliches Gebrechen nur immer zu nehmen zwingt, oder ihnen ihre List angegeben hat. Auf neue Formeln, das Mitleid des Nächsten zu rühren, haben sie sich besonnen, und mancher, der eine ganze Predigt oder einige Verse auswendig gelernt hat, wohl gar selbst improvisirt, versammelt ein

aufmerksames Publikum um sich, und wuchert nicht unglüklich mit seiner Beredsamkeit. Ein andrer konnte durch den, einen ganzen Vormittag wiederholten Zuruf: oh, che bell' orazione, che vi voglio fare! (o welche schöne Rede will ich euch halten!) niemand zum Stehen bringen, ausser etwa ein altes Mütterchen, dessen schlaffes Trommelfell durch die fürchterliche Stimme des Kerls getroffen wurde. Er versprach aber seine Rede in einem fort, und begann sie niemals.

Auch die angesehenen Bürger der Stadt stellen sich in diesen Tagen an die Kirchen, und betteln Beisteuern, die zu verschiedenen, oft guten Zweken verwendet werden. Einem solchen Mann kann man aber weder ein Almosen abschlagen, noch ihn mit einer Kleinigkeit abfertigen. Die Kirche, welche an vielen Orten schöne junge Mädchen zu diesem Dienste braucht, hat es auch hier nicht

übel eingerichtet, und das Mitleid gegen die Armen noch durch andere Mittel zu rühren gewufst, als blos durch die unwirksamen, welche die christliche Moral anwendet.

Am Ostertage geht endlich die Freude wieder an. Der Erlöser mufste schon am Sonnabend aufstehen, damit dieser Tag doch ja durch keine traurige Erinnerung gestört würde; denn dies ist ein grofser Schmausetag, der aber auch wieder sein Unterscheidendes hat. Jede Familie ifst heute allein; niemand nimmt Gäste und Einladungen an, und jeder mufs am eigenen Heerd das Osterlamm verzehren, welches heute auf keinem Tische fehlen darf. So köstlich die Fastenspeisen auch immer waren, so schmeken diese profanen Bissen doch wieder ganz vortreflich, und es ist eine freundliche Ahnung der Dinge, die da kommen sollen, am Vorabende die Strafsen und Pläze zu besuchen, wo die Buden und Tische mit verkäuflichem Mundvor-

rath stehen. Sie sind auf die lokendste Weise herausgepuzt, und Kunst und Natur müssen alles dazu beitragen, um auch dem schmuzigsten Käse- oder Fischladen eine erfreuliche Ansicht zu leihen. Schinken und Würste sind mit Lorbeern bekränzt; unter keuschen Myrthen lachen vollwangigte Parmesankäse hervor, und Salme und Lachse werden noch durch Blumen und üppige Kräuter vergöttert. Bilder aller Art, mit Lichtern in der Hand, stehen unter den Proviantvorräthen, und ich werde es nie vergessen, wie drollig ich mit Freund B... einen Muselmann fand, welcher, mit einer Wachskerze in der Hand, über Kapaunen und Schnepfen hingaloppirte.

Man wünscht sich glükliche und vergnügte Feiertage, und Freunde und Bekannte gehen, von einander die Sportellina (das Körbchen) zu fordern. Dieses besteht in einem Kuchen von eigener Form, in welchem ein Ei mit der Schale hineingebaken ist. Damit

beschenkt man heute einander. Die Sitte ist an sich schon lustig; aber sie wird es noch weit mehr durch die zweideutigen Scherze, zu denen das Herkommen und die einmal angenommene Aehnlichkeit der Sportellina mit dem, was nach Pythagoras den Bohnen gleichen soll, Anlafs geben. So gewissenhaft, wie der gute alte Filosof, ist man aber gar nicht, und läfst sich die Sportellina nur um so besser schmeken, je einleuchtender man diese Aehnlichkeit findet.

So wie der frohe Karneval in den traurigen Aschermittwoch endet, so schliefst sich die Fastenzeit an den heitern Ostertag. Ausser dem schönen Himmel und der milden Jahrszeit, werden die fröhlichen Feste noch durch den Stempel der Kirche zu Tagen des lauten Lebensgenusses bestimmt. Das geschlossene Theater öfnet sich wieder, und wie man zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurükkehrt, so findet man auch die gewohnten

Erholungen wieder. Meine künftigen Briefe über den Zustand der Religion werden Ihnen noch mehr über kirchliche Gebräuche, und besonders über den Einfluſs derselben auf die sittlichen Verhältnisse der Nazion sagen. Für jezt leben Sie wohl!

Livorno, den 15. Juni 1802.

Sie wissen wohl schon, mein Freund, daſs das Improvisiren in Italien zu einer Art von Gewerbe geworden ist, das seinen Mann leidlich nährt. Wer es in dieser Kunst zu einiger Fertigkeit gebracht hat, und sich des Erwerbs nicht zu schämen Ursache hat, reist im Lande umher, und läſst sich in vornehmen Privatzirkeln und auf dem Theater hören.

Dieser Tage hatte ich das Glük, einer solchen Szene beizuwohnen. Der Rhapsode war ein Venezianer, Namens Luigi Roselli, und noch sehr jung. Er wird für einen der besten der gegenwärtigen Improvisatoren Italiens gehalten. Durch eine sehr viel versprechende Ankündigung hatte er das Publikum in das Theater eingeladen. Ich gieng auch hin.

Erst liefs er, nach Art der Virtuosen, lange Zeit auf sich harren. Erwartungsvoll safsen die Zuhörer vor dem geschlossenen Vorhang, vor welchem nur ein roth überzogener Tisch stand, auf dem zwei Lichter brannten. Endlich erschien eine lange hagere Figur in schwarzer Kleidung. Sehr gravitätisch stellte sie sich, und machte ihre Verbeugung. Dann nahm sie den Stuhl, sezte ihn bald auf diese, bald auf jene Seite des Tisches, bis er endlich auf dem Plaz stand, wo die Pythia ungefähr ihren Dreifufs hingestellt haben würde, wenn sie eine recht schwere Orakelfrage hätte lösen sollen.

Nun sizt er, schneuzt sich, wischt sich ab, macht an der Halskrause, und schaut in die Höhe nach den Logen umher, als ob er in einer derselben seine Muse suchte. Dann nimmt er die auf dem Tisch liegenden Papiere, worauf die Thema's zum Gesang geschrieben, uud welche vorher von Einzelnen

aus der Gesellschaft eingereicht worden sind. Er liest sie alle ab; es sind ihre zehn bis zwölf, und verspricht eines um das andre abzuthun.

Die Musik fängt an. Wieder das nehmliche Umherschauen, das wilde Zupfen an der Weste, dithyrambisches Räuspern, und endlich völlige Ruhe. Er beginnt. Noch sizt er auf seinem Stuhl. Mit Ruhe hatte er angefangen. So wie er ins Feuer kommt, erhebt er sich mit Ungestüm.

Und ein Gedräng der Worte wie stöbernde Winterfloken strömt ihm vom Munde. Sein Händespiel wird heftiger, seine Miene bald selbstgefällig, bald wild. Am Ende sinkt er, wie erschöpft, auf den Stuhl zurük, beginnt aber schnell wieder ein neues Thema.

Seine Stimme war nicht unangenehm, und sein Gesang von einer Violin begleitet. Vorher hatte das ganze Orchester die Melodie gespielt. Sein fast unaufhörliches Lächeln

war nicht gefällig, sein Händespiel arm und unbedeutend. Im Ganzen zeigte er wenig dichterisches Talent; denn seine Thema's waren die alltäglichsten, und von ihm nichts weniger, als von einer neuen Seite aufgefaſst: überflüssige Wiederholungen, die Reime zu füllen, und sogar wenig Sprachreichthum. Ein Niesen, ein Husten, ein Augenglas von einem im Parterre führte ihn häufig zu einer Abschweifung, die er aber nie durch eine komische Wendung mit seinem Gegenstand in Verbindung brachte. Der Gang der Erzählung war immer genau der der Geschichte. Kein kühner Hineinflug und sogleich hinreissende Mahlerei. Nur die beständige Progression der Begebenheit, und nie ein poetisch gemahltes Hinhalten derselben.

Venus und Mars im goldenen Neze, so wie die Frage: ob der Zufall, oder die Einbildungskraft der Mütter mehr Antheil an der Bildung des

Kindes hätten? — waren zwei Thema's, die vor einem grofsen Publikum mit Delikatesse behandelt sein wollten. Aber der Schleier, welchen er über die beiden Ertappten zog, war eben so durchsichtig, als Vulkan's Nez, und das Gelächter des Publikums eben so stark, als das unauslöschliche Lachen der unsterblichen Götter. Beim zweiten Gegenstand dekte er vollends die geheimsten Geheimnisse der Menschenentstehung ohne Rükhalt auf, und nannte Worte, welche man nur auf der Anatomie ohne Erröthen sagt. Das Thema wäre der feinern Satyre sehr willkommen gewesen, und statt die verschiedenen Erklärungsarten der Zeugung, wiewohl oberflächlich genug, anzugeben, wie er that, hätten ein paar tüchtige Peitschenhiebe des Spottes weit besser geklungen.

Cäsars Tod, Hero und Leander, die verlassene Dido — waren hundertmal gesungene Gesänge, denen er es doch nicht

an Plattheiten fehlen liefs. Die zu hörbare Skansion seiner Verse und die häufig übelpassende Melodie verhinderten aber doch nicht, dafs man nicht gerne zugehört hätte. Solche Gedichte, welche im Lesen kaum genieſsbar sind, gewinnen, wie manche Schauspiele, durch die Aufführung, und erweken wirklich das Vergnügen, welches die guten zum Zwek haben.

Ein Sonett in rime obbligate über Mucius Skävola's Heldenthat gegen Porsenna, dessen Endreimen aus dem Gemeinsten bestanden, was der Livorneser Pöbel ersinnen kann, gerieth ihm nicht übel, ob er gleich dem Reim zu lieb den Skävola, statt mit einem Dolche, mit einem Stokfisch auf den Porsenna losgehn, und ihn seine Hand, statt sie über ein Kohlenbeken zu halten, in eine Schüssel voll brühend heisser Kreme tauchen liefs.

Dieser und andre sehr gerühmte Improvi-

satoren, welche ich in Italien gehört habe, vergröfserten meine Achtung für diese Kunst eben nicht sehr. Sie ist keine Poesie, sondern eine blofse Fertigkeit, eine Ausartung des Wahren und Schönen, wie sie in einem Zeitalter gewöhnlich ist, welches beide verlohren hat, audax negotium et impudens, wie es Cicero schon genannt hat.

Auch in Italien sind die Besten dieser Meinung. Es hat mich sehr gefreut, was der Graf Gozzi in seinen Memoires über diese Kunst gesagt hat. Er trieb sie selbst, hatte die gröfsten Meister gehört, und Sie werden mir es danken, wenn ich Ihnen seine Meinung hier abschreibe.

„Ich lernte ein Bischen auf der Guitarre klämpern," sagt er, „und sang in den Erholungsstunden, mit meinem Bruder wetteifernd, Reime aus dem Stegreif, mit alle der Kühnheit, welche zu einem Geschäft nöthig ist, das die Menge wie ein Wunder anstaunt."

„Ich widerstehe meinem Wunsche nicht, ein paar Worte über dieses Wunder zu plaudern. Meines Bedünkens beweisen diese Volkshaufen, welche mit offenem Munde um einen Improvisatore stehen, nichts anders, als dafs die Poesie, bei all der wenigen Achtung, die sie geniefst, denn doch die grofse Gewalt über Köpfe und Herzen ausübt, welche man ihr gewöhnlich abspricht."

„Man sagt, Cristoforo Altissimo, ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, habe sein grofses Gedicht in Oktaven aus dem Stegreif gemacht, und so, wie wir es in einer sehr seltenen Ausgabe besizen, sei es ihm nachher geschrieben worden."

„Ich habe dieses alte Gedicht gelesen; aber in einem Ozean von Oktaven fand ich nur wenige, welche des Namens Pöesie würdig sind, ob es gleich wahrscheinlich ist, dafs er nachher noch daran gefeilt hat."

„Ich habe verschiedene der berühmtesten

Dichter und Dichterinnen dieser Gattung selbst gehört, und wohl bemerkt, dafs, wenn man die Fluth von Versen, die sie mit brennendem Gesicht zum Erstaunen ihrer Zuhörer von sich sprudeln, aufschriebe, sich niemand finden würde, der die Geduld hätte, nur den zwanzigsten Theil davon zu lesen.»

«Zuweilen sind die Improvisatoren gelehrte Leute, welche im Stand sind, über die tausend Fragen, die man ihnen vorlegt, gut zu sprechen. Würden sie das noch so vortreflich in Prosa thun, es hörte ihnen keine Seele zu. Um eine grofse fanatische Menge um sich zu sammeln, müssen sie die Bilder und Gedanken, wie sie ihnen in den Kopf kommen, schnell und in schlechten Reimen, die oft nichts als ein sinnloses Wortgetön sind, von sich stofsen; denn die Menschen laufen dem Wunderbaren nach.»

«Wollte ein Mahler die Unverschämtheit und den Betrug unter der Maske der Poesie

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

darstellen, so wüfst' ich ihm nichts besseres zu rathen, als einen Improvisatore mit aufgerissenen Augen, mit den Händen in der Luft fechtend, und von einer Menge umgeben, zu zeichnen, welche ihm mit staunenden Gesichtern zuhört."

„Aus blofser Höflichkeit werde ich mich daher vor den Lorbeerkränzen büken, welche man auf dem Kapitol dem Cavalier Perfetti *),

*) Er war von Siena gebürtig, und wurde 1725 auf dem Kapitol gekrönt. Die nehmliche Auszeichnung genofs die Maddalena Morelli von Pistoja, bekannt unter dem Arkadischen Namen Corilla, im Jahr 1776. Von dem ersten macht Goldoni in seinen Memoires (T. IV. S. 96.) grosses Wesen. Von den Gedichten der Corilla giebt es mehrere Ausgaben. Auch die der Sulgher Fantastiri zu Florenz, welche, so viel mir bekannt ist, noch lebt, sind in der genannten Stadt gedrukt worden. Den gröfsten Ruf aber besizt gegenwärtig Gianni, dessen Werke gleichfalls im Publikum erschienen sind, und die Dichterin Bandettini.

der Corilla und Andern aufgesezt hat. Aber von Herzen beuge ich mich vor dem Kranze eines Virgils, Petrarka's, Ariosto's und Tasso's."

„Die Herren Arkadier werden lachen, wenn ich einen Improvisatore anführe, den ich gekannt, und unzählige Male gehört habe. Aber ich würde eine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich es nicht thäte, und nicht zugleich das Bekenntnifs ablegte, dafs er der Einzige ist, den ich Wunder wirken sah."

„Er spielte die Guitarre sehr gut, und sang in allen möglichen Silbenmafsen unserer Sprache, ohne die Worte, Clio, Plettro, Ruscelletto, Zefiretto unaufhörlich zu bringen. Sein Gesang war mehr ein vertrauliches Gespräch, nicht laut, sondern sanft, reich an schönen Bildern, natürlichen, lebhaften und feinen Gedanken."

„Er improvisirte aber immer im venezianischen und paduanischen Dialekt — weitere

Ursache zum Lachen für die Herren Arkadier."

„Einst sang er in Gegenwart von zween Todfeinden über das: Liebet eure Feinde, und über den Tod eines seiner Freunde. Die ganze Versammlung löste sich in Thränen auf, und die zween Todfeinde versöhnten sich."

„An solchen Wirkungen erkenne ich den wahren Poeten. Den zähl' ich unter die, welche für die Unsterblichkeit dichten. Den kröne ich auf meinem Kapitol."

„Der Herr Giovanni Sibilato, Bruder des berühmten paduanischen Professors dieses Namens, ist der Mann, von dem ich spreche."

Sie sehen, wie Gozzi diese Kunst ansieht, wenn er gleich am Ende durch seinen Freund Sibilato mit ihr versöhnt scheint. Und wirklich kann man ihr die Bewunderung als Fertigkeit nicht versagen. Manchmal lassen sich zu gleicher Zeit zween solche Dichter hören,

welche in Wechselgesängen einander zu übertreffen suchen. Zuweilen ruft während des Gesangs einer der Zuhörer ein Wort aus. Der Dichter läfst sich dadurch nicht unterbrechen; er fährt ruhig fort, mufs aber sein Gedicht mit dem genannten Worte endigen.

Lassen Sie mich noch einiges über das Dichterwesen in Italien überhaupt sagen. Es ist so weit mit der Poesie gekommen, dafs mehrere vorzügliche Schriftsteller die gänzliche Verbannung derselben gewünscht haben, weil in ihr der Bildungseifer der Jugend zu Grund gehe. Und sie haben wahrlich nicht unrecht; denn die Wuth Sonette und Rime obbligate zu verfertigen, ist so grofs, dafs keiner in diesem Lande leicht auf Bildung Anspruch macht, der nicht diese poetischen Spielereien zur Hauptangelegenheit seines Geistes erhoben hat.

Denken Sie: man zählt in Italien zum

wenigsten zweimalhunderttausend lebende Dichter. Die fünf und siebzigste Seele in Italien ist also eine Dichterseele; welch ein lustiges Leben, werden Sie sagen, mufs es in diesem Italien sein!

Trösten Sie sich indefs. Das Publikum erfährt von diesen stillen Freuden wenig, so viel sich auch der arme Dichter auf seinen Ruhm einbildet. Es giebt da keine poetischen Findelhäuser, keine so gefälligen Almanache und Zeitschriften, in welchen diese Frühgeburten ausgesezt werden. Ist der Dichter wohlhabend, so widersteht er freilich selten der Versuchung, eine Sammlung seiner Gedichte auf eigene Kosten zu veranstalten, und er hat gewifs ein paar Freunde, welche ihn in eigenen Lobgedichten mit Homer und Virgil vergleichen. Aber von diesem neuen Virgil wissen nur seine Vettern und Basen. Selten überschreitet sein Ruf die Markung der Vaterstadt, und auch in dieser lesen

ihn nur die, welche täglich bei ihm zu Mittag essen.

Die häufigsten Veranlassungen zum Druk von Gedichten sind Heirathen, Taufen und dergleichen. Da wird manchmal viel typographischer Luxus aufgewendet, und Bodoni's Presse hat schon mancher Ephemere dieser Gattung zur Ehre verholfen. Hören Sie darüber den launigen Zacchiroli in seinen Briefen an Albergati: „Ein andersmal geschieht es," sagt er, „dafs irgend ein unbekannter Thor ein eben so unbekanntes Gänschen zum Weibe nimmt; sogleich sagt ein Dritter in Versi sdruccioli, dafs dieser unbekannte Pinsel und seine eben so berühmte Hälfte die erlauchtesten Personen sind, welche die Welt seit Adam und Eva getragen hat. Er fügt hinzu, dafs ihre schönen Seelen sich auf dem dritten Sterne lieben gelernt, ob man sie gleich nicht mehr als ein- oder zweimal auf dieser Erde gesehen hat; und sein Epithala-

mium endigt damit, dafs er weissagt, wie aus dem liebenden Paar ein Haufen von Helden und Halbgöttern entspringen werde, über die das Weltall staunen müsse."

Ausser diesen, denn doch etwas seltenen Gelegenheiten zu glänzen, sind es sodann die Akademien, in welchen zur Trokenheit der litterarischen Untersuchung immer auch etwas poetisches Wasser gegeben wird. Oft machte mich die Wichtigkeit lachen, welche die Italiener auf dergleichen Possen legten, und mit der sie manchmal ein elendes Sonett zum Gegenstand des ernsthaftesten Gesprächs machten. Doch nie habe ich einen komischern Eindruk empfangen, als in einer Sizung der Arcadia zu Rom. Ein diker Prälat, dessen Gesicht von Fett und Gesundheit glänzte, und dessen Stimme vor lauter Korpulenz ganz heiser klang, deklamirte ein Sonett, welches mit den Worten anfieng:

Vedete, come l'amore m'ha consumato *) u. s. w.

Der Eindruk war auch ganz allgemein. Das lautschallende Gelächter verhinderte den verliebten Dichter einige Augenblike lang fortzufahren, und ich werde den vor Liebe abgezehrten Prälaten nie vergessen.

*) Seht, wie die Liebe mich abgezehrt hat.

Pisa, den 5. August 1802.

Kaum habe ich mich einige Stunden von Livorno entfernt, so mache ich schon Halt, um an dich zu schreiben. Das schöne Land, wo das *sì* ertönt, wie Dante sagt, ist aber auch gar zu reizend; und wer aus den abwechslungslosen Gegenden von Livorno kömmt, der weilt gern in diesen lieblichen Thälern des Arno, und schaudert bei Ugolino's Fluch:

So komme bis zu deines Arno Kehlen
Caprajà und Gorgona hergerükt,
Dafs du ersaufen mögst mit allen Seelen!

Weil ich dich nun schon einmal unwillkührlich an das Todtenreich erinnert habe, so folge mir lieber in die Propyläen desselben, welche die Pisaner zu einer Zeit, da sie gewifs nicht an das Sterben dachten, mit einer Verschwendung erbaut haben, die ihnen Ehre macht. Ich werde dir für heute nichts weiter

von dieser Stadt sagen, als was ich im Campo santo Bermerkenswerthes gefunden habe; aber bin ich einmal da heraus, so führe ich dich in die lieblichen Thäler des Serchio und am Fufs der Apenninen bis dahin, wo wir das herrliche Meer begrüfsen. Sollte ich dir in Rüksicht auf die, im Campo santo befindlichen, alten Gemählde zu gelehrt vorkommen, so kann ich dir im Vertrauen wohl sagen; dafs ich manches, vielleicht das Beste, was ich dir darüber sage, meinem Reisegefährten und Freund, dem Mahler Dorfmeister *), zu verdanken habe.

Die meisten Reisenden betrachten die Freskogemählde im Campo santo in antiquarischer Hinsicht. Sie wurden von den ältesten Mei-

*) Er war ein gebohrner Ungar, dessen ganzes Leben eine seltsame Verkettung von Schiksalen war, und starb den 23. Mai 1806 zu Livorno, viel zu früh für die Kunst und für seine Freunde.

stern der italienischen Mahlerei und den Wiederherstellern aller neuern, wie die meisten wähnen, gemahlt, und man belustigt sich, die guten Alten mit ihren Schülern zu vergleichen, und zu bemerken, wie weit und wie schnell die leztern den erstern über die Köpfe weggesehen haben. Aber, wie immer, springt es auch hier bei unserer Untersuchung in die Augen, wie viel leichter es ist, auf halbgebahntem Wege zum Ziele zu gehen, als sich einen neuen zu bahnen. Nur durch solche Meister konnten solche Schüler gebildet werden, und wer die Raphaele und die Domenichino's genau kennt, erinnert sich mancher Reminiszenzen dieser Mahler aus dem Campo santo, die nur zu deutlich beweisen, wie sehr sie die, durch den Farbenglanz und die Grazien der Schüler zu bald in Vergessenheit gekommene Wahrheit dieser Zeichnungen zu benuzen wufsten. Manche schöne Figur, die man den genannten Mei-

stern zu hohem Ruhme angerechnet hat, steht vergessen und schmuklos hier, wo sie Niemand sucht, und Wenige zu finden wissen.

Die Hize war heute ausserordentlich beschwerlich. Wir wufsten nichts besseres zu thun, als uns den ganzen Vormittag in diese Todtenwohnung einschliessen zu lassen, wo wir doch einige Kühlung fanden. Wir hatten daher auch mehr Zeit zu beobachten und zu vergleichen, und giengen beide von Gemählde zu Gemählde, um aus jedem das Beste herauszusuchen. Wirklich waren wir sehr glüklich, und Freund Dorfmeister kopirte hier einige Figuren, die man bei aller Aufmerksamkeit für Raphaele, oder wegen den herrlichen Draperien für Zeichnungen von dem in den Gewändern unübertreflichen Frate (Bartolomeo) nehmen konnte. Im Ganzen ist die von Benozo gemahlte Seite zuverläfsig die Beste unter allen, und das Vortreflichste, was uns aufstiefs, haben wir hier

gefunden. Die Gewänder sind in diesem, dem Eingange gerade gegenüber stehenden, Gange ganz vortreflich, und oft so leicht und flüchtig wie der Augenblik, hingezeichnet. Besonders befinden sich hier einige Weiber, die nur leicht bekleidet, durch die zart und durchsichtig hingeworfenen Falten so herrliche Formen zeigen, dafs man beim ersten Anblik auf die Vermuthung kommt, diese Künstler müssen ihre Figuren erst nakt gezeichnet, und denn erst — wie es die Natur uns lehrt — bekleidet haben. Diese Vermuthung wurde uns zur völligen Gewifsheit, als wir einige beschädigte Theile der Mauer, wo sich die oberste Haut derselben abgelöst hatte, näher untersuchten. Hier bemerkten wir die Figuren mit Röthel, und mit einer Kühnheit und Festigkeit aufgezeichnet, dafs viel darum zu geben wäre, wenn sich nur die Kartons erhalten hätten. Alle sind hier nakt und nur mit wenigen Strichen — wie

die gröfsten Meister zeichneten — entworfen, und dann erst die Gewänder mit einigen Zügen angegeben. Diese feine Zeichnung und die schönen Gewänder lassen einen alle die übrigen Mängel vergessen, oder man widmet denselben wenigstens nicht die gehörige Aufmerksamkeit. Weil man aber doch einmal eher durch Darstellung der Fehler als der Tugenden zu nüzen glaubt, so will auch ich dir nicht verbergen, dafs diese Kompositionen die abentheuerlichsten von der Welt sind. Lästig überladen mit Figuren, verrathen sie eine völlige Unkenntnifs der Perspektive, und die entfernten Häuser und Berge stehen auf den Köpfen der Menschen, so wie die entfernten Figuren auf den Spizen der Gebäude. Es sind einige Landschaftansichten darin, die in Gemählden, wo Kartenkönige und Damen die Figuren sind, kaum pafsten, und in dem Fleifs, welcher doch darin sichtbar ist, die Anstrengung der guten Alten zeigen, in der

sie mit der Natur rangen. Sie wollten es mit ihren Farben, besonders mit ihrem lebhaften Grün zwingen, und wufsten nicht, dafs auch die todte Natur plastisch ist, und, wenn sie nicht mit allen ihren tausend optischen Täuschungen erhascht wird, jedesmal unter dem Pinsel entschlüpft.

Von Gruppirung, Haltung und Einheit kann hier nicht die Rede sein, wo die Kunst noch so sauer arbeitete. Die leztere besonders ist so sehr verfehlt, dafs man hier sich ungefähr die Gemählde der Alten denken kann, die eine ganze fortlaufende Handlung auf Einem Blatte darstellten. Auch sind die Karaktere ganz und gar nicht angegeben, und bei der lebhaftesten Handlung sehen die Köpfe einander kalt an. Mir fiel dabei das von Pausanias beschriebene delphische Gemählde des Polygnotus ein, welches in der Geschichte der griechischen Mahlerei eine ähnliche Periode bezeichnet haben mag, wie diese in der

der neuern. Jene Kälte im Ausdruk brachte uns auf die Vermuthung, dafs die meisten Köpfe Porträte sein müfsten, was auch nur zu gewifs ist. Die blonden Haare, welche sie alle haben, beweisen nichts gegen diesen Saz, da man in Freskomahlereien fast niemals reine schwarze Farbe gebraucht, und die braune durchgängig verblichen ist. Eben dieses ist dann auch der Grund, warum sich keine idealischen Köpfe, sondern viele ganz gemeine Gesichter hier befinden. Als Porträte sind manche unter denselben ganz vortreflich, und diese kommen beinahe den alten Freskoporträten gleich, welche man in den Höfen so mancher florentinischen Paläste bemerkt. Vertrauter mit den griechischen Gesichtsformen, wenigstens sie ahnend, war der Mahler einiger Parthien in dem Gange, wo man hereintritt. Denn dieser verräth wirklich einige Kenntnifs der Antiken, die dem sonst weit bessern Benozo gänzlich gefehlt

zu haben scheint. Dafür sind aber auch die Komposizionen auf dieser Seite das Abentheuerlichste, was nur in dem Gehirn einer fiebrischen Phantasie entspringen kann. Andere haben sich schon Mühe gegeben, die Quintessenz davon auszuheben. Ich glaube dir daher genug gesagt zu haben, wenn ich dich versichere, dafs hier aus Dante's Schöpfungen andre hervorgegangen sind, welche sich zu ihnen verhalten, wie dieser Altvater der italienischen Dichtkunst zu seinem anmuthsvollen Nachfolger Torquato Tasso.

In Rüksicht auf die Farben sind diese Mahlereien sehr merkwürdig. Troz ihres hohen Alters sind die rothen, blauen und grünen noch ausserordentlich lebhaft, was man in andern Freskogemählden gleicher Zeiten nicht bemerkt. Besonders ist das Grün daran noch sehr frisch, als ob es eben aufgetragen worden wäre — eine Erscheinung, welche mir mehrere Mahler, mit denen ich darüber

gesprochen habe, nicht zu erklären wufsten. Der Grünspan wird bekanntlich früh vom Kalk verzehrt, und die veronesische Erde, die man dafür gebraucht, ist bei weitem nicht so lebhaft. Entweder hatten diese Männer uns unbekannte Farben, was doch nicht wahrscheinlich ist, oder eine Komposizion derselben, die man verloren hat. Viele der Mahlereien sind mit Schwarz untergemahlt, und der kostbare Ultramarin ist mit einer Verschwendung darüber hergestrichen, welche den lebhaftesten Beweis von den Reichthümern Pisa's in ältern Zeiten abgiebt. Besonders ist dies bei Giotto's Gemählden der Fall, der sein Blau und Grün, wo es nur immer geschehen konnte, anbrachte; da hingegen Cimabue die rothe vorzog, welche die herrschende in den von ihm gemahlten Parthien ist.

So lange, mein Freund, unter den Todten! Vielleicht erzähle ich dir ein andermal mehr vom Campo santo, wenn ich es diesmal nicht

schon zu viel gethan habe. Aber hier drin-
gen sich die Gedanken an die allgemeine
Hinfälligkeit zu stark auf, wo Alles, selbst
der nahe Untergang dieser schon verwitterten
Gemählde, das Grab eines Algarotti und die
vielen geleerten antiken Sarkophage, so laut
an das Ende des Schönsten und Lieblichsten
erinnert. Und doch schwebte um diesen To-
desaker der nehmliche Geist, der sich in den
Grabmalen der Alten zeigt, und welcher an
die Schauer der Zerstörung, die heitern Bil-
der einer Meleagersjagd, oder die anmuthigste
Mythe von Amor und Psyche knüpfte.

* * *

Am Abend machten wir noch einen Spa-
ziergang nach den Bädern von Pisa. Der
Weg ist der angenehmste, den man sich nur
denken kann. Auf beiden Seiten abwechselnd
mit Pappeln, Weiden, Oliven und Maulbeer-

bäumen umgeben, welche durch Guirlanden von Reben festlich zusammenhängen, zieht er sich in unzähligen Krümmungen über die Ebene hin. Links ist ein mit Wasser gefüllter Graben, und rechts fliessen hoch, aber ruhig, die Acque delle Gondole dir entgegen. Zu beiden Seiten eröfnet sich mit jedem neuen Aker eine neue Baumperspektive, welche in munterm Gehölz sich endet. Auf diesem kurzen Wege verdrängt eine schöne Aussicht die andre. Jeden Augenblik krümmt sich die Strafse, und zeigen sich die nehmlichen Gegenstände in einer andern Zusammenstellung. Manchmal giebt ein romantisches Bauerhaus, eine pittoreske Brüke, oder die ferne Ansicht der Wasserleitung von Pisa, der Landschaft ein neues Interesse, welches, plözlich wieder verschwindend, durch ein andres ersezt wird. Näher gegen die Bäder sind an den Ufern der Acque delle Gondole schöne Alleen und Rasensize ausgehauen, und nur an diesen und

den Felswänden, welche, beinahe senkrecht emporsteigend, die Aussicht einschliessen, bemerkt man die Nähe des Orts. Der Weg krümmt sich wieder, und nach und nach hebt sich aus dem Gebüsche ein Haus um das andre einladend empor.

Das Bad hat alle mögliche Bequemlichkeiten. In den Häusern hübsche Zimmer, gute Kaffee's und Billiards, und der Vortheil, seine Haushaltung selbst führen zu können, sind Vorzüge, welche man in Italien kaum erwarten sollte. Aber das Beste sind doch die Gegenden selbst. Die schönen Wege gegen Pisa und Lucca, die lieblichen Ufer der Acque delle Gondole, die benachbarten Berge, die freundlich schattichten Olivenwäldchen, und die grausen Felsparthien lassen einen nie um den Spaziergang verlegen. Jeden Tag kommen Besuche aus den Nachbarorten. Die Freiheit des Plazes, und die Gleichheit der Foderung der Gesundheit und des

Vergnügens laden zur erfreulichsten Geselligkeit ein. Wer seine Brust stärken will, ersteigt die Berge, geniefst die reine Gebirgsluft, und athmet die Wohlgerüche, welche von den tausend Blumen ausströmen. Hierzu noch die Nähe des stillen Pisa's mit seinen Kunstschäzen, des geräuschvollen Livorno's, der prächtigen Certosa, die merkwürdigen Berge mit ihren grofsen Aussichten — ich weifs nicht was ein Gesunder, was ein Kranker an Leib und Seele mehr wünschen möchte, als, der erste, möglichste Verlängerung seines Aufenthalts, und der zweite, die Erlangung desjenigen Guts, ohne welches kein Erdenglük dem Menschen schmakhaft ist.

Ein andersmal, als ich hier war, bestieg ich den hohen Berg hinter den Bädern. Der Weg war sehr steil, und wurde durch die glühende Hize, welche aus den Felssteinen strömte, äusserst beschwerlich. Aber die herrlichen Gerüche, die aus den unzählichen

Blümchen und Gesträuchen dufteten, der Anblik ihrer vielfachen, so lebendigen Farben, und der Rükblik auf die nach und nach sich mehr und mehr unter dem Horizont erhebende Landschaft, hielt mich hinlänglich für alle Mühe schadlos. Als ich die Spize erstiegen hatte, lag ein grofser Theil von Toskana, wie eine Landkarte, vor meinem Auge.

Gerade am Fufs des Berges unter mir die freundlichen Bäder. Vor ihnen dehnten sich die regelmäfsigen, rings mit Bäumen und Gebüschen umzäunten Felder, welche sich einzeln zwar simmetrisch hinzeichneten, doch sich in vielen verschiedenen Linien näherten, und einander in unzähligen Winkeln begränzten. Mitten durch sie hin zog sich der klare Flufs delle Gondole mit seinen Alleen, und wurde schon in weiter Entfernung zwischen den Wäldern in weiterem regelloserem Bette sichtbar. Links wand sich der langsame Arno hinter dem Berge hervor; vor mir lag

Pisa, weiter hin Livorno, und an des Horizonts Gränze schlofs das Meer Himmel und Erde in seine Arme. Die vielfachsten Farben waren in diesem reichen Gemählde in einander geschmolzen, und es liefs sich keine Nüance des Grünen denken, welche nicht rein und klar hingegossen, oder sanft mit andern Farben gemischt war. Hie und da erhob sich aus dem Gebüsch ein niedriges Haus, schlängelte sich eine weisse Strafse, erschien eine graue Ruine auf den Bergen, oder ein geschwelltes Segel am fernen Horizont.

So safs ich oben verloren in dem Genufs dieser herrlichen Natur. Da läutete man in Pisa mit vielen Gloken. Ein munteres Windchen wehte von Deutschland her, und verlöschte die Töne in kaum hörbare Geisterharmonien.

Carara, den 6. August.

Gestern Abend kamen wir in Carara an, und stehen nun an der ersten Quelle so manches Schönen und Erhabenen. Allein um nicht aus der Ordnung zu kommen, will ich bei Pisa anfangen, und dir den Weg beschreiben, welchen wir bisher zu machen hatten.

Es geht von Pisa aus einige Zeit lang durch die schön bebauten Gefilde des Arno, zwischen zahllosen Perspektiven von Feldern und Bäumen hindurch. Die ersteren waren bereits abgeärndet, und hatten sich in das matte Gelb gehüllt, womit die Aerndte die Aeker bekleidet; die Bäume und die Reben aber standen in vollem Segen des nahen Herbstes. Durch diese Ansicht erfreut, reisten wir bis an die Ufer des Serchio fort. Dieser Flufs, der des Winters und Frühjahrs, oft auch nur durch einen Wolkenbruch, zu einer

gefährlichen Höhe anschwillt, floſs jezt niedrig und schmuzig durch sein weites Sandbett. Es ist hier keine Brüke über ihn geworfen; wir fuhren daher mitten durch ihn hindurch, und kamen glüklich auf der andern Seite in die Höhe. Das Bette dieses Flusses giebt wirklich eine pittoreske Ansicht, indem er auf beiden Seiten mit Gesträuch und zum Theil sehr hohen Bäumen umgeben ist, die sich in der Krümmung des Flusses amphitheatralisch zusammen schliessen, und hinter sich nichts, als die blauen Apenninen und den klaren Himmel zeigen. Weiter von seinen Ufern hinweg werden die Felder immer anmuthiger und besser gebaut, da sie hier den Zerstörungen desselben häufiger entgehn, und sich die Gebirge auch eilender entfernen. Mehreremale hat man auch die lieblichsten Aussichten auf die herrlich angebauten Felder der Republik Lucca. Aber romantischer wird die Gegend um Viareggio, einem kleinen

lukkesischen Dorfe, wo sich viele Landhäuser der reichen Lukkeser befinden. Es ist ausserdem von lauter Fischern bewohnt, weil die Nähe des Meers und die durch einen Kanal mit demselben unterhaltene Kommunikazion, die Bewohner von selbst auf dieses Handwerk leitet. Einige hier zerstreute alte Thürme, zwar halb verfallen, und in dem eigenen wirklich mahlerischen Styl der alten italienischen Burgen erbaut, geben unter den fruchtbaren Feldern, wo sie stehen, und in Verbindung mit dem wieder nähern Gebirge, das hier die Ansicht von Berghem's Bergen gewinnt, eine Menge schöner Ansichten, wo das Auge mit jedem Augenblik seinen Punkt verändert, und bei jeder Veränderung zu gewinnen sich freut. Allein von Viareggio aus bekommt das Land eine ganz andre Gestalt. Es ist hier niedrig gegen das Meer zu, das bei den heftigen Südwestwinden häufig in die Ebene hereinströmt, und den Segen

der Erde zerstört. Man sieht viele Sümpfe, auf denen ein braunes Fett schwimmt, welches schädliche Schwefeldünste ausathmet. Die Gegend ist traurig und öde, und man ist froh in die Wälder zu kommen, wo man denn doch eine freiere Natur, aber einen elenden Weg vor sich sieht. Doch verschont das nahe furchtbare Element auch die Bäume dieser Wälder nicht ganz. Fast alle krümmen sich gegen Nordost, als ob sie dem an den westlichen italienischen Küsten so grausam wüthenden Libeccio (Südwestwind) entfliehen wollten.

Gegen Pietra santa zu kleidet sich die Natur wieder in ihren lieblichsten Feierschmuk. Die Erde treibt hier ihre Gewächse so wollüstig in die Höhe, dafs man immer durch die angenehmsten Lustwäldchen, die blos für das Vergnügen angelegt sind, zu reisen wähnt. Die nehmlichen Elemente, welche nur einige Akerlängen entfernt, zum Schaden des Landes

gewirkt haben, sind hier minder thätig, aber desto segensreicher, und dem friedlichen Wanderer, dem auch in der todten Natur die lebendige erscheint, ein bedeutendes Bild von dem Grade der Wirksamkeit, in welchem man die Geisterwelt bearbeiten mufs. Die Bäume haben hier einen weit freiern und edlern Wuchs, als man ihn in den meisten Gegenden von Italien findet, und die Pappeln heben sich mit einer ihnen ganz eigenen Kühnheit in die Höhe. Sie wechseln mit den niedrigen bescheidenen Olivenbäumen ab, welche, einem einzig auf Gewinn sinnenden Geiste ähnlich, sich nicht frei und grofs erhebend, an der Erde kriechen, aber dennoch durch ihren bläulichten Schatten und den Gedanken an ihre Nüzlichkeit und Unentbehrlichkeit erfreuen. Ihnen ist auch aller mögliche Fleifs gewidmet, und sie sind häufig die einzigen Besizer des Bodens, in gehöriger Entfernung von einander gepflanzt, und ge-

wöhnlich voll junger Aeste, da man die alten weggehauen hat. Durch diese beiden Mittel wird auch hier, wie in einigen Gegenden Toskana's, der Oelbaum äusserst veredelt. Nicht nur auf dem ebenen Lande findet man diesen so nüzlichen Baum, auch um die Felsen an dem Gebirge sind verwegene Mäuerchen gewunden, welche einige Quadratschuhe Erde und einen Olivenbaum enthalten. In dieser so üppigen Vegetation wurde mir die oft gemachte Bemerkung erst recht klar, dafs die Fruchtbäume neben den Pappeln, Eichen und andern unfruchtbaren des Geschlechts, sehr klein und elend erscheinen, da die leztern, durch keine Abgaben an die Menschen gedrukt, blos sich selbst formen, und nur das Auge, welches keinen Herbst berechnet, erfreuen.

Auf der Mitte dieser Stazion beginnt die Gränze der italienischen Republik. Mit dem Eintritt in dieselbe hören die Oelbäume eine

Zeitlaug auf, und machen den Kastanien Plaz. Diese Gegenden sind dem Winde stärker ausgesezt, als die eben zurükgelegten, und man findet diesen Baum von hier bis Genua immer an den Oertern, wo die zartesten Gewächse nicht gedeihen können. Indefs ist die Landschaft hier weit romantischer, und wird in der Gegend von Massa eigentlich pittoresk.

Dieses Städtchen hat eine äusserst schöne Lage, und ist halb an dem Berge emporgebaut, auf welchem ein altes Schlofs liegt. Die Häuser, die so in der Höhe stehen, heben sich unter den dunkeln Olivenwäldchen, von denen sie umgeben sind, lieblich weifs und freundlich heraus, und gewinnen schon in der Entfernung für sich. Wirklich findet man sich auch nicht betrogen, und ich habe noch wenige so niedliche, so reinliche Städtchen gesehen, wie Massa. Es soll gegen 10 — 12,000 Menschen enthalten; ich zweifle aber sehr daran, da es nicht grofs und

äusserst stille darin ist. Die Häuser sind alle wohlgebaut, beweisen ziemlich viel Wohlstand, und die Strafsen sind breit, gut gepflastert und reinlich. Die Gegend umher ist vorzüglich gut angebaut, mit reizenden Landhäusern übersäet, von denen das dem schwedischen Grafen M . . . gehörige wirklich sehenswerth sein soll. Wir hatten Briefe an ihn, und wurden sehr höflich von ihm empfangen. Da wir gleich abreisten, so lud er uns ein, auf unsrer Rükreise einige Tage bei ihm zuzubringen, was auch geschehen wird, wenn sich unser Reiseplan nicht verändert. Dieser, in der neuesten geheimen Geschichte Schwedens gewifs nicht unberühmte Mann wählte sich Massa zu einem Asyl, wo er in Unbekanntheit und Stille, und in einer, zwar nicht mehr so ausgebreiteten, aber wohl segensreichern Thätigkeit seine Tage verleben wird. Er hat sich hier viele Güter gekauft, die er im Geiste einer bessern Landwirth-

schaft anbauen läfst. Wirklich sollen sie sich auch in der kurzen Zeit schon vor allen ihren Nachbarn auszeichnen, und es ist zu hoffen, dafs in diese Gegenden durch ihn die neuern kameralistischen Verbesserungen eingeführt werden, von welchen man in Italien noch keine Sylbe weifs. Wenigstens hat er bereits da angefangen, wo es geschehen mufs, wenn man auf den gemeinen Mann wirken will. Er machte sich durch Popularität und Wohlthaten beliebt bei demselben, und der Cittadino M... ist in dem Munde aller Bauern in dieser Gegend ein gepriesener Name. Auf seine Kosten hat er einige Wege, für die hier freilich noch wenig geschehen war, ausbessern lassen. Andre eben so gemeinnüzige Unternehmungen sind von ihm zum Theil schon angefangen, zum Theil noch Plane, die er gewifs ausführen wird.

Man ist hier dem Gebirge ganz nahe, dessen unfruchtbare Marmorspizen sich kühn

gegen den Himmel erheben. Auf vielen der Berge stehen alte Festungen, als traurige Denkmale des zanksüchtigen Geistes des Mittelalters, welche unschädlich herabwinken, und, halb in Trümmern, die Gegend verschöuern. Wäre in den altitalienischen Burgen nicht ein gewisser edlerer Geist der Baukunst sichtbar, welcher, von den Römern geerbt, sich in den Zeiten der italienischen Geistesbarbarei zwar merklich genug verschlimmerte, dem ungeachtet aber nie alle Zeichen seiner Abstammung verlor — wäre dieser Geist nicht zu sichtbar, man könnte sich auf Augenblike täuschen, und in eine der burgenreichen Gegenden Deutschlands zurükversezt wähnen.

Von Massa hinweg führt die Strafse durch die schönsten lombardischen Gefilde. Olivenwäldchen wechseln mit Feldern, die mit Ulmen umgeben sind, wo sich der üppigste Rebstok emporwindet und in reizenden Guirlanden

mit seinem Nachbar verbindet. Der Boden ist zwar immer steinigt, aber fleissig gebaut und herrlich treibend. Die fröhlichen Bäume überschatten den Weg, und nur die schönen Perspektive, welche sich durch die Felder hinunter öfnen, erinnern, dafs man nicht in einem Lustwalde reist. Diese Vegetazion wird immer üppiger, je näher man dem Gebirge, und je weiter man von Lavenza aus an demselben emporkommt. Die vielen Quellen, welche hier von den Bergen herabrieseln, überraschen nicht weniger in einer italienischen Landschaft, und in den Sommermonaten, wo die Hize in diesem Lande die reissendsten Ströme zu langsam schleichenden Bächen austrocknet.

Die Häuser, welche hier stehen, und namentlich die in Lavenza, sind in einem guten Styl erbaut, und fallen durch die vielen kostbaren Marmors auf, welche an sie verschwendet sind. Mancher deutsche Fürst hat an

seinem schönsten Palast nicht so viel theuren Stein angebracht, als das elendeste Bauernhaus dieser Gegend enthält. Die Gesimse aller Fenster und Thüren sind vom weissesten cararischen Marmor, und den Häusern selbst hat man eine blendendweisse Farbe gegeben, welche sie weithin schon sichtbar macht. Wir sahen diese Gegend in der Beleuchtung der untergehenden Sonne. Der rosenfarbne Schimmer, der sich über die Gebäude verbreitete, zeigte die ganze Gegend, und besonders die schneeweissen Marmorstreifen und Spizen an den nahen und fernen Bergen, in einer so idealischen Färbung, dafs wir uns durch einen Zauberschlag in das berüchtigte Eldorado versezt zu sein wähnten, wo der Rubin den gemeinsten Stein zum Häuserbau ausmacht.

Immer steiler wird nun der Weg gegen Carara zu, aber auch immer angenehmer die ihn umgebende Natur. Neben den hohen nakten Marmorfelsen erheben sich liebliche Hügel

mit Gärten, Landhäusern, Gebüschen, Wäldern und Wiesen. Mitten durch das Thal wendet sich ein Bach, der unzählige Quellen aufnimmt, welche von den Bergen herunterrieseln. Man hat das Städtchen selbst immer im Gesichte; nur wird manchmal durch eine hochstrebende Rebe die Ansicht desselben auf Augenblike geraubt. Aber bald steht es wieder freundlich und einladend da.

Die Lage von Carara erinnerte mich an die von Chamberi. So hoch auf dem Gebirge, rings von nakten, in abgeschnittene Spizen zulaufenden Felsen umgeben, in einem angenehmen, üppig gebauten Thälchen, hat es auch das noch mit der Hauptstadt von Savoyen gemein, dafs die Häuser in der Entfernung die nehmliche Ansicht haben, und auch durchgängig mit weissem Schiefer bedekt sind. Uebrigens darf man hier, troz der kostbaren Materialien, aus denen sie gebaut sind, weder eine edle Baukunst, noch

Regelmäfsigkeit in der Anlage der Strafsen suchen. Der Ort wurde immer von Leuten bewohnt, welche der sauersten Arbeit ihr Leben abgewinnen mufsten.

Marmor und Marmorarbeit ist das Einzige, womit sich die 2 — 3000 Einwohner von Carara nebst denen der umliegenden Gegend beschäftigen, und die wirklich auch die Stadt und das ganze Land umher in eine lebhafte Thätigkeit versezen. Beide enthalten keine andern Bewohner, als Marmorarbeiter und diejenigen Handwerker, welche für die Existenz der ersten nothwendig sind. Man wundert sich überall von der Niobe, dem Antinous und andern Meisterwerken der Alten sprechen zu hören, denn die Einwohner haben durch den beständigen Verkehr auch den Kunstjargon gelernt. In allen Strafsen liegen Marmorblöke, uud eine der breitesten der Stadt ist während unsers Aufenthalts durch einen ungeheuren, für den Ritter Canova in Rom

bestimmten Marmorblok verrammelt. Dieser Blok enthält 560 Quadratpalmen, von denen jeder 12 Lire kostet, so dafs das Ganze auf 6720 Lire zu stehen kommt, was, nach der Versicherung der Carareser, sehr wenig ist, da die Masse vom blendendsten und reinsten Marmor gebrochen sein soll. Von hier aus wird es an das nahe Meerufer fortgewälzt, dort nach Civita Vecchia eingeschift, und vollends auf der Tiber nach Rom geschaft. Du kannst dir vorstellen, dafs die Transportkosten dem Ankaufspreis gleichkommen, wo nicht gar ihn übersteigen werden. Der grofse Künstler wird daraus die kolossale Gruppe eines Herkules arbeiten, wie er den Lykes vom Felsen schleudert. Die gröfsten Marmorblöke werden von zehn- bis zwölfjährigen Jungen mit aufgegossenem Sand und Wasser gesägt, und die leichtern Platten auf Mauleseln weiter geschaft. Alle Strafsen in und um die Stadt sind mit kleinen Stükchen Marmors

bedekt. Ueberall besteht der Staub aus diesem verpulverten Stein, und wohl mag es diesem Umstande zuzuschreiben sein, dafs die Bewohner der ganzen Stadt und Gegend so blafs, hager und gelb aussehn, und dafs Fremde, welche dahin kommen, und eine weissere blühendere Farbe haben, als wahre Wunder angestaunt werden. Und doch ist, wie man mich versichert hat, und es auch die Lage des Orts beweist, die Luft und das Wasser sehr gesund. Denn der Plaz liegt hoch, wird von den Seewinden gekühlt, und von den Bergen reichlich mit dem klarsten und frischesten Wasser versehen.

Die Kirche der Madonna delle Grazie ist blos von cararischem Marmor erbaut, und noch nicht vollendet. Die Architektur daran ist erbärmlich, und die verschiedenfarbigen Steine sind hier so bunt durch einander angebracht, als ob man es eigentlich darauf

angelegt hätte, den Tempel zu einer Marmor-Musterkarte zu machen.

Es ist eine Akademie der Bildhauerkunst hier, worin sich mehrere Gipsabgüsse von einigen der besten Antiken befinden. Ein Flaxman'sches Basrelief, das, wie ich glaube, einen Philoktet vorstellt, welcher den tödtlichen Pfeil sich aus dem Fufse zieht, ist originell und erhaben gedichtet. Der Schmerz des Gesichtes ist herrlich ausgedrükt, aber schreklich gegeben in den Krämpfen der Brust, des Halses, und des linken knienden Fufses. Das Original davon befindet sich in Florenz. Uebrigens hängt dieses Basrelief, so wie mehrere der andern Antikenabgüsse, an einem elenden Ort, wo man zugleich Wäsche troknet. Alles liegt wild durch einander, ohne Ordnung und Reinlichkeit, und an dem vatikanischen Apoll hatte man einige alte Hemden zum Troknen aufgehängt. Ich will nicht hoffen, dafs man den Sonnengott dadurch

zum Gespötte machen wollte, Ist es aber hier nicht wahr geworden?

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulce.

Carara, den 7. August.

Heute, Morgens frühe waren wir in den Marmorbrüchen, aus welchen so manche herrliche Statue, mancher stolze Tempel, mancher prächtige Palast hervorgegangen ist. Unser Weg bis dahin war besonders durch die verschiedenen Style, wenn ich so sagen darf, in denen sich die Natur auf demselben darstellt, merkwürdig. Wenn ich es versuche, dir davon einen kurzen Abrifs zu liefern, so rechne ich dabei mehr auf deine Nachsicht, als auf die Aehnlichkeit meiner Zeichnung.

Man geht nach den Marmorbrüchen ziemlich steil in die Höhe, und wendet sich anfangs zwischen Felsen empor, auf und an welchen doch immer noch eine lebhafte Vegetazion sichtbar ist. Die Massen haben hier die angenehmen Mischungen von Stein- und

Baumparthien, und das Grün ist besonders üppig. Das Gemurmel der klaren sich herab arbeitenden Bäche erinnerte mich an manche liebliche Schweizeransicht, von den kleinern, wo man sich so vertraulich zu Hause fühlt. Bei jeder Wendung des Weges wird man durch eine neue pittoreske Ansicht überrascht; denn der Wasserreichthum, die vielgestalteten Felsen und die doch oft wieder üppige Vegetazion bilden hier eine Menge mahlerischer Wirkungen, welche durch eine mit Epheu überkleidete alte Brüke, eine Mühle, einen kleinen Wasserfall, oder eine zusammengestürzte Mauer zum vollendetsten Landschaftsgemählde erhoben werden. Besonders grofs ist der Reichthum des Wassers. Fast unter jedem Gestein, aus jeder Grotte rieselt ein Quellchen hervor, das dann mit den übrigen allen in einen Bach gesammelt wird, welcher mühsam, aber desto munterer murmelnd, seinen Weg durch die tausend Krümmungen

sucht, so die Steine ihn hier zu machen nöthigen.

Ehe man die Marmorbrüche noch erreicht, kömmt man an ein kleines Dörfchen, Torano, dessen Ansicht wirklich eigen ist, da es halb in Trümmern liegt, und diese mit den Häusern kühn auf die Felsen geklebt sind. Hier wohnen viele von den Arbeitern, die der Boden nicht zu ernähren vermöchte, wenn ihnen der Luxus nicht in ihren Nachbarbergen eine so unerschöpfliche Quelle des herbsten Lebensunterhalts eröfnet hätte.

Hier befinden sich auch mehrere Mühlen, wo der Marmor gesägt und geglättet wird. Ihr Mechanismus ist äusserst einfach, aber sehr zwekmäfsig. Diejenigen, in welchen der Marmor geglättet wird, gefielen mir sehr wohl. In einem Kreis zusammen werden die Marmorplatten so genau, als möglich, neben einander horizontal gepflastert. Auf diesem Kreise dreht sich durch Hülfe des Wassers

ein Reif, welcher durch seine Bewegung andre Marmorplatten, die auf den untern aufliegen, herumtreibt, und vermittelst des Sandes und des Wassers, das immer aufgegossen wird, die Steine ganz glatt an einander abreibt.

Weiter das Gebirge hinauf verliert sich die Vegetazion immer mehr, und statt der Wasserbäche werden nun die Marmorströme — das scheinen sie — sichtbar.

Dieser Stein wird nicht in einer grofsen Höhle gebrochen, sondern auf verschiedenen Stellen hat man die Marmoradern an den Bergen geöfnet. Die Arbeiter stehen kühn oben an den steilen Felsenmassen, hauen die Steine aus dem Gröbsten, und rollen sie dann herunter. Diese Bahnen sind natürlich mit unzähligen Marmorsteinen übersäet, durch die sie wirhlich in der Entfernung das Ansehn von Strömen erhalten. Aehnliche Steinströme sah ich auch in Savoyen, welche die

häufigen, von den Gebirgen sich losreissenden Felsenmassen bildeten.

Zwischen diesen Felsen nun, wo die Hize des Sommers fast unerträglich ist, stehen die Unglüklichen, denen das Schiksal, wie Händel es den Engländern einmal wünschte, Steine für Brod gab. Um drei bis vier Paoli täglich verrichten sie die sauerste Arbeit, welche man in den Zeiten der Römer, wo der freie, rechtliche Mann noch etwas galt, nur die zum Tode verurtheilten Verbrecher thun liefs. Hier behauen sie die Steine aus dem Gröbern, und laden sie dann auf unförmliche, aber feste, mit Ochsen bespannte Wagen. Bei jedem Druk, den sie dem Hebel geben, wenn sie die schweren Massen heben, rufen sie: izza, izza, oder in nome di Dio, del Figlio, del Spirito Santo, und sie klagen einem lachend, dafs ihnen das sauerste Loos gefallen sei. Nichts wird in diesen Gebirgen gehört, als die Seufzer der Unglük-

lichen, das bange Athmen einer angestrengten Brust, das Rollen eines Marmorbloks, oder die entfernten Donner einer gesprengten Mine. O wäre es uns gegenwärtig, wie manche Thräne, wie mancher blutige Schweifstropfen auf jenes Amor- oder Venusbild gefallen ist, das uns so lieblich anlächelt, wir würden uns wegwenden vom Schönsten, was die Kunst erfand, aber mit Empfindungen, welche sie am allerwenigsten zum Zwek hatte!

Die Hize wurde uns schon um sieben Uhr unerträglich. Wir verliefsen daher die Brüche bald wieder. Unten kamen wir an einem Berge vorbei, worin eine grofse Höhle ist, die zu sehen uns aber die Umstände nicht erlaubten.

* * *

Die Carareser sind ein sehr kräftiger Stamm von Menschen, ungeachtet ihr Aeusseres es

eben nicht sehr laut ankündigt. Ob sie schon ihr Marmorhandel viel mit Fremden in Berührung bringt, so hat sich doch bei ihnen, wie bei allen Gebirgsbewohnern, eine grofse Festigkeit des Karakters erhalten, welche sie in Verbindung mit der, allen diesen Küstenbewohnern eigenen Schlauheit, zu einer Zeit, wo ihr Land militärische Wichtigkeit gewinnt, sehr gefährlich macht. So traten sie im lezten Kriege vor einem im Angesichte von Carara stehenden Franziskanerkloster bewaffnet zusammen, und zwangen ein mehrere tausend Mann starkes Corps von Franzosen, den Befehl, das Kloster aufzuheben, zurükzunehmen. Mancher Franzose und mancher Kaiserliche, den sein Unglük einzeln oder in kleinen Haufen durch diese Berge führte, fand durch die Erbitterung dieser Leute, denen der Krieg und die gänzliche Erschlafung des Handels allen Lebensunterhalt raubte, seinen Tod. Wirklich mufs auch das Elend

hier ganz fürchterlich gewesen sein. Die einzige Quelle, welche ihnen sonst Leben gab, verstopfte der stokende Handel. Geld befand sich nur in den Händen einiger Wenigen, die es schlau genug verbargen, um nicht darnach bei den häufigen Requisizionen taxirt zu werden. Der Aermere hingegen, welcher blos von dem in den Marmorbrüchen verdienten Lohn lebt — und solche sind die meisten Bewohner dieser Gegend — gerieth in so schrekliches Elend, dafs die Unglüklichen sich auf ihren Marmorn herumwälzten, und das Gras kauten, welches sparsam genug zwischen demselben hervorkeimt.

Die Abstammung der Bewohner dieser Gegend von den durch die Römer ehemals dahin geschikten Verbrechern läfst eben keine schönen Formen des Geistes und des Körpers erwarten. Wirklich hat auch das blos durch die Kunst lebende Carara noch keine andre, als höchst mittelmäfsige Künstler her-

vorgebracht, und in den Gesichtern dieser Leute kündigt sich nichts, als etwa ein Zug von Schlauheit an. Ueberhaupt werden die Köpfe dieser Leute blos durch die ganz allgemeine Magerkeit und Gelbheit derselben karakteristisch. Wir sahen nicht ein einziges Mädchen oder Weib, das nur mittelmäfsig hübsch gewesen wäre, und dieser Unterschied zwischen den so gesund blühenden Toskanerinnen und dieser gelben Gebirgsbewohnerinnen that uns wehe.

Ich habe dir schon gesagt, dafs die Bewohner des Städtchens selbst lauter Leute sind, welche von der Bearbeitung des Marmors leben. Darunter sind nun auch natürlich viele Bildhauer, die es in dieser Kunst mehr oder minder weit gebracht haben. Ich lernte unter denselben einige Schüler von Canova kennen, welche sich in bessern Umständen, wo sie nicht so sauer mit des Lebens Lasten kämpfen dürften, vielleicht über das

Mittelmäfsige erhoben hätten. So sind sie nun nichts als Handwerksleute, die blos nach Kopien arbeiten, und selbst keine Kompositionen wagen. Ihre Zeichnung ist häufig richtig; aber bei dem gröfsten Fleifse ist immer nur die Politur und das eigentlich Mechanische in ihren Werken vollendet. Sie arbeiten nicht selten für Bestellungen, welche ihnen römische Künster geben, nach deren Zeichnungen und Modellen sie sich richten müssen; am gewöhnlichsten aber für die geschmaklosesten Aufträge der Kaufleute, oder die bisarresten Launen der Käufer aller Stände. Das Schönste, was die Kunst je gedacht hat, wird hier zur Handelswaare erniedrigt, und du kannst den vatikanischen Apoll von dem Maafs des Originals an, durch alle Stufen der Gröfse herab, bis zum verjüngten Maafsstabe der liliput'schen Verhältnisse kaufen. Hier findest du Vasen in dem zartesten Geschmak der Antike und mit den schönsten

Basreliefs gearbeitet; aber der Künstler glaubt dir das Bewunderungswürdigste gezeigt zu haben, wenn er ein Licht in das Gefäfs stellt, und dir beweist, dafs es auch unter dem Scheffel leuchte. Der nehmliche Bildhauer, der an einer mediceischen Venus arbeitet, verschmäht es nicht, wenn er nichts Besseres thun kann, Dosen aus Alabaster zu schnizeln: denn er weifs, dafs man in unsern Tagen lieber mit alabasternen Kazen und Hunden spielt, als mit dem nemäischen Löwen, weil wir dem Besieger des leztern gerade so ähnlich sind, als unsre Komoden- und Ofenbilderchen den kühnen Arbeiten der alten Kunst.

Alle Bewohner von Carara klagen über die Abnahme ihres Gewerbs. Sie entdeken täglich neue Marmoradern, aber der Abnehmer ihrer Arbeiten werden täglich weniger. Und diese Abnahme mufs nicht erst seit wenigen Jahren Statt finden, sondern seit einigen

Jahrhunderten begonnen haben. Diefs sieht man sehr deutlich an den vielen Häusern dieser Gegend, welche zum Theil gänzlich zerfallen sind, zum Theil, eine höhere Bestimmung verrathend, nun ohne Ausbesserung armselig und nur halb und von dürftigen Leuten bewohnt dastehen. Die Abnahme des Handels der Carareser, und somit der Bevölkerung der Gegend, ist aber gewifs nichts anderm zuzuschreiben, als dem täglich mehr abnehmenden Baugeist der Italiener, die sich — wenn sie in neuern Zeiten auch Paläste und Kirchen bauen — mit Baksteinen begnügen, wie die nach so schönen Plänen und mit so erbärmlichen Materialien erbauten Paläste von Turin beweisen. Die frühen Jahrhunderte der Mediceer, und die blühenden Zeiten der Genueser, Pisaner u. s. w., als sich das Gold dieser mächtigen Handelsstaaten in den gröfsten und erhabensten Werken der schönen Künste ausprägte, müs-

sen die goldenen Zeiten von Carara gewesen sein. Heutzutage hingegen, da sich die Reichthümer mit mehr Gleichheit durch Europa verbreitet haben, da man fast in allen Ländern Marmorbrüche entdekt hat, kann die Konsumzion des kararischen Marmors nicht anders, als abgenommen haben, ob er gleich jezt weiter verführt wird als sonst. Solltest du wohl denken, dafs der meiste Marmor, der hier gebrochen wird, heutzutage nach der Levante geht?

Wir logiren hier in dem erbärmlichsten Wirthshaus von der Welt, in dem einzigen und besten Gasthof von Carara. Dieses Städtchen wird sehr selten von Fremden besucht, und geschieht dies einmal, so kommen sie des Morgens von Massa, das nur anderthalb Posten von hier entfernt ist, und kehren des Abends dahin zurük. Unser Aufenthalt erregte daher auch die gröfste Aufmerksamkeit, und ich bin überzeugt, dafs

noch lange hier von uns gesprochen werden wird, unerachtet wir nichts merkwürdiges gethan haben, als dafs wir uns das Kalbfleisch und die Melonen, wegen denen Carara in der Geographie des toskanischen Sybariten berühmt ist, vortreflich schmeken liefsen.

Lerici, am Meerbusen von Spezia,
den 9. August.

Diesen Morgen früh kamen wir von Sarzana in Lerici an. Wir werden uns hier nach Genua einschiffen, wissen aber noch nicht, wenn dies geschehen wird. Zwar liegen viele sogenannte Feluken, eine Art kleiner Schiffe, die in diesen Meeren einzig und allein zur Küstenschiffahrt gebraucht werden, da, und die Schiffer melden sich zu Duzenden bei uns, um uns nach Genua zu bringen. Allein die meisten geben erst in einigen Tagen ab. Mehreren darunter hat der Schöpfer auch zu deutlich ins Gesicht geschrieben, als dafs wir uns ihnen anvertrauen möchten; und diejenigen, die ausdrüklich wegen uns abgeben wollen, fodern für diese kleine Fahrt nicht weniger, als hundert genuesische Lire, etwa sieben Dukaten. Da der neue Erzbischof von Genua hier von Sarzana, seinem Geburtsort,

erwartet wird, und für ihn ein eigenes Schiff daliegt, an dessen Kapitän wir empfohlen sind, so werden wir ihn erwarten, um in seinem Gefolge in Genua einzuziehen, und auch unsern Antheil an den Kanonenschüssen zu bekommen, mit denen die stolze Beherrscherin der Meere ihren geistlichen Hirten begrüfsen wird. Diese Verzögerung ist mir eben nicht unangenehm, da wir hier eine Wohnung haben, von der aus wir eine der herrlichsten Gegenden in der Welt mit aller Bequemlichkeit geniessen können, und, was mir eben so lieb ist, da ich hier Zeit habe mich mit dir zu unterhalten, und dir von alle dem Schönen, was ich auf meinem Wege bisher sah, einen schwachen Abrifs zu liefern. Lafs mich von Lerici anfangen.

Dieser kleine, am Meerbusen von Spezia gelegene Ort scheint von der Natur ganz zu dem bestimmt zu sein, was er ist. Er liegt auf der südlichen Seite des Golfs, wo die

Landstrafse von Toskana endet. Nicht weit von hier ist der neue Postweg nach Parma; und da die Reise über die Genueser Gebirge immer höchst beschwerlich, jezt aber wegen der vielen Räuber und der Armuth ihrer Bewohner äusserst gefährlich ist, so benuzen die meisten Reisenden die vielen Schiffsgelegenheiten, welche zwischen hier und Genua sind, und machen diesen Ort zum Mittelpunkt ihrer Reise von der leztern Stadt bis nach Livorno. Man hat daher auch neulich wieder ein schon altes Projekt erneuert, und von der Anlegung eines Hafens an diesem Ort gesprochen, der an die italienische Republik angeschlossen werden, oder der ligurischen bleiben sollte, indem dieser Plaz offenbar besser gelegen ist, als Genua. Du weifst, wie unsicher der Hafen dieser leztern Stadt, wie sehr er den fürchterlichen Südwestwinden ausgesezt ist, und wie oft, im Angesicht der Stadt, mitten in dem Hafen Schiffe zu Grunde

geben. Der nakte Boden Genua's selbst, der die nöthigsten Bedürfnisse gewaltsam steigert, die Schwierigkeit der Kommunikazion mit der Lombardei über die Bocchetta, und die gewisse Aussicht, den ganzen Handel der westlichen Küste Italiens in diesem Orte zusammen zu ziehen, und die nördlichen Theile dieses Landes zu einer Höhe hinauf zu treiben, die von ihnen den ganzen Süden abhängig machte — dies möchten die Hauptgründe sein, welche, in Verbindung mit der vortreflichen Lage des Terrains, ein solches Projekt zur Ausführung bringen könnten. Bei der gehörigen Tiefe des Wassers, dem vortreflichen Ankergrund, der sichern Einfahrt in den Meerbusen, dem Ueberfluſs an Wein, Holz, Oel, den diese Gegend besizt, und dem Reichthum an süſsem Wasser, läſst sich auch kein Grund denken, der die Ausführung des Plans verhindern dürfte, als die Eifersucht der Stadt Genua und des nahen Livorno's.

Diese beiden Städte würden natürlich mit einemmale veröden; die glänzenden Paläste Genua's würden bald als Ruinen bewundert werden, und der König von Toskana den schimmerndsten Edelstein aus seiner Krone, um dessen willen sie fast allein etwas werth ist, verlieren. Aber die schiffenden Nazionen dürften sich dieses sichern Asyls gegen die Stürme des Mittelmeers erfreuen, und in kurzem würde sich hier eine prächtige Handelsstadt erheben, die den heutigen Glanz Genua's wenigstens weit übertreffen würde.

Der ganze Ort ist von Schiffern bewohnt, deren Leben unter den beständigen Fahrten zwischen Genua und Livorno, und auch noch etwas südlicher, verfliefst. Sie scheinen, den Häusern nach zu urtheilen, ziemlich wohlhabend, und ich weifs, dafs es wirklich viele reiche Leute, besonders unter den Besizern der Feluken giebt. Ein solches Fahrzeug, die in verschiedener Gröfse gebaut werden, und

in deren Bauart das Eigene ist, dafs sie ziemlich flach sind, daher nicht tief im Wasser gehen, und nur Einen Mast im Vordertheile des Schiffes haben; ein solches Fahrzeug richtet sich nicht immer nach dem guten Winde, sondern wird, wenn dieser auch widrig ist, durch Ruder fortgetrieben. Ohne Kompafs, ohne die geringsten andern nautischen Kenntnisse, als die, welche schon die Phönizier besessen haben mögen, wagt es sich nicht leicht auf die hohe See, sondern behält immer das freundliche Land im Gesicht. Ausser den Gepäken, die es einnimmt, besteht bei den kleinern Fahrzeugen dieser Art, die daher auch Kurierfeluken genannt werden, der Hauptvortheil der Besizer in der Anzahl der Reisenden, welche sie führen. Deswegen findet man auch auf diesen Schiffchen eine bessere Behandlung und mehrere Bequemlichkeiten, als man z. B. auf den Küstenfahrern des adriatischen Meeres antrift. Jeder der

Matrosen bekommt ein Sechszehntheil von dem Gewinn; und da immer noch, nach italienischer Sitte, ein Trinkgeld bedungen wird, so kannst du dir kaum vorstellen, wie artig und zuvorkommend diese rohen Leute sich gegen die Fremden zu betragen wissen. Jeder von ihnen wählt sich unter den Reisenden vom ersten Range (denn sie nehmen alles, was kommt) seinen Mann, um ihn zu bedienen, und nicht selten wird einem seine zu weit getriebene Dienstfertigkeit beschwerlich. Bald ist es ein Polster, das er dir unterlegt; bald bietet er dir einen Apfel an; bald fragt er dich, ob du Hunger, ob du Durst hättest, und öfnest du den Mund, so eilt er, wie ein Bliz, deinen Befehl zu erfüllen. Jeder Reisende nimmt seinen Proviant selbst mit, in besondern dazu eingerichteten Körbchen, die man einem an dieser Küste für eine Kleinigkeit verkauft. Da nun die Gesellschaft aus mehreren Personen besteht, und man so enge

zusammen einander, wie auf Postwägen, sogleich vertraulich nahe kömmt, so bietet jeder dem andern von seinen Lekerbissen an, und man wird durch die gegenseitige Gastfreiheit in den Stand gesezt, eine Mahlzeit zu thun, wie man sie hier nicht erwarten sollte, und bei der Keiner verliert, aber Alle gewinnen. Die Gesellschaft ist im höchsten Grade gemischt, jeder bedarf des andern, und gänzliche Gleichheit herrscht. Die Unterhaltung ist daher gewöhnlich höchst jovialisch, ob sie gleich manchmal durch massive Scherze, die in keiner italienischen Gesellschaft so leicht fehlen, oder durch die lauten Krämpfe der Seekranken, für ein etwas delikates Ohr unangenehm, gestört wird. Je kleiner das Fahrzeug ist, desto gewisser findet alles, was ich dir bis jezt zum Vortheil desselben gesagt habe, Statt. Aber andere noch gröfsere Vortheile entspringen hieraus. Du weifst, dafs alle an der westlichen Küste

Italiens liegenden Mächte im ewigen Kriege mit den barbarischen Seeräubern sind. Die Gewässer von Genua werden hauptsächlich durch sie unsicher gemacht, und so mancher Genueser schmachtet in ewiger Sklaverei zu Tripoli, Tunis und Algier. Die Furcht vor einem solchen Unglük, und dann auch die Bauart des Fahrzeugs, nöthigt die Leute daher, sich zunächst an das Ufer zu halten, wo sie beinahe alle vier bis fünf Stunden eine kleine Bucht haben, in welche sie einlaufen können. Auf diese Art kömmt man zwar etwas langsamer vorwärts, allein desto sicherer, und mit dem Vortheil, die oft lieblich schönen, oft schreklich erhabenen Ufer dieses Landes genau und in der Nähe betrachten zu können. Ich würde daher jedem Reisenden, der auf seiner Fahrt geniessen will, anrathen, ein so kleines Fahrzeug, als immer möglich ist, zu nehmen, besonders da ein solches auch durch den widrigen Wind nicht

so sehr gehindert wird, mit den Rudern vorwärts zu dringen, als ein grofses.

Auch haben wir so eben ein kleines Boot gemiethet, mit welchem wir gegen Mittag nach Genua abgehen werden. Die Abreise des Erzbischofs wird sich noch ungewifs lange verzögern, und wir benuzten diese kleine Barke um so lieber, da sie gewöhnlich den französischen Kurier von Genua hieher bringt, und sich mit ihrer Rükreise so sehr als möglich beeilt. Wir haben das Fahrzeug einzig und allein für uns in Beschlag genommen, und bezahlen dafür drei Dukaten. Aber ehe wir abreisen, mufs ich dir noch unsern Weg bis hieher beschreiben, und etwas von den herrlichen Ansichten sagen, deren dieser Meerbusen so viele darbietet.

Von Massa nach Lavenza führt die Strafse immer durch fruchtbare, vortreflich angebaute Felder. Der lezte Ort selbst, wiewohl nur klein, zählt doch viele ansehnliche

Gebäude, welche reich mit den schönsten Marmors geziert sind. Eben so angenehm ist die Strafse von hier bis nach Sarzana, wo man in einiger Entfernung an der alten etrurischen Stadt Luni vorbeikommt. Es hatten sich sonst noch einige bedeutende Ruinen derselben erhalten; heutzutage soll aber alles zerstört sein, und ich selbst sah in der Werkstätte eines cararischen Bildhauers eine kolossale, aus Nero antico gearbeitete Büste, wozu der Marmor aus den Trümmern eines dort befindlich gewesenen Tempels genommen war. Ein solcher Blok, wie er zu dieser Büste nöthig war, und aus so kostbarem Stein bestehend, kann dazu dienen, uns einige Begriffe von der Pracht dieser alten etrurischen Stadt zu geben.

Sarzana, berühmt in der ältern Kirchengeschichte als der Geburtsort des Pabstes Nicolaus V, vielleicht des gröfsten und uneigennüzigsten Beförderers der Wissenschaften

unter allen Nachfolgern Petri, und in der neuern als Nachtquartier des todten Pius VI, ist ein elender Ort, der von einem Haufen in sehr übelm Ruf stehender Leute bewohnt wird. Wirklich kann man sich auch in diesem Städtchen nicht genug in Acht nehmen, um nicht von allen Seiten betrogen zu werden. Die Bewohner scheinen übrigens ziemlich wohlhabend zu sein, da ihr Boden ausserordentlich fruchtbar, und der Handel mit den Produkten desselben ihnen durch ihre Lage sehr erleichtert ist.

Eine Bemerkung, die uns Beiden auf unserer Reise sehr aufgefallen ist, mufs ich dir bei diesem Orte um so eher mittheilen, da er dieselbe so deutlich bestätigt. Wir glaubten nehmlich auffallend zu sehen, wie sehr und wie stufenweise sich die Karaktere dieser Küstenbewohner in dem Ausdruk der Gesichter verschlimmern, je näher man Genua kommt, und je weiter man sich von Toskana

entfernt. Dieses Land, cara agli Iddii ed agli uomini, wie sich ein italienischer Schriftsteller ausdrükt, zeichnet sich durch die Ehrlichkeit und Biederkeit seiner Bewohner unter den Nachbarstaaten so vortheilhaft aus, dafs gewifs jeder, der länger in demselben lebte, und unbefangen genug ist, eine Nazion nicht nach dem Pöbel der gröfsern Städte zu beurtheilen, sich ungerne von demselben trennt, und, so wie er es verlassen hat, den grofsen Unterschied zwischen diesem und andern Ländern unangenehm empfindet. So ergieng es uns, da wir schnell von der beschwerlichen Dienstfertigkeit dieser Leute von allen Seiten umringt wurden. Nur zu bald bemerkten wir, wie einverstanden sie alle waren, und wie sie sich durch Augenwinke und andere leise gegebene Zeichen zu unserm Schaden verabredeten. Zwar hatte man uns vorher schon davon unterrichtet; allein da wir so oft die Erfahrung gemacht

hatten, wie schief Menschen und Völker gewöhnlich beurtheilt werden, so nahmen wir unsre Gutmüthigkeit nicht eher zurük, als bis wir ihr einigemale geopfert hatten.

Troz den vielen Krüppeln, welche wir an diesem Orte besonders häufig bemerkten, sind die Formen der Weiber wirklich schön, ob ihnen gleich die blühende Haut und die lebendige Grazie der Toskanerinnen fehlt. Die Männer hingegen sind häfslich, und haben selten einen andern karakteristischen Zug im Gesicht, als den der Bosheit. Das Kostüm des Landvolks hat viel Aehnliches — besonders bei den Weibern — mit dem der Figuren in Campo santo zu Pisa, und das kleine Strohhütchen, das nur leicht aufgesezt ist, giebt den Brünetten dieser Gegend ein Ansehn von Schalkhaftigkeit, welches zu den Spielen der Liebe herauszufordern scheint.

Andre tragen ihre Haare in einen grofsen Chignon aufgebunden, dem nichts als eine

Blume zum Schmuk dient; andre schlagen ein vierekigtes Tuch auf eine ganz eigene Art um den Kopf, die der Tracht der alten Römerinnen eigen ist. Die Männer aber haben fast durchgängig die einfältigsten dreiekigten Hüte auf dem Kopfe.

Sarzana war in den ältern italienischen Kriegen ein sehr bedeutender Ort, und noch heutzutage sind seine kleine Festung und das entfernte gröfsere Bergschlofs Sarzanella, Merkwürdigkeiten für die Geschichte der Befestigungskunst. Jezt halb verfallen, häufig mit Epheu überzogen und bisarr ohnedies in ihren Zusammensezungen, geben beide äusserst mahlerische Ansichten. Ueberhaupt wäre in diesen Gegenden noch ein reiches Feld für den Landschaftsmahler. Nur an den Ländereien um den Meerbusen von Spezia herum hat die Natur so vielfachen Reichthum in Formen und Farben ausgegossen, dafs sich hier nicht nur herrliche Studien machen, sondern

auch die schönsten Ansichten ganz auffassen liefsen. Ein geschikter Künstler, welcher diese Gegenden bereiste, könnte hier und noch weiter die Riviera hinauf, sich ein Portefeuille sammeln, das die schönste Voyage pittoresque durch die ligurische Republik abgeben müfste.

Wir hielten uns einen ganzen Tag auf, und reisten des Morgens früh weiter gegen die Küste zu. Die Gegenden, durch die wir kamen, erschienen im Dunkel des Morgens, ehe die Sonne aufgieng, eben nicht lieblich, und leiden durch den, troz der grofsen Sommerhize noch ziemlich tiefen Magra, grofse Verwüstungen. Gegen das Meerufer zu wendet sich der Weg ziemlich steil zwischen lauter Oelbäumen hinab in die Tiefe; mit Einemmale sieht man durch die Bäume hindurch den schimmernden Spiegel der See, und nach und nach hebt sich die schönste Ansicht des Meerbusens weiter hervor.

Neben Lerici, in das man nun einfährt, liegt ein altes Fort, Santa Maria, hoch auf einem Felsen, der den Meerbusen beherrscht. Um die ganze herrliche Gegend in Einen schönen Blik zu fassen, ist wohl kein Ort tauglicher, als dieser, auf welchen ich mich dann auch wieder hinaufdenke, um dir zu sagen, was ich gesehen habe.

Das Wetter ist heiter, der Himmel klar, wie die Ruhe selbst, und das Meer grünblau und hell wie ein Spiegel. Nur ein schwaches Windchen kräuselt kleine Wellen, und wiegt die tausend Dekorazionen des Ufers in angenehmer Bewegung. Hier und da scheint der Meeresgrund braun oder grau hindurch, und die verschiedenen Grade des Schattens bringen eine solche Mannigfaltigkeit in der Meeresfarbe hervor, die das Auge kaum zu unterscheiden, die Erinnerung kaum zu behalten vermag. In tausend Zaken dehnt sich das Ufer in die See hinein, und jede solche

Landspize enthält eine neue Parthie in diesem herrlichen Landschaftsgemählde. Bald ist es ein Dörfchen, bald eine gut angebaute Flur, bald eine Kirche, bald eine alte Festung oder ein fruchtbarer Oelhügel, welche diese vielfachen Abwechslungen hervorbringen. Hier ist das Ufer wild und unwirthlich; halsbrechend kühn dehnen sich Gesträuche und Bäume über die Felsenmassen hinauf, werfen einen dunkelgrünen Schatten auf die Fluth, und verhindern, dafs die helle Meerfarbe nicht zu stark gegen die düstern Felsenmahlereien absteche; dort zieht sich das Land allmählich sinkend, und mit fruchtbaren Pflanzungen bedekt, hinunter zu den ruhigen Wellchen, und läfst sich gefällig von ihnen kosen. Da dehnen sich die Häuser von Lerici, wie auf Leinwand gemahlt, rund um die Küste; dort steht kühn auf der Felsenspize ein Bergschlofs, das halb in Trümmern noch ehrfurchtheischend heruntergebietet. Vor mir zur linken

Seite schliefst sich das beinahe ovale Amphitheater des Meerbusens mit einer Kapelle auf dem Vorgebirge, auf der andern endet es sich mit der kleinen Meerenge von Porto Venere, die durch die drei reizenden Inseln Palmara, Tino und Tinello (worunter die erste und gröfste schön angebaut ist) gebildet wird. In diesem ganzen, schön von der Morgensonne beleuchteten Runde übersehe ich gegen zwanzig gröfsere und kleinere Städte und Dörfer, die alle, so trüb es auch um die Geister darin aussehen mag, doch sehr freundlich herbliken, und lieblich sich in der See spiegeln. Hinter ihnen erheben sich die schönsten Pflanzungen, mitunter kahle Berge, und schliessen sich an den blauen Himmel an. Und doch ist in diesem so vielfachen Gemählde so viel Einheit, dafs, wo man sich hinstellt es anzusehn, dasselbe mit tausend Modifikazionen immer ein andres und doch das nehmliche erscheint. Es ist ein

solcher Reichthum von Farben darüber ausgegossen; von der blassen Färbung der Oelhügel bis zum hohen leuchtenden Meergrün fliessen die Nüancen so leise zusammen, dafs einem höchstens ein paar hochroth gemahlte Häuser anstöfsig werden. Es ist so viel Farbenharmonie hier, dafs selbst die Felsenufer sich nicht allein in ihrem Braun zeigen mögen, sondern sich in Gebüsche kleiden, um hier, wo die Farbe der Hofnung und der Gesundheit herrscht, dem geniessenden Auge nicht zu mifsfallen. Es wiegt sich auch, wie ein flüchtiger Kahn, wie ein leichtes schimmerndes Wölkchen über den Golf hin, und ruht und eilt, und möchte sich fest halten, und findet immer einen schönern Punkt. Die Phantasie wird hier ruhig bewegt, wie die Fluth, jeder andre Gedanke schweigt, und man überläfst sich einzig und allein dem mächtig wirkenden Zauber der schönen Natur.

Wir fanden auf diesem Fort zwei Kanonen,

Seite schliefst sich das beinahe ovale Amphitheater des Meerbusens mit einer Kapelle auf dem Vorgebirge, auf der andern endet es sich mit der kleinen Meerenge von Porto Venere, die durch die drei reizenden Inseln Palmara, Tino und Tinello (worunter die erste und gröfste schön angebaut ist) gebildet wird. In diesem ganzen, schön von der Morgensonne beleuchteten Runde übersehe ich gegen zwanzig gröfsere und kleinere Städte und Dörfer, die alle, so trüb es auch um die Geister darin aussehen mag, doch sehr freundlich herbliken, und lieblich sich in der See spiegeln. Hinter ihnen erheben sich die schönsten Pflanzungen, mitunter kahle Berge, und schliessen sich an den blauen Himmel an. Und doch ist in diesem so vielfachen Gemählde so viel Einheit, dafs, wo man sich hinstellt es anzusehn, dasselbe mit tausend Modifikazionen immer ein andres und doch das nehmliche erscheint. Es ist ein

solcher Reichthum von Farben darüber ausgegossen; von der blassen Färbung der Oelhügel bis zum hohen leuchtenden Meergrün fliessen die Nüancen so leise zusammen, dafs einem höchstens ein paar hochroth gemahlte Häuser anstöfsig werden. Es ist so viel Farbenharmonie hier, dafs selbst die Felsenufer sich nicht allein in ihrem Braun zeigen mögen, sondern sich in Gebüsche kleiden, um hier, wo die Farbe der Hofnung und der Gesundheit herrscht, dem geniessenden Auge nicht zu mifsfallen. Es wiegt sich auch, wie ein flüchtiger Kahn, wie ein leichtes schimmerndes Wölkchen über den Golf hin, und ruht und eilt, und möchte sich fest halten, und findet immer einen schönern Punkt. Die Phantasie wird hier ruhig bewegt, wie die Fluth, jeder andre Gedanke schweigt, und man überläfst sich einzig und allein dem mächtig wirkenden Zauber der schönen Natur.

Wir fanden auf diesem Fort zwei Kanonen,

eben so viele Mörser und vier Mann Wache, die den Golf vor den barbarischen Seeräubern, welche häufig Landungen an der genuesischen Küste wagen, beschüzen sollen. Wir trafen aber, als wir es bestiegen, keinen der Wächter an, die, ohne ihre Festung nur zu verschl essen, sämtlich ausgegangen waren. So machten wir uns, ohne Schwerdtstreich und ohne Kapitulazion, Meister von dem Meerbusen von Spezia.

Hier schliesse ich, und beurlaube mich von dir, bis wir uns in Genua wieder finden. Der Wind ist eben nicht günstig, aber unsre Matrosen scheinen von den Seeleuten von Bejä abzustammen, deren herkulischer Gliederbau — wie uns einige boshafte Alten erzählen — gar manchmal den Schönheitssinn der ersten römischen Damen in Bewegung gesezt hat. Wir hoffen daher bis Morgen, mit Hülfe der Ruder am Ziel unsrer Reise anzukommen.

Genua, den 11. *August* 1802.

Vorgestern Morgens früh sind wir hier angekommen. Die Menge neuer und merkwürdiger Gegenstände, und die Besuche, welche wir zu machen hatten, haben mich bis jezt so zerstreut und ermüdet, dafs, wenn mir es auch des Abends die Kräfte erlaubt hätten, etwas Vernünftiges zu denken, dies doch wegen der tausend Bilder und Vorstellungen, welche sich in meinem Kopfe durchkreuzten, nicht möglich gewesen wäre. Sonderbar drängten sich immer noch die vielen Ansichten der merkwürdigen Riviera di Levante in meine Anschauung der Schönheiten der Stadt, und ich wäre nun, da ich doch schon den dritten Tag hier bin, nicht im Stande dir etwas über die leztere zu sagen. Immer trägt denn doch die Natur den Sieg über die Kunst davon, und neben den Erinnerungen an den Meerbusen von

Spezia, für den die Kunst gar nichts gethan hat, gelang es dem prächtigen Golf von Genua nicht aufzukommen. Ich benuze diese günstige Stimmung meines Geistes, um dir schwache Kopien meiner Erinnerungen zu geben, und überlasse es dir, die rohe Zeichnung mit allen Farben deiner Einbildungskraft auszumahlen.

Wir verliessen um Mittag den Golf von Spezia beim herrlichsten Wetter von der Welt, und steuerten, um aus demselben zu kommen, zwischen Porto Venere und der Insel Palmara hindurch. Diese leztere Stadt, welche so hart an das Meer gebaut ist, dafs bei stärkern Winden die Wellen an die Häuser schlagen müssen, zeigt die deutlichsten Spuren ihres Zerfalls. Viele Häuser stehen ganz leer, andere liegen in Trümmern, und das Ganze sieht einer Stadt gleich, welche durch eine Belagerung fürchterlich gelitten hat. Das Kloster allein steht stolz an der Seeseite der Stadt, und die

Purpurköpfe seiner Bewohner, die sich am Fenster zeigten, beweisen klar genug, dafs hier gesunde Luft und kein Mangel sein müsse. An der nördlichen Seite befindet sich ein Kastell, welches kaum noch als solches zu erkennen ist, und unter den fürchterlichen Steinmassen, die mit Einemmale hier beginnen, sich kleinlich verliert.

Ueberhaupt gewinnt das Seeufer von da an eine ganz andre Ansicht. Vorher eine, gröfstentheils angebaute, meist terrassenförmig sich gegen das Meer erniedrigende Küste, stürzt sich das Gebirge jezt in hohen, perpendikulären, oben fantastisch ausgezakten Felswänden in die See, und wo du die Berge mit Händen greifen kannst, hat das Meer eine ungeheure Tiefe. Die Felsenschichten, so schroff sie auch abgeschnitten sind, stehen grotesk verwirrt im Wasser, und es bilden sich unzählige Grotten darin, wo die Wellen anplätschern, und bei schwächern oder stärkern

Winden der Scylla ähnliche Töne hervorbringen. Lange fährt man diesen Felsenwänden zur Seite, ohne auch nur eine Spur von Vegetazion zu erbliken, und das Gebirge scheint hier eine kolassale Mauer, hinter welcher sich das gesegnete Land verbirgt. Aber an diesen kalten Steinen, welche ohnedies durch die Vielfachheit und Gröfse ihrer Formen Stauuen erregen, wird man doch durch die ausserordentlichste Mannigfaltigkeit von Farben überrascht. Die Schichten haben alle die tausend Farben, Schattirungen und Adern des genuesischen Marmors, und nicht selten stehen sie im abspringendsten Kontrast mit der heitren Färbung des Meeres. Das Eingeweide der Erde scheint hier offen da zu liegen, und man zählt mit Staunen die verschiedenen, auf einander geschichteten Steinlagen, und den unendlichen Raum von Jahren, der zu Bildung derselben und zum Abwaschen durch Wasser und Luft erfordert

ward. Hier war es auch, ungefähr eine halbe Stunde nordwärts von Porto Venere, wo wir eine sonderbare Naturerscheinung gesehen haben

Es war den 9. August, Mittags um ein Uhr, beim schönsten Wetter von der Welt. Die Hize ist diesen Sommer in ganz Italien ausserordentlich; doch war sie so beschwerlich nicht, da ein kleines Lüftchen einige Kühlung aus Nordost brachte. Wir fuhren ungefähr zehn Schritte unter einer dieser Felswände vorbei, welche sich ganz senkrecht herunter zog, und durch ihre Höhe gerade unsere Blike auf sich gezogen hatte. Ungefähr an der Mitte der Wand, an einem Orte, wo sich nie ein menschlicher Fuſs hingewagt hat, geschah ein Knall, wie der Schuſs einer stark geladenen Flinte, und zu gleicher Zeit stieg Rauch und Staub aus einer plözlich entstandenen Oefnung heraus, aus welcher dann auch eine Menge Steine hervor und

hinab in die See stürzten. So wie diese Steine in das Meer fielen, knallten sie wie abgeschossene Pistolen, das Wasser schäumte, ein Kalkrauch stieg aus demselben in die Höhe, und mehrere Minuten, nachdem die Steine schon verschwunden waren, sprühte das Wasser fingerdike Fontänen in die Luft. Wir erstaunten, wie du leicht denken kannst, über diesen kleinen Vulkan; die Seeleute aber, mit welchen wir darüber sprachen, machten gar nichts aus der Sache, und versicherten, ähnliche Erscheinungen schon oft an diesen Gebirgen gesehen zu haben. — Wenn du Lust hast, mir die Sache zu erklären, so dient zur Nachricht, dafs diese Gebirge aus Kalksteinen bestehen, die auf Schiefer ruhen.

Weiter hinauf ist das Gebirge nicht mehr so schreklich; es stürzt sich nicht mehr so senkrecht in die See hinunter, sondern läuft, wiewohl immer noch steil genug, terrassenförmig gegen dieselbe zu. Aber welche

Terrassen! Sollte man es glauben, dafs der menschliche Fleifs an diese nakten Steine Fruchtbarkeit befestigt hätte? Und doch ist es so. An diesen steilen Bergen befinden sich unzählige Rebenpflanzungen, welche den wilden Gegenden doch zuweilen eine freundliche Ansicht leihen. Aber diese Reben sind auf ganz schmalen, eher Leitern als Terrassen ähnlichen Erdfleken gebaut, die gleichsam in der Luft zu hängen scheinen. Die gegen das Meer auslaufenden stürzen von Zeit zu Zeit herunter; manche Berge haben ihre Hülle ganz abgeschüttelt, andre stehen noch ohne Pflege da, wo der Mensch sich nicht hinwagen kann. In den Thälern und Schluchten stehen Olivenbäume, welche hier, gegen die rauhen Winde gesichert, nebst Wein und Kastanien, beinahe den einzigen Segen dieser sparsamen Erde ausmachen. Oben auf den Bergen kleben kleine Hütten, gleich den Schnekenhäusern an den Felsen, und es scheint

unbegreiflich, wie die Bewohner derselben sich herunter an das Meer wagen können, das hier, so zu sagen, kein Ufer hat, sondern an lauter steile Felswände anplätschert. Auf einigen Felsen sahen wir etliche Jungen sich baden, welche, um ein in dieser Jahrszeit auf ihren Bergen so seltenes Element aufzusuchen, sich herunter gewagt hatten. Die Armen! Sie schienen allein mit ihrer zarten Jugend, hülflos und verlassen auf einem felsichten Eilande dazustehn.

Schon Diodor aus Sicilien nennt Ligurien ein bergichtes dürres Land, und seine Bewohner arbeitsam und hart. Beides hat sich seit der Zeit nicht geändert, und Ein Blik an diese Berge überzeugt einen, wie sauer der Mensch hier mit der Natur ringen mufs. In den wildesten Bergen, wo der Boden seinen Kindern statt Brod nur Steine bietet, ohne eine Landstrafse in der Nähe, die ihnen Verdienst und Gelegenheit zum Erwerb ver-

schaffen könnte, verlangt die Erhaltung ihres kümmerlichen Lebens jede Anstrengung menschlicher Kräfte. Und wirklich thun sie auch alles, was ihnen möglich ist; und wo nur irgend ein nuzbarer Flek liegt, da sind sie drüber her. Ausser ihrer Feldarbeit, welche, so beschwerlich sie auch ist, ihnen doch bei weitem nicht den gröfsten Theil ihrer Zeit wegnimmt, aber sie auch nur verhältnifsmäfsig belohnt, beschäftigen sie sich mit Arbeiten für die genuesichen Fabrikanten. Sammet- und Bandwebereien sind die gewöhnlichen Geschäfte der Männer; Spizen klöppeln, die der Weiber. In den an der See gelegenen Orten werden häufig Schiffe gezimmert, und die meisten der Küstenfahrzeuge sollen in Lepanto, Nervi u. s. w. verfertiget werden. So lange nun freilich Handel und Schiffahrt in munterm Gange sind, erwerben diese Leute so viel, dafs sie leben können, aber niemals, um einen Vor-

rath für die Zukunft zu sparen. An die elendeste Lebensart gewöhnt, mit ihren wenigen Bedürfnissen, ohne Kenntnifs des Werths ihrer Arbeit, sind sie mit der Bezahlung zufrieden, welche ihnen der genuesische Kaufmann, der in ganz Europa berüchtigtste Knauser, zuwirft. Treten aber Umstände ein, wie in den lezten Jahren, dafs unter dem Druk des Krieges und der Revoluzionen jede Springkraft des Handels und des Kunstfleifses erlahmt, dann bleibt diesen armen Gebirgsbewohnern auch nichts übrig, als die schwärzeste Verzweiflung. Wer wird sie dann auch verdammen wollen, wenn sie, von bitterer Noth getrieben, den Reisenden in ihren Bergen anfallen, und in dem Neide der Verzweiflung des Himmels nicht achten, welcher ihnen Schonung fremden Eigenthums gebietet, und sie selbst mit keinem gesegnet hat? Diesem Elend einzig und allein ist die Unsicherheit des Weges über die Gebirge zuzu-

schreiben, welchen gegenwärtig selten ein Reisender zu nehmen wagt. Aber eben damit ist ihnen auch noch die lezte, wiewohl schwache Quelle vertroknet, ihre Maulthiere an die Fremden zu vermiethen, und sie über die Berge zu geleiten.

Nicht selten thut eine solche Armuth des Bodens, wie sie hier Statt findet, die Wirkung, jede Seelenkraft der Bewohner desselben abzustumpfen. An den Feuerländern ist diese Bemerkung bis zum Extrem wahr, hier aber, und vielleicht bei Gebirgsmenschen überhaupt, gänzlich falsch. Schon die Physiognomien dieser Bergbewohner verrathen viel Verstand, noch mehr aber Arglist. Viele wandern aus, dienen als Matrosen, bevölkern die Städte Italiens mit Betlern und Spizbuben, und manchen gelingt es, ausserhalb ihrer Gebirge eine nicht ganz gemeine Rolle zu spielen. Besonders berüchtigt ist in dieser Hinsicht ein ungefähr drei italienische Meilen

von der Küste entlegener Ort, Namens Borzonaska.

Dieses Dorf macht eine Republik der feinsten Spizbuben aus, welche durch gleiche Noth, Neigung, Handwerk und Verbrechen auf eine beispiellos enge Weise mit einander verbunden sind. Der Ort liegt nur wenig von der Bergstrafse entfernt; allein der Reisende ist vor ihnen sicher, da sie die weise Maxime befolgen, blos ausserhalb des Vaterlandes ein Gewerbe zu treiben, welches ihnen natürlich, auch in demselben fortgesezt, bald den Untergang bringen würde. Abenteuerlich sind die Erzählungen, welche mir glaubwürdige und selbstprüfende Leute von ihren feinen Intriguen, und grofs und weit aussehend angelegten Diebsplänen gemacht haben. Schon bei ihrer Erziehung wird von den Obern der Republik auf die künftige Bestimmung des Kindes Rüksicht genommen, und dieselbe der Rolle gemäfs, welche es dereinst in der Welt

spielen soll, eingerichtet. Zu diesem Ende werden die, demselben nöthigen Sprachen gelehrt, und die orientalischen sind von diesem Unterricht gar nicht ausgeschlossen, da sie ihnen in den italienischen Seehäfen, den nächsten Schaupläzen ihrer Betrügereien, unumgänglich nothwendig sind. Nach den Graden der Anlage wird jedem der Plaz angewiesen, welchen er ausfüllen soll, und ihre ausgebreitete Korrespondenz sezt sie überall in den Stand, mit gröfster Schnelligkeit Gehülfen herbeizurufen, wenn sie deren zu einer weitläuftigen Unternehmung nöthig haben. Vor einigen Jahren zeigte sich in mehreren genuesischen Städten ein griechischer Bischof, welcher angab, er sammle Geld für eine in Jerusalem zu erbauende, des heiligen Orts würdige christliche Kirche. Der Mann hatte ein weitläuftiges Gefolge, sprach vortreflich griechisch und französisch, und scheint seine Rolle besser verstanden zu haben, als

der, mit welchem Rousseau in seinen frühern Jahren gereist war. Er verschafte sich, wo er hinkam, grofsen Anhang, verrichtete seine bischöflichen Funkzionen mit Pracht und unter vielem Zulauf, und wurde, da er viel Lärmens machte, und man politische Bewegungen befürchtete, der Regierung von Genua verdächtig. Er ward eingezogen und verhört, aber es war keine Schuld an ihm zu finden. Schon wollte man ihn wieder in Freiheit sezen, als ein bei seinem Verhör gegenwärtiger französischer Commissär ihn an dem französischen Wort à fait, das die Borzonasken häufig brauchen, und auf eine ganz eigene Art aussprechen, erkannte, und ihn durch die Bekanntmachung seines Vaterlandes zum Geständnifs seiner Betrügerei zwang.

Die Fahrt an dem genuesischen Gebirge wird schon deswegen äusserst abwechselnd und romantisch, da es hier so ausserordentlich viele Vorgebirge bildet, zwischen wel-

chen sich das Land immer in einen mahleri-
schen Halbzirkel zusammenwölbt. In jedem
dieser Zirkel liegt ein Dorf oder ein Städt-
chen, alle kühn in die Höhe gebaut, und
durch eine eigene Bauart nicht unfreundlich
sich zeigend, besonders da um sie herum der
Boden fleissiger bearbeitet ist, und also auch
eine lebhaftere Vegetazion gestattet. Ich werde
nie die Ansicht des Vorgebirgs del Mosco ver-
gessen, das in kolossalen Schichten in den
tiefsten Meeresgrund hineingestellt ist, und
zahllose Grotten bildet. Braun und ganz un-
fruchtbar wölbt es sich an einigen Seiten wie
der leukadische Fels hinaus, und wirft einen
grofsen Schatten auf die klare Fluth, der
einer etwas erhizten Einbildungskraft durch
seine tausend Zaken ein lebhaftes Spiel öfnet,
das Wesenloseste in bedeutende Gestalten um-
zubilden.

Ausserordentlich verschieden ist die Art,
wie diese Gebirge benuzt werden. Sie hängt

beinahe gänzlich von den Winden ab. An diesen Küsten Italiens sind der Nordwind (la Tramontana) und der Südwestwind (il Libeccio) die fühlbarsten. Gegen den ersten ist Genua, und der gröfste Theil seiner südlichen Küsten durch ihre Beugung gegen Südost, und durch die mächtigen Vorgebirge geschüzt. Dem zweiten hingegen, dem fürchterlich wüthenden, liegen diese Uferländer um so gefährlicher frei, indem er hier durch die hohen Berge gleichsam festgehalten wird. Wo dieser Zerstörer trift, da gedeiht die zarte Oelpflanze und der noch weichlichere Orangenbaum nicht; und es ist wohl ihm und seinem rauhen Bruder, dem Nord, zuzuschreiben, wenn das, nicht durch so viele Vorgebirge geschüzte, sondern meist flach gegen das Seeufer hinlaufende Küstenland von Toskana diese zarten Pflanzen des Südens nicht so begünstigt, als die nördlichen Ufer des Meerbusens von Genua. Auch hier ist es an

den Pflanzen ersichtlich, wo der Südwestwind trift; denn an diesen Stellen erblikt man kaum etwas anders, als Kastanien und Rebenberge. Aber je näher man Genua kommt, desto häufiger werden die Oelbäume an den Gebirgen, weil diese durch ihre Lage und Form immer wenigstens von einigen Seiten gegen die Winde geschirmt sind. Einer solchen günstigen Lage verdanken die drei Orte Nervi, Pegli und Nizza den ewigen Frühling, der sie schmükt, und sie keine der Beschwerlichkeiten des Winters empfinden läfst; verdanken sie die ganz eigene südliche Vegetazion, welche sich gleichsam hieher verirrt zu haben und dem schönen Fleke Italiens anzugehören scheint, der, wie die Dichter dieses Landes singen, einst vom Himmel gefallen ist. Wirklich geht auch nichts über die Freundlichkeit der Gegenden von Sestri, wo mit einemmal eine ganz neue Natur zu beginnen scheint. Runder und zwischen anmuthigen Hügeln und

Thälern zerstreut, sind hier die Berge, alle mit lebhaftem, tausendfach schattirtem und gemischtem Grün bedekt, und zwischen durch die so vielfach verschiedenen Mahlereien der Landhäuser, Mauren, Thore u. s. w. Nur in der Ferne zeigen sich die grauen Vorgebirge als die Mauren, womit die Natur dieses Paradies umschlossen hat.

Es war um Sonnenaufgang, als uns Genua durch den Nebel der Morgenlüfte zum erstenmal ins Gesicht fiel. Wir fuhren zu nahe an der Küste, als dafs uns die Stadt auf einmal prächtig vor unsern Augen aus der Ferne hätte hervortreten können. Noch einige Stunden entfernt, betrogen uns lange Zeit die schönen Landhäuser und die äussern Festungswerke, und je näher wir Genua kamen, desto mehr schien es sich von uns zu entfernen. Endlich erreichten wir's doch, und das neue Tyrus lag im Morgenschimmer schattenlos da, und stolz, wie seine ehemaligen Bewohner.

Ich sage dir nichts von dieser Ansicht, da sie Unzählige vor mir schon beschrieben haben; aber gestehen mufs ich es dir doch, mein Freund, dafs es X. Y. Z. nicht hören, ich fand sie gar nicht über jenen Beschreibungen, und noch weniger über meinen Erwartungen. Vielleicht gebe ich mir einmal Mühe, dir mein Urtheil zu entwikeln. Ich habe mich aber schon lange mit Beschreibung schöner Gegenden aufgehalten, dafs ich mit Recht fürchten mufs, dich bereits ermüdet zu haben. Naturschilderungen überhaupt, werden sie nicht mit den Farben des Dichters verschönert, verglichen wir oft mit ungesäuertem Brod; und wenn es dem Reisenden gelingen kann, die beste Zeichnung zu entwerfen, so ist sie doch weiter nichts, als die Uebersezung eines Gedichts in eine andre Sprache, und über diesen Punkt belehrt uns Cervantes wizig und wahr genug, wenn er

sagt, dafs die beste Uebersezung dem Originale eben so gleiche, wie die Rükseite einer gewirkten Tapete der vordern.

Genua, den 20. August 1802.

Nam quid ea memorem, quæ nisi iis, qui videre, nemini credibilia sunt, a privatis compluribus subversos montes, maria constructa esse.

Sallust. Catil. 13.

Nähert man sich der Stadt Genua zur See, so bekommt man gewifs den vortheilhaftesten Eindruk von ihr. Wie ein ungeheures Amphitheater umringt sie mit ihren Nachbargestaden den Golf, welcher zwischen ihnen wogt. Hohe Berge schliessen sie von hinten ein; eine Menge der schönsten Gärten und Landhäuser dehnen sich mit üppigen Bäumen und Gesträuchen bis an die Uferfelsen, welche sich gegen Süden in graue schroffe Gebirgsmassen, gegen Nordwest in mildere Hügelgegenden verlieren. Eine grofse Mauer umgiebt den Hafen auf der Seeseite, und verbirgt

dem Annahenden die belebten Umgebungen desselben. Ein neues Amphitheater, kleiner zwar, aber abwechslungsreicher, thut sich dem Auge auf, so wie man im Hafen ist; die schönsten Paläste liegen gerade vor Ihnen. Sehr volkreich sind die Strafsen, welche den Reisenden zuerst aufnehmen. Alle, ausserordentlich enge, giessen eine Menge Menschen auf den Hauptpunkt aus, um welchen sich die Thätigkeit der ganzen Stadt dreht. Die Häuser sind gewöhnlich von vier bis fünf Stokwerken, und häufig von sechs bis sieben. Im Erdgeschofse haben sie fast alle Buden, in welchen die gröfste Thätigkeit herrscht. Selten findet sich ein Sonnenstrahl in die Strafsen. Kein Wagen kann sie befahren; nur die einzige Strada Balbi hat dieses Vorrecht, und noch ein andres, dafs die untern Stöke der Häuser von den Vornehmern bewohnt sind. In der übrigen Stadt hausen da gerade die ärmsten Leute, in den Mittelstöken

die wohlhabenden, und die höchsten sind von den Reichen besezt.

Die Bauart der Häuser hat überhaupt viel Eigenes, besonders Orientalisches. Auf den Dächern der meisten sind Terrassen angebracht, welche man gewöhnlich mit Blumentöpfen geziert hat. Oft sogar wird man wunderbar überrascht, wenn man aus den endlosen Treppen heraus, die man ersteigen mufste, plözlich unter ein lebendiges Traubendach tritt, und ich kenne ein solches, das bis in das fünfte Stokwerk in Einer einzigen Rebe hinaufgetrieben ist, welche da oben erst in weite schattende Zweige sich verbreitet. In dieser Höhe befindet sich auch gewöhnlich das Wassermagazin des Hauses. Das Wasser wird durch die natürliche Lage der Stadt zwischen den Bergen so hoch hinaufgebracht, und vertheilt sich auf des Hauses Spize erst in die einzelnen Zweige, wodurch die Küchen der verschiedenen Bewohner versehen werden.

Alle haben in derselben einen Hahn, den sie nur zu öfnen brauchen, um frisches Wasser zu haben. Jeden Morgen werden diese Magazine rein ausgeleert, um wieder gefüllt zu werden, und es ist für den Fremden etwas ganz Unerwartetes, um diese Zeit das lebhafte Rollen des Wassers zu hören, das sich jezt in die allgemeinen unterirdischen Kanäle ausgiefst.

In den Wohnungen selbst wird man durch einen eigenen Prachtgeschmak in Verzierungen und Hausgeräthe überrascht. Ganz gewöhnlich sind Vergoldungen. Mit Verschwendung sieht man die schönsten Marmors angebracht. Kostbare und kunstreiche Stukarbeit, Spiegel, seidene Tapeten und der äusserst schöne Estrich des Bodens, sind fast allgemeine Vorzüge. In bemittelteren Häusern sind die Plafonds meistens gemahlt, und es giebt überhaupt selten eine wohlhabende Familie, welche nicht einige vorzügliche Gemählde,

besonders von niederländischen Meistern, aufzuweisen hätte.

Gleicher Reichthum ist in den öffentlichen Gebäuden und Anstalten sichtbar. Die ungeheuren Wasserleitungen, und ihre so sehr vereinzelte Vertheilung, sind Werke, welche der Römer in ihren schönsten Zeiten würdig wären. So sind es auch die unterirdischen Kanäle, in welche sich aller Unrath der Stadt verliert. Sie wurden mit einer Festigkeit und mit einer so klug berechneten Zwekmäfsigkeit erbaut, dafs man bis jezt nie nöthig fand sie zu reinigen. So ist in der ungeheuren kühnen Brüke von Carignano, die zween Berge in einer Höhe verbindet, worunter Häuser von acht Stokwerken stehen, so in den übrigen öffentlichen Gebäuden, den Werken am Hafen, den Befestigungen u. s. w. eine Kraft und ein Reichthum thätig gewesen, welcher nur schwach noch durch den in den Woh-

nungen herrschenden Prachtgeschmak beurkundet wird.

Alles das ist aber auch freilich zu einer Zeit geschehen, als die einzige Stadt einer der mächtigsten Staaten unsrer Halbkugel war, und ihre gefürchteten Flotten alle Meere beherrschten. Da Genua allein übrig geblieben war von den Nebenbuhlerinnen Venedigs; als es seine Eroberungen vom schwarzen Meer bis ins jonische ausdehnte, seine siegreichen Fahnen in Spanien und Afrika unersättlich um sich griffen, Kaiser Manuel von Konstantinopel selbst ihnen zinsbar war *), seine Schiffe Franzosen und Engländer schüzten, und einer seiner Bürger den schönen lukkesischen Staat kaufen konnte **); — damals freilich hätte der Freistaat von Genua mehr noch vermocht, als wir sehen.

*) Vom Jahr 1155 an.

**) Gherardo Spinola kaufte ihn für die Summe von 74,000 Goldgulden.

Diese Glanzperiode erlosch, als Genua dem mächtigern Venedig im vierzehnten Jahrhundert unterlag. Darum ist es aber nie verarmt. Sein immer fortdauernder, beinahe ausschliessender Handel mit Spanien und Portugal, seine erworbenen Kapitalien und Kostbarkeiten erhielten einen Wohlstand, welcher immer noch selten und beneidenswerth ist. Jahrhunderte waren die Kassen der genuesischen Patrizier allen geldbedürftigen Regierungen offen. Die einzige Familie Cambiaso baute die fünfzehn Meilen lange Strafse durch die Bocchetta, und die eben so kostbare nach Voltri auf ihre eigene Kosten. Andre zeigten ihre Vaterlandsliebe und ihren Reichthum in der Unterhaltung kostbarer Hospitäler, andre durch die würdige Bekleidung der Gesandtschaftsposten der Republik, zu welchen diese nur geringe Vorschüsse gab. Als aber die französische Revoluzion hereinbrach, begann das Unglük des Staats gleich mit den

ungeheuren Verlusten auswärtiger Kapitale, wodurch einzelne seiner Bürger betroffen wurden. Gegen hundert Millionen waren auf diese Weise schon verloren, ehe die Republik von der gewaltigen Kriegeswoge selbst ergriffen wurde, die sich später über sie herwälzte. Der Regierung ward so bange für ihre Bürger, dafs sie durch strenge Gesetze den Aufwand in Sänften und Bedienten einschränkte, worin sich der Patrizierstolz sonst innerhalb der Stadt noch allein ausgelassen hatte.

Schneller würden indefs doch jene alten Reichthümer zerronnen sein, wenn nicht die Lage der Stadt selbst schon manche Arten von Verschwendung verboten hätte, wodurch sich der Adel andrer italienischer Staaten zu Grunde gerichtet hat. Pferde und Equipagenluxus ist etwas, was man in Genua beinahe so wenig kennt, als in Venedig. Wie die sonderbare Insellage der leztern Stadt den

Genüssen und Freuden eine eigene Richtung gab, so bekamen sie sie in dem rings von Gebirgen und der See umschlossenen Genua gleichfalls. Man kann darum mit einiger Einschränkung auf sie anwenden, was Machiavelli von den deutschen Städten sagt: „die Einwohner derselben sind reich, weil sie wie Arme leben."

In der Lebensart der genuesischen Patrizier war wirklich von jeher jenes sonderbare Gemisch von Ostentazion und Sparsamkeit ersichtlich, welches die italienische Nazion überhaupt, unter den Ständen aller aber den Kaufmann karakterisirt. Wenigstens dürfen wir es blos den Umständen zuschreiben, dafs der Staat von Genua sich durch merkantilische Thätigkeit und Enthaltsamkeit in die Höhe geschwungen hat, wenn wir in den prächtigen Palästen seiner Patrizier, mitten unter ihren herrlichen Kunstwerken, auf ihren reich vergoldeten Stühlen, eine lange

Abendgesellschaft hindurch vergebens nach einer Erfrischung schmachten, und in unserm Durste den Vorwurf der Florentiner gerecht finden, dafs der Genueser der gröfste Knauser unter der Sonne sei. Denn die Erinnerungen der alten Gröfse, welche sie so gern fühlbar machen, haben, wie bei den Spaniern und andern Nazionen, deren schöne Zeiten vorüber sind, nichts anders zur Rechtfertigung übrig behalten, als eine starke Neigung zu einer unfruchtbaren und unbequemen Pracht, die sie selten in etwas anderm, als in dem darstellen, was nur das Auge geniessen kann, das seinen Werth nicht leicht verliert, und wenigstens durch den Genufs nicht vermindert wird.

In manchen andern Dingen äussert sich dieser Karakterzug der Genueser. Jedes Denkmal von Wohlthätigkeit oder Freigebigkeit gegen den Staat trägt das Bild und den Namen des Gebers an sich. Man hat ihnen

das verschiedentlich vorgeworfen; aber ich finde es in aristokratischen Freistaaten, wie Genua noch vor kurzem gewesen ist, nicht so übel. Was irgend Gutes und Grofses im Staate geschehen ist, das haben einzelne Familien gethan. Der berühmte Name erbt sich fort, und oft mag er dem bessern Urenkel eine Last werden. Er spornt ihn zu Thaten, die er in der Beschränkung einer auf ihre alten Formen eifersüchtigen Republik nicht ausführen kann, wenn sich ihm nicht in den auswärtigen Verhältnissen derselben die seltene Bahn eröfnet. Kann er nun weder als Politiker, noch als Krieger seine Würdigkeit erweisen, was bleibt ihm übrig, als Verdienste um die Verschönerung der Stadt, um nüzliche Anstalten u. dergl.? Hat er diese sich erworben, so ist er seines Namens werth; er ist aber auch verpflichtet, seine Ehre auf eine öffentliche Art zu seines Hauses Ruhm zu schlagen, damit jeder künftige Zweig desselben gleichen

Antrieb zu gleichen Verdiensten haben möge. Ruhm ist ja doch das Einzige, wodurch der aristokratische Staat den Aristokraten belohnen kann — denn auch Aemter und Ehrenstellen geben ihm nichts weiter, sobald er ein ehrlicher Mann ist.

Damit mag auch die grofse Wohlthätigkeit des genuesischen Adels in Verbindung stehn. Es giebt unter demselben viele Familien, welche schon seit langen Jahren an bestimmten Tagen der Woche viele Porzionen Suppe, Brods u. dergl. austheilen lassen. Bei manchen ist es schon lange eingeführt, dafs die jährlichen Einkünfte in drei gleiche Theile abgeschieden werden, wovon der erste für die Bedürfnisse des Jahrs, der zweite für die Zukunft, der dritte für die Armen bestimmt ist. Von der Art ist das Haus Pallavicini, welches jedes Jahr gegen 100,000 Lire unter die Armen fliessen läfst, ohne dafs man viel davon hört. Und darin ist diese Familie nur

gar nicht einzig. Sie hat mehrere Nebenbuhler in ihrer Wohlthätigkeit, und noch viel mehrere, die man nicht kennt. Denn hierin verläugnet sich die Ostentazion des Volks auf das rühmlichste, wie folgender Zug beweisen mag, den ich aus guter Hand habe. Ein Armer kam zu einem Patrizier, und bat ihn um eine Unterstüzung. Er ward mit dem Bedeuten entlassen, in acht Tagen wieder zu kommen. Der Arme erscheint um die bestimmte Zeit, wird aber zu seinem gröfsten Erstaunen heftig angefahren, dafs er betteln gehe, da er doch 6000 Lire in der Bank liegen habe. Der Arme betheuert bei allen Heiligen, dafs er nichts besize, erkundigt sich endlich aber doch in der Bank, und findet wahr, was ihm sein unbekannt bleiben wollender Wohlthäter gesagt hatte.

Diese Wohlthätigkeit ist natürlich nicht immer gut angewendet, und erzeugt oft gerade die schlimmen Folgen, welche sie ver-

hüten will. Aber die neusten Zeiten haben sie doch manchmal gerechtfertigt, wo, beim Stillstehen aller Gewerbe, selbst der ehrwürdigste Theil der Nazion ohne sie seinem Elend erlegen wäre.

Eben so gegründet in ihrer Staatsverfassung mag ein andrer Zug im Karakter der genuesischen Patrizier sein, den man ihnen so gerne vorwirft. Man klagt über ihren Stolz, und über Mangel an Zuvorkommen gegen den Fremden. Ich erkläre das so gut, als bei den Engländern, aus dem Stolz auf ihr Vaterland, welches sie über jedes andere Land erhaben denken. „Jeder Patriot," sagt Rousseau im Emil, „ist hart gegen die Fremden: „Sie sind in seinen Augen nur Menschen, „nichts weiter;" und nur in diesem Umstande dürfen wir uns ja auch den übermüthigen Stolz der Griechen und Römer gegründet denken, bei welchen nur der cives romanus und der Nichtbarbare Menschen waren.

Mögen wir es unserm unseligen Mangel an Vaterlandsstolz zuschreiben, wenn der Deutsche den fremden Mann, wie die fremde Sitte und Thorheit, so willig bei sich aufnimmt. Hätten wir jenen Stolz, o wir wären nie dahin gekommen, wo wir ihn nicht mehr haben dürfen!

Die Revoluzion hat bis jezt nur äusserst wenig im Geiste und in der Lebensart der Genueser verändert. Noch immer theilt sich die ganze Stadt in Adel und Klienten. Jeder hatte es ehmals nöthig, sich an irgend einen Patrizier anzuschliessen, damit dieser seine Stelle in dem Senat für ihn vertrat, und in allen Fällen ihm das Wort redete. Der Klient wurde von seinem Gönner mit Geld und Vorsprache unterstüzt, und leistete diesem dafür wieder andere Dienste, wodurch sich beide gleich unentbehrlich wurden. In stürmischen Zeiten der alten Republik war dies eine Politik, deren jeder Adeliche benöthigt war,

und wovon oft sein ganzer Einflufs im Staate abhieng. Wo er daher gieng und stand, war er von einer Schaar solcher Leute umgeben, welche gröfser oder kleiner war, je nach dem Verhältnifs seines Ansehens, seines Reichthums und besonders seiner Freigebigkeit. Durch diesen Umstand wurde die Scheidewand zwischen Adel und Bürger immer tiefer, die Gränzen zwischen beiden immer schärfer. Die gesellschaftlichen Verhältnisse konnten natürlich nicht gedeihen, da der Abstand zwischen den verschiedenen Ständen zu grofs war, und die Wirkung der einzigen bestehenden Gleichheit unter dem Adel durch Eifersucht und Intriguen verhindert wurde. Und dieser Mangel ist gewifs noch jezt fühlbar, und wird sich nur nach und nach aufheben, so wie der zweite Stand mehr in die Höhe kommt, wozu er gegenwärtig auf gutem Wege ist, und wie der französische Gesellschaftston mehr um sich greift, zu dessen

Verbreitung schon seit mehreren Jahren besonders das Haus des französischen Gesandten Salicetti wirksam war.

Im Handel und Verkehr überhaupt sind die Genueser sehr verschrien. Einer der leztern gestand das selbst ein, als er sich einmal zu Mailand mit einem Piemonteser zankte, und diesem in der Hize sagte: „Solcher Spizbuben, wie du einer bist, giebt es ja nicht einmal in Genua.“ Wirklich zeichnen sie sich durch Feinheit und List sehr aus, und da folgt der Betrug gerne mit. Auffallend ist die Anzahl von Verbrechern, welche die Regierung seit mehreren Jahren mit unerbittlicher Strenge bestraft, die aber ihre Zahl und Kühnheit nur immer noch zu vermehren scheint. Nichts ist häufiger in der Stadt selbst, als Einbrüche und Taschendiebereien; und die leztern sind um so gefährlicher, da man, im Fall man den Dieb selbst auf der That ertappt, schweigen muſs, wenn man sich seinem Dolche

nicht aussezen will. Keine von allen Strassen, welche nach der Stadt führen, ist sicher; selbst auf der See werden Fahrzeuge von Räubern angegriffen, die von der Riviera di Levante herabkommen. Einer meiner Freunde hatte das Unglük, auf diese Weise alles zu verlieren. Er fuhr auf einer Feluke von mittlerer Gröfse von Genua nach Livorno. Nur einige Meilen von der Stadt wird sie von einer Barke angehalten, welche mit Bewafneten angefüllt ist. Diese hatten sich alle die Gesichter schwarz beschmiert, sprachen einen, den übrigen Genuesern unverständlichen Jargon unter sich, und nahmen mit fort, was ihnen von der Ladung anständig war, und ihr Fahrzeug nur immer fassen konnte. Dergleichen Vorfälle sind nichts weniger als selten. Beraubungen auf den Strassen fallen noch häufiger vor; die Regierung straft mit aller Strenge, aber die Bösewichter haben sich zu einer Stärke vereinigt,

welche selbst mehreremale den Linientruppen mit Glük die Spize geboten hat. Dieses alles ist aber begreiflich, wenn man das Elend und die Armuth kennt, welche in den Gebirgen herrschen. Durch die Veränderung der Dinge überhaupt, die Belagerung Genua's unter Massena, die verschiedenen Blokaden des Hafens sind viele Menschen brodlos geworden. Das Land hat so wenig eigene Hülfsmittel, dafs ihnen vor dem Hungertode nichts übrig blieb, als der Angriff auf fremdes Eigenthum.

Gränzenlos war das Elend, und unbeschreiblich in dem Jahr, da Genua die schreckliche Belagerung unter Massena aushalten mufste. Noch sind die Berichte davon in jedermanns Gedächtnifs. Die Zahl der verstorbenen im Jahre derselben, 1800, betrug 12,492 Menschen, da sie in dem folgenden von 1801 nur 3,977, und 1802, 3,902 war. In diesen drei Jahren schwankte die Zahl

der Gebohrnen immer zwischen 3 und 4000 *). Sonst ist die Bevölkerung der Stadt gewöhnlich im Steigen, und die auf dem Lande, wenn nicht im Stillstand, eher im Abnehmen. Die Luft ist gesund; die Thätigkeit in Zeiten des Friedens sehr grofs; die Lebensmittel sind in nicht zu hohem Preise, und man darf immer, wenn Europa's Ruhe einmal befestigt sein wird, schönere Tage für Genua hoffen. Besonders mufs sich seine Marine unter der französischen Herrschaft nothwendig vermehren, da durch dieselbe ihr bis jezt einziges Hindernifs, der ewige Krieg mit den Barbaresken, gehoben ist.

Sehr auffallend für den Fremden ist die grofse Stille, welche in der so belebten, so volkreichen Stadt herrscht. Die Genueser

*) Im Jahr 1800 wurden gebohren 3,022 Seelen, 1801, 3,063, und 1802, 3,502. Ehen wurden geschlossen: im ersten Jahre 496, im zweiten 758, im dritten 692.

sprechen gewöhnlich sehr leise zusammen, und auf dem gröfsten Plaz ist kein Lärmen, wie in der kleinsten Strafse von Livorno. Nur läfst sich hie und da ein Esel so durchdringend vernehmen, dafs man lieber das Rasseln eines Wagens hören möchte, als die Stimme des Thiers, welches den Genuesern alle ihre Bedürfnisse zuführt.

Denken Sie sich keine besondere Beziehung, wenn ich von dem Schreien der Esel auf die Sprache der Genueser übergehe. Sie unterscheidet sich von jedem andern Dialekte himmelweit. Nicht nur die Aussprache ist ganz verschieden, sondern sie hat auch eine Menge fremder, besonders französischer Worte. Wie schwer sie für den Fremden zu verstehen sei, ist schon daraus ersichtlich, dafs nicht jeder Genueser selbst den andern mit Leichtigkeit versteht. In den verschiedenen Quartieren der Stadt herrschen auch vier verschiedene Mundarten, welche mehr oder weniger

von dem reinen Zeineize — wie sie ihren Dialekt selbst nennen — abweichen. Die Büchersprache desselben, worin mehrere vorzügliche Dichter geschrieben haben *), ist

*) Ich seze hier die zwo ersten Oktaven der sehr gerühmten Uebersezung des Tasso her:

1.

Canto quello, che ri âtri han za cantaoù
In âtre lengue, e mi canto in Zeneize;
Ro sepolcro de Cristo liberaoù
Da ro Grande Gofredo, chi ghe speize
Sangue, e sûo: perche o l'ha contrastaoù
Fin con ro Diavo, quello brutto arneize:
Ma in fin per grazia de Demenedé
Ri sò compagni se gh'unir con lé.

2.

Mi no ciammo ra Musa de Orofœuggio;
Ma a voi me vôzo Vergine Maria,
Fœ, che intre rimme mi non trœuve scœuggio,
E ch'aggian ri mœ versi l'armonia;
Che con onò mi sciorte da st'imbrœuggio,
Voi che sêi ra mœ guidda, e ra mœ via,
E se a scrive de Voi mi non me son
Misso, ve ne domando ro perdon.

die, welche die Gebildeten sprechen, und die dem Fremden selten gestattet, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, wenn man nicht die Gefälligkeit für ihn hat, französisch zu sprechen, was sie meist alle verstehen.

Indefs erhält das Zeineize im Munde der genuesischen Damen, troz ihrer männlichen Stimmen, eine eigene Schönheit, woran freilich der alte Saz seinen Theil haben mag, dafs aus schönen Lippen, wie der Italiener manchmal sagt, selbst die deutsche Sprache wohl klinge. Durchgängig sind die Genueserinnen schöner als ihre Männer, im Allgemeinen sehr schlank gewachsen, in guten Verhältnissen gebaut, und mit Fülle gerundet. Franceschini hat sie herrlich aufgefafst, und was er auch darstelle, Göttinnen des Himmels oder der Erde; so sind es immer seine schönen Landsmänninnen. Ihr Busen ist reich, aber nicht überflüssig begabt; ihr Gesicht ein reines Oval; die Augen grofs und rund

geöfnet, von brennend schwarzer Farbe, und kühner Herausforderung. Die Nase iste länglicht und rein geformt, der Mund klein und rund und der Nase nahe; die Gesichtsfarbe blühend, und die Zähne blendend weifs. Ihre Bewegungen sind anmuthig, und bei ihrer geschmakvollen Kleidung, tausend Abwechslungen reizender Drapperien begünstigend. Nichts geht über die Kunst, womit sie ihr Pezzoletto — so nennen sie eine Art von Schleier, der auf beiden Seiten des Gesichts herunterfällt, und von weissem Stoffe ist — umzuwerfen verstehn. Dadurch und durch die koische Durchsichtigkeit desselben sind sie die ersten unter den Italienerinnen. Ihr Haarpuz ist in griechischem Geschmak, und scheint dem Wechsel der Mode weniger unterworfen zu sein, als an andern Orten. Ihre ganze Kleidung ist äusserst reinlich, und als ich sie oft gesehen und gehört hatte, wunderte ich mich nicht mehr über das, was

man mir sagte, und in geringerem Grade wohl überall wahr sein mag, dafs das Glük der meisten Männer in Genua an die Launen dieser Schönheiten befestigt sei. Ich fand es ganz vernünftig, dafs für sie eben so gut, als für die Geistlichen, der Porto franco, in welchem alle Geschäfte gemacht werden, durch die Geseze verschlossen ist.

Dieses hindert indessen nicht, dafs die Weiber nicht einen grofsen Theil an der Gewerbsthätigkeit nehmen. Fleissig darf ich sie nennen, in Vergleichung mit ihren übrigen italienischen Landsmänninnen. In allen Buden und Kaffee's sieht man sie stehen, und, beinahe ausschliefslich, das Geld einnehmen. Indessen haben sie doch alle ihren Cicisbeo, welcher in der Sprache des Landes il Patito heifst. Diese Sitte hat sich in Genua fester erhalten, als in den übrigen Städten Italiens: was wahrscheinlich in der Thätigkeit der Männer gegründet ist, welche, wenn sie reich

sind, sich nicht, wie der übrige Adel, dem Müssiggang überlassen, und daher nicht immer Zeit genug haben, ihre Frauen zu unterhalten. Noch ziemlich häufig geschieht es, dafs dieses Ehesupplement im Heirathsvertrage von der Frau bedungen wird, ob es gleich selten geworden ist, dafs man die Person selbst dabei bestimmt. Die edeln Genuesserinnen ahmen hierin ihren übrigen Landsmänninnen nach, und finden es weit angenehmer, die Gesellschaft des Unzertrennlichen von Zeit zu Zeit zu wechseln.

Im Winter besuchen sie alle Abende das Theater. Der Eingang zu demselben ist der allerelendeste, welchen man sich denken kann. Man steigt mehrere Stufen hinab, ehe man in dasselbe gelangt. Es ist klein, in schlechten Verhältnissen gebaut, und, wie die genuesischen Häuser beinahe alle, mit einem freskogemahlten Plafond geziert. Die Musik ist gewöhnlich erbärmlich, wenn sie nicht

hie und da durch einige fremde Virtuosen belebt wird. Dafür ist der Geschmak des Publikums mehr für Lustspiele und Spässe aus dem Stegreif gestimmt, welche dann freilich mit aller möglichen Freiheit gegeben werden, die der laxere Begrif des Anständigen bei dem Italiener nur immer gestatten kann.

An Kunstwerken aller Art ist Genua sehr reich, besonders aber an Gemählden der niederländischen Meister, von denen sich mehrere der berühmtesten, Jahre lang in dieser Stadt niedergelassen hatten. Wie sollt' ich enden, wenn ich da anfienge? Aber so ganz kann ich mich nicht trennen von der stolzen Stadt, ohne wenigstens ein paar Worte über die Kirche von St. Ambrogio gesagt zu haben.

An Gemählden ist sie eine der reichsten in Genua. Von Rubens allein befinden sich drei Stüke in derselben, ein Kindermord, eine Teufelsaustreibung durch den heiligen Ignazius und eine Beschneidung Christi. Alle drei

sind sehr schön für Rubens. Besonders befinden sich im zweiten gar liebliche Kinder. In einem derselben hat der Künstler einen feinen psychologischen Zug aufgefafst. Eins der Kinder stekt voll Verwunderung die Hand in den Mund, um anzudeuten: hier mufs der Böse herausfahren. Ausserdem ist hier eine Befreiung Petri von Vandyk, zwar sehr verdorben, aber immer noch die Meisterhand verrathend. Der schlafende Soldat ist eines der scheufslichsten Gesichter, die der Künstler nur immer in dieser, an dergleichen Physiognomien so reichen Stadt auftreiben konnte. Der Kopf des Petrus war mir besonders merkwürdig wegen einer andern Darstellung desselben in einem benachbarten Bilde. Dies ist eine Himmelfahrt der Maria von Guido, und nicht von Guercino, wie Volkmann hat. Die Figuren sind unübertrefflich um das Grab her gruppirt; jeder sieht den andern verwundert an, oder fragt ihn;

nur der fromme Petrus ist voll heiligen Staunens auf die Knie gesunken, und schaut andachtsvoll in den Himmel. Im herrlichsten Gegensaze mit den bewegten Gemüthern der Jünger steht die Miene der Verklärten, welche voll Hingebung und Ruhe, in das Gewand der Unschuld gehüllt, schon die Nähe dessen zu fühlen scheint, der sie zur Gebenedeihten unter den Frauen gemacht hat. Die Geister der Glorie sind mit der, diesem Künstler eigenen Grazie gemahlt. Die Gewänder sind ganz vortreflich grofs und mit Anmuth geworfen, und das Kolorit so warm, dafs man bei der sonstigen Kälte seiner Farben anstehen sollte, das Gemählde für einen Guido zu halten. Seine Manier, erst breit anzulegen, und dann mit einem kleinen Pinsel wie eine Zeichnung vollends auszuarbeiten, ist auch in diesem Gemählde ein Hauptzeichen des Meisters. Vor diesem Bilde wurde mir erst der grofse Unterschied zwischen einem

Rubens und Guido auffallend, da ich den erstern, der diesem gegenüber hängt, nicht mehr ansehen mochte. Aber desto schöner zeigs sich die Verwandtschaft des bessern in den beiden Petrusköpfen von Vandyk und Guido. Keiner mahlte den nehmlichen Petrus, aber Beide so, wie dieser Fels sein muſs. Allein man betrachte die Maria in Rubens Beschneidung, und die in Guido's Verklärung, und man wird erkennen, wie hoch sich der leztere seinem Ideal näherte, und wie gemein der erste an der gemeinen Natur seiner Flamänderinnen klebte.

Livorno, den 15. *Februar* 1803.

Engel hat einst in seiner Mimik auf einen Vorzug aufmerksam gemacht, welchen die Italiener ausgezeichnet besizen, und gewünscht, dafs Reisende diese Seite des Volks mehr beobachten möchten, als bisher geschehen. Wirklich fällt dem Fremden im Anfang nichts so sehr auf, als die lebhafte Gestikulazion der Italiener, wenn er gleich bei einem längern Aufenthalt in diesem Lande nach und nach selbst anfängt, sich durch Mienen und Bewegungen die Worte zu sparen. Aber es ist so schwer, sich über diese Eigenheit ohne Zeichnungen verständlich zu machen, dafs man nur das hervorstechendste beschreiben kann. Indefs will ich thun was ich vermag, und Ihnen Einiges von dem sagen was ich bemerkt habe,

Zuerst aber mufs ich Sie auf die Sprache selbst aufmerksam machen, und Ihnen ihren

Reichthum für mimischen Ausdruk zu schildern suchen. Jede Bezeichnung der Körpertheile bietet mir in dieser Hinsicht Materialien an, und ich will mich zuerst an das Gesicht halten,

ove più di vital formò natura,

wie Tasso sagt *), und in diesem an den Spiegel der Seele, an das Auge. Und wie nüanciert hier die Sprache! Welche andre bezeichnet, wie die italienische, das grimmig drohende Auge mit occhiaccio, das freundliche mit occhiuzzo, den schnellen heimlichen Blik mit occhiatina, den Wink welchen das Auge giebt mit far l'occhiolino, das verstohlene Anschauen mit guardar colla coda dell' occhio, und dieses mit Freundlichkeit und leiser Bedeutung der Liebe durch guardar colla coda dell' occhiolino; das mürrische Aussehn

*) Ges. VII. 39. St.

mit far occhiacci, den Zorn mit occhi di fuoco, das weinerliche Aussehn mit far gli occhi rossi? Eben so bildlich bezeichnet das andar a chius 'occhi, das blindlings auf etwas Losgehn; das a occhi aperti das Gegentheil mit Achtsamkeit; das far gli occhi grossi, das stolze über die Achsel ansehn, und das serrar gli occhi, sterben, und dann das liebliche velar l'occhio, einschlummern. Nehmen Sie sodann die Augenbraunen, in welchen, nach Winkelmann, am meisten Ausdruk und Bedeutung liegt, so hat die italienische Sprache sein Urtheil schon zum voraus bestätigt, wenn ihr il ciglio oft so viel, als das Gesicht selbst ist. Il bel ciglio sereno, ist das heitre, frohe Gesicht, in welches jedermann mit Vergnügen schaut; aber nicht so, wenn es die Stirne runzelt, wofür sie das accigliarsi hat. Wie ausdruksvoll ist das inarcar le ciglia, für: sich sehr verwundern; das

alzar le ciglia, die Augen aufschlagen, und das Aguzzar le ciglia, die Augenbraunen schärfen, spizen, für: ein finsteres Gesicht machen, oder mit einer kleinen Nüance, welche selbst diese Sprache nicht bezeichnet, für das provinziale: angükeln, wenn ein Schwachaugiger z. B. eine Nadel einfädelt. Nehmen Sie sodann den Mund, so hat sie auch das deutsche Maulaufsperren der Aufwerksamkeit oder Verwunderung in ihrem stare a bocca aperta, und das Mäulermachen, Gesichterschneiden, in far bocche. Aber sie wird noch bezeichnender in ihrem favellar colla bocca picina, colla bocca stretta, a mezza bocca, um das ehrerbietige und behutsame Reden auszudrüken, wozu sie in dem esser largo di bocca, ohne Rükhalt von Jedem sprechen, den Gegensaz hat. Eben so reich sind ihre mancherlei Bezeichnungen mit Hand, Fuſs, Hals, Stirne, Nase u. dergl., die ich

Ihnen nicht anführen will, um meinen Brief nicht zu einem trokenen Wörterverzeichnifs zu machen; aber das mufs ich wenigstens noch hinzusezen, dafs die angeführten Ausdrüke und noch viele ähnliche alle kruskant, und nicht trivial sind; indem ausser diesen und manchen andern, von den Sprachlehrern anerkannten, die verschiedenen Provinzialmundarten in dergleichen mimischen Bezeichnungen einen so grofsen Reichthum enthalten, dafs aus ihnen allein schon vielleicht das Lehrbuch der Mimik, welches uns noch fehlt, zusammengetragen werden könnte.

In diesen Ausdrüken allen ist die Natur bezeichnet, wie sie bei allen Völkern sich darstellt. Andre mimische Bezeichnungen hingegen sind nur den Italienern eigen, oder wenigstens nur bei ihnen gewöhnlich, weil die gröfsere Lebhaftigkeit des Volks sie einmal fodert. Sie sind darum nicht konvenzionell; sie werden dennoch von jedem ver-

standen, und auch bei den Nordländern von Menschen erkannt, denen die Natur ein helleres Geistesauge gegeben, als den gewöhnlichen Erdensöhnen. So finden sich in Shakespeare viele Stellen, worin er dem Schauspieler selbst die Winke der Darstellang giebt, und Othello wird gewifs nicht mit geschlossenem Munde dastehn, wenn sein Weib ihm in der fürchterlichen Stunde sagt: „Es ist „unnatürlich, Liebe mit dem Tode zu be„strafen! O Gott! warum nagst du so „an deiner Unterlippe? Irgend ein „blutiger Vorsaz erschüttert deinen „ganzen Körper.“ Eben so bezeichnend ist Shakespeare, wenn König Heinrich IV zu Worcester spricht: „Diese Dinge habt ihr „freilich ausgesagt, auf öffentlichen Markt„pläzen ausgerufen, von den Kanzeln abge„lesen, um das Gewand der Empörung da„durch aufzustuzen, und ihm eine schöne „Farbe zu geben, die dem Auge wankender

„Schwindelköpfe und armseliger Mifsvergnüg-
„ten gefallen soll, die gleich aufgaffen,
„und den Ellenbogen reiben, wenn
„von Neuerungen und Lärmen die Rede ist;"
oder wenn Enobarbus den Eros fragt: wie
Antonius Cäsars Bruch seiner Verträge auf-
nehme, und wo er sei? und dieser antwortet:
„Er geht so im Garten auf und ab,
„und stöfst die Binsen, welche vor
„ihm liegen, mit den Füssen weg.
„Alberner Lepidus, ruft er, und droht der
„Gurgel desjenigen von seinen Leuten, der
„den Pompejus ermordet hat;" oder wenn
Mutter Quikli den Tod Falstafs beschreibt:
„Sobald ich ihn mit den Bettüchern fummeln,
„mit Blumen spielen, und über seine Fin-
„gerspizen weglächeln sah, wufst' ich schon,
„dafs nur ein Weg für ihn mehr übrig sei;
„denn seine Nase wurde so spiz wie eine
„Feder;" und in der schönen Stelle, wo
Heinrich V sagt: „Im Frieden ist nichts so

„anständig für einen, als bescheidene Stille
„und Unterwürfigkeit; aber wenn der Sturm
„des Krieges in unsre Ohren bläst, dann
„verhaltet euch wie die Tiger. Spannet eure
„Sehnen an, lafst euer Blut aufwallen, ent-
„stellt die natürliche Güte durch wilde,
„zornige Blike, leiht dem Auge ein schrekli-
„ches Ansehn, lafst es durch die Oefnungen
„des Haupts hervordrohen, gleich der eher-
„nen Kanone, und lafst die Stirn' es so fürch-
„terlich deken, wie ein verjährter Fels über
„seine abgenüzte Grundlage hängt und her-
„vorschiefst, die der wilde verderbenvolle
„Ozean wäscht. Jezt beifst die Zähne
„zusammen, macht die Nasenlöcher
„weit, haltet den Athem stark an
„euch, und spannt alle eure Lebensgeister
„zu ihrer völligen Höhe."

Dergleichen Stellen, wie ich Ihnen hier aus Shakespeare einige ins Gedächtnifs zurük rufe, könnte ich unzählige aus italienischen

Dichtern und Prosaikern anführen. Ich will mich aber nur auf Eine beschränken, und Sie bei dieser Gelegenheit auf einen, in Deutschland ganz unbekannten Dichter aufmerksam machen. Es ist diefs der Toskaner Patacchi, welcher unglüklicher Weise eine Gattung von Poesie erwählt hat, in welcher es schwer ist, die Linie des Anständigen nicht zu überschreiten. Dies ist ihm in seinen Novellen nicht gelungen; wenn aber ein Vergehen gegen gute Sitten verziehen werden kann, so mufs man ihm wegen seiner unübertreflichen Laune und des treffenden Wizes vergeben, welche Vorzüge auch die strengen Sprachkenner Italiens mit seiner so oft unkruskanten Schreibart versöhnen mufste. Wenn er in einem seiner Gedichte sagt:

Il mento poscia con la man si prese,
I labbri strinse, abbassò gli occhi, scosse
Il capo, e il suol con leggier pié percosse.

so haben Sie einen Italiener vor sich, wel-

cher einen zu fassenden Entschluſs überlegt, dem er schon sehr nahe ist. In dieser Situazion zeigt er sich oft, wenn er schwer beleidigt ist, und noch kaltes Blut genug hat, zu überlegen, ob er losbrechen oder an sich halten solle. Verbeifst er seinen Grimm, so öfnet er den Mund ein wenig, und zeigt die Zähne, zwischen denen er die äusserste Spize des Daumens dreht. Der Neapolitaner aber, welcher in solchen Fällen am ausdruksvollsten wird, faſst nicht nur die Spize des Daumens, sondern den Winkel des eingekrümmten Zeigefingers zwischen die Zähne, senkt den Kopf, faltet die Stirne, und blikt wild unter den schwarzen Augbraunen hervor. Dabei ist ein Fuſs vorangestellt, mit dem er langsam, aber stark, wie im Takt auftritt, und der Arm, gerade ausgestrekt, mit geballter Faust sich nach hinten und vorne bewegt. Dies ist der verbissene Grimm, der keine Worte finden kann, in welchem Dante den Ugolino sich

die Finger wund beissen läfst, und worin sich der Baumeister der Markuskirche in Venedig selbst an derselben auf Krüken dargestellt hat, weil es ihn reute, an die undankbare Stadt seine Kunst verschwendet zu haben. Dies die peinigende Reue, welche durch die Ausdrüke: mordersi le mani, rodersi le mani, bezeichnet wird.

Sehr bedeutungsvoll, aber nicht schön, ist eine toskanische Pantomime. Wenn sie z. B. anzeigen wollen, dafs sie über eine verdrüfsliche Geschichte mehr wissen, als sie sagen wollen, so ziehen sie den Mund in der Mitte in die Höhe und die beiden Winkel herab, reissen die Augen weit auf, und ziehen das eine noch mit dem Finger herab, wobei sie ein langes Hm! ausstossen, und den Zeigefinger vor die Nase oder den Mund halten.

Mit dieser Pantomime hat eine andre Verwandtschaft, welche die selbstgefällige Zufriedenheit ausdrükt, und sagen will: O ich bin

ein schlauer Kopf; ich merk' es wohl! Der Italiener greift in diesem Fall auch mit dem Finger in den rechten Winkel des rechten Auges, und reifst dieses weit auf, indem er den Andern ansieht, und den ganzen Kopf leicht in die Höhe bewegt. Höchst komisch wird diese Bezeichnung in Fällen, wo sich der Selbstzufriedene betrügt, wie z. B. in dem Amore ridicolo, wo der Schauspieler Andolfati den Polycarp machte, und in einer Scene mit seiner Geliebten diese verstanden zu haben wähnt, dafs sie ihn liebe, das Auge auch auf die genannte Weise aufreifst, und ein schlaues: non son furbo io? *) sagt.

Sehr verhöhnend und selbstgefällig antwortet Ihnen z. B. irgend ein Verkäufer, dem Sie zu wenig geboten haben, dadurch, dafs er die Haut seiner Backe zwischen die Finger fafst, und diese damit schüttelt; das heifst

*) Bin ich nicht ein schlauer Fuchs?

dann: Hältst du mich für einen Narren? Erzählt er Ihnen aber, wie süfs, wie schön etwas sei, das er gesehen und genossen habe, dann schlägt er die Augen begeistert in die Höhe, lächelt freundlich, fafst die drei ersten Finger zusammen, küfst sie, und schwingt die Hand, sie wieder öfnend, in die Höhe. Oder will er sagen, dafs etwas wie der Bliz weggewesen sei, so hält er die flache Hand vor den Mund, und bläst darüber weg. Ueberhaupt aber wird er Ihnen nicht leicht sagen, dafs einer sich schnell davon gemacht habe, ohne dabei eine Bewegung der Hand von vorne nach hinten zu machen.

Wie sehr diese mimischen Bezeichnungen der Schauspielkunst zu Statten kommen, begreifen Sie selbst. In komischen Stüken besonders vermehren sie den Ausdruk auf eine bewundernswürdige Weise, und der Zeichen für die Verachtung sind in den freilich unanständigen Pantomimen der Feige, der Hahn-

reischaft u. s. w. kein Ende. Je weiter Sie in Italien gegen Süden kommen, desto reicher, aber auch desto ungesitteter sind jene Bezeichnungen, und der neapolitanische Polecenella erschöpft alles, was sich in diesem Fache erfinden läfst. Selbst jenen Ausdruk des Hohns und der Herausforderung, welchen Sampson in Shakespeare's Romeo und Julie in den Worten: „ich will meinen Daumen gegen sie beissen; und das ist ein Schimpf, wenn sie's leiden," angiebt, habe ich oft in Neapel gesehen.

Rom, den 9. Juni 1803.

Sonderbarer Weise traf es sich, dafs ich meinen ersten Einzug in Rom in Gesellschaft von zween Mönchen machen mufste. In Siena schlossen sich zween Franziskaner an unsre Gesellschaft an, die wir, wir mochten wollen oder nicht, mitnehmen mufsten, weil wir unserm Veturino die in Italien sonst ganz gewöhnliche Bedingung zu machen vergessen hatten, dafs er keine Mönche mitbringen dürfe. Sie wundern sich wohl über diese Vorsicht, mein Freund; aber ich weifs nun recht gut, wie nöthig sie ist. Nehmen Sie die gegenwärtige Jahrszeit, und denken Sie sich vier Personen, davon zwo in weite, dike, wollene Gewänder eingehüllt sind, in Einem Wagen, und rechnen Sie die Unreinlichkeit der rauchen Franziskanermönche hinzu, so begreifen Sie, wie beschwerlich eine solche Gesellschaft sein mufs. Es ist vorbei, ich

habe auch das versucht, und so ist es mir lieb; denn so dumm und unwissend die Mönche waren, so liefs sich doch mancherlei von ihnen lernen.

Der eine davon, ein Lombarde, interessirte mich wirklich. Es war eine hohe, hagere Figur von schöner Gesichtsform, welche aber unter dem Klosterdruk und der einseitigen Richtung des Mönchsgeistes den Ausdruk von Lebendigkeit und Frohsinn verloren hatte, der ihr angebohren war; dafür hatte sie den der stillen Hingebung und Gleichgültigkeit gegen alles gewonnen, was ausser ihm vorgieng. Kenntnisse besafs er sehr wenige; desto mehr aber Frömmigkeit und Pünktlichkeit in Ausübung seiner Ordenspflichten. Sehr oft brachen wir das Gespräch ab, um ihn nicht in seinem Gebete zu stören, und die zarte Schonung und Besorglichkeit für unsre Bequemlichkeit, womit er uns unsre Diskrezion vergalt, gewannen ihm bald unsre Zunei-

gung. Er gieng nach Rom, um da die Briefe der Propaganda für seine Missionsreise in die Levante zu erhalten, und hatte hienieden keinen Wunsch mehr, als recht viele Seelen in den Schoos der Kirche zurükzuführen, von der er für alle Opfer seiner Lebensfreuden sich reichlich genug entschädigt glaubte.

Ein desto unbedeutenderes Stük von einem Menschen war aber sein Gefährte. Er war ein dienender Bruder, in dessen Gesicht die Natur auch nichts weiter geschrieben hatte, als dafs er auch zu der grofsen gemischten Familie gehöre, die man Menschen nennt. Man konnte ihn eine Art von Sancho Pansa in Mönchshabit nennen; denn er war geschwäzig, dafs es kaum auszuhalten war, naseweifs und furchtsam. Alles, was er sagte, belegte er mit Sprüchwörtern, und es war nicht leicht ein Ort, durch den wir kamen, dessen Vorzüge er nicht in irgend einem gereimten Waidspruch anzuführen wufste. Aber

was für Vorzüge? Keine andere, als dafs der Wein daselbst gut, Ueberflufs an Fischen u. dergl. sei. Mit einer Art von Begeisterung rief er zum Beispiel, als wir Acqua pendente zum erstenmal sahen, aus:

Acqua pendente

buon vino, pane buono, cattiva gente!

und so gieng es beinahe überall fort, dafs man nicht einmal mehr darüber lachen konnte. Sein ganzes Lebensinteresse hieng an seinem Magen, und er verstand mich gar nicht, als ich ihn frug: ob er es nie bereut habe, in einen Stand getreten zu sein, der alle Lebensfreuden zu Verbrechen macht? Was ihn ausser einer guten Mahlzeit belustigen konnte, war irgend eine Winkelscene des gemeinsten Lebens. Ueber ein paar Esel zum Beispiel, welche gegen einander ausschlugen, oder sich an einem Baum rieben, konnte er in ein lautes Gelächter ausbrechen.

Was aber an diesen beiden Mönchen mir

sehr auffiel, war der Esprit de corps, der unter den einzelnen Orden, und immer gegen einander herrscht. Ein Orden heifst una religione, und jedes Glied sieht auf die des andern mit Verachtung, oder höchstens mit Mitleiden herab. Sie sprechen immer, wir haben so viel und so viel Klöster; das, jenes gehört uns, worin sich doch, neben dem Ordensgeist, das Bedürfnifs jedes Menschen erkennt, etwas auf dieser Erde sein nennen zu können. Ein Orden ist von dem andern im höchsten Grad unterschieden, oft beinahe wie verschiedene Sekten. Kein Orden liebt den andern; denn jeder will den Vorzug vor ihm haben, und nicht in der Religion, sondern in der künstlichen Politik der Päbste läuft ihr gemeinschaftliches Interesse zusammen. Darum werden sie von demselben auch mit so vieler Schonung behandelt, und wurde der bekannte Streit der Dominikaner mit den Franziskanern unentschieden gelassen. Beide

rühmen sich, wie Ihnen bekannt ist, die ersten, den Leichnam ihres Ordensstifters in ihrem Kloster zu Bologna, die Franziskaner dagegen, denselben, nebst dem des heiligen Franz, in Assisi zu besizen. Ehemals war dies ein häufiger Gegenstand des Streits zwischen den beiden Orden; die Infallibilität der Päbste hat aber für gut befunden, die Sache unentschieden zu lassen, so oft sie auch um einen Ausspruch angegangen wurde, und durch Ausstreuung der Sage, ein Pabst, der die Sache hätte untersuchen wollen, sei plözlich gestorben, sie zu einer Art von Religionsmysterie gemacht.

Eine sehr lustige Geschichte dieses Inhalts, welche Bandello in seinen Novellen erzählt, fällt mir bei dieser Gelegenheit ein. Ein Franziskaner hatte in seiner Predigt behauptet, dafs Scotto in einem zwischen den Franziskanern und Dominikanern vorgefallenen Streit, als Repräsentant der erstern, den

heiligen Thomas von Aquino, den Verfechter der leztern, zu Boden disputirt hätte — obgleich beide keine Zeitgenossen waren. Um dieser Lüge eine andre entgegen zu sezen, predigte ein Dominikaner in derselben Stadt unmittelbar darauf folgendes Histörchen: „Als die Dominikaner und Franziskaner beide in einem General-Kapitel zu Rom versammelt waren, stritten sich Scotto und Thomas von Aquino mit einander, und ersterer konnte bald nicht mehr antworten. Dies bewog den Pabst zu Ausfertigung einer Bulle, welche sehr zum Vortheil der Dominikaner war. Um die Wirkung derselben zu verhindern, machten die Franziskaner eine Verschwörung gegen das Leben des Pabsts. Sie wurde aber entdekt, und der ganze Orden sollte zur Strafe gehangen werden. Mächtige Fürsprache indefs milderte den Zorn des Pabsts. Er liefs die Verbrecher sämtlich vor sich kommen, und sprach zu ihnen: ich will euch das Leben

schenken; aber zum ewigen Andenken eures hängenswürdigen Verbrechens sollt ihr von nun an den Strik tragen, dafs man, wenn ihr wieder eine ähnliche That begeht, nicht weit nach Striken zu laufen hat, um euch aufzuhängen."

Heutzutage nun, wo die Karaktere überhaupt eine gröfsere Flachheit erhalten, und andere Interessen die ehemaligen verschlungen haben, fallen dergleichen Geschichten wohl nicht mehr vor. Aber die verschiedenen Orden sind sich darum nicht befreundeter geworden als ehemals. Der Esprit de corps ist noch immer derselbe, wenn er gleich verträglicher geworden ist.

Merkwürdig ist die Zuneigung des Augustinerordens zu den Lutheranern, welche man bemerkt haben will, und in dem Umstand gegründet ist, dafs Luther aus ihrem Orden war. Mein ehrwürdiger Freund S. machte diese Erfahrung selbst während seines Aufent-

halts in Neapel, da ein Protestant starb, und er von dem dänischen Konsul aufgefodert wurde, eine Rede an seinem Grabe zu halten. Der Gottesaker der Protestanten ist in dem Klostergarten der Augustiner, und der Konsul äusserte dem Pater Prior vorher die Bedenklichkeit, dafs ein kezerischer Priester die Funkzion halten würde. Der Prior frug, von welcher Konfession er wäre? Von Luthers, war die Antwort. — Non importa; erat ex nostris, sagte der Mönch, und die Sache gieng vor sich.

Sehr auffallend war mir die wenige Achtung, welche den Mönchen, besonders im Kirchenstaat, zu Theil wurde. Ob sie es verdienen? davon ist keine Frage. Sie haben ja so gar nichts, was sie achtungswerth machen kann, und das siamo poveri religiosi, womit sie jede Bitte um ein Trinkgeld abweisen, war gar nicht dazu geeignet, ihnen eine gute Aufnahme zu verschaffen. Das hat

denn freilich auch die Wirkung bei ihnen hervorgebracht, dafs sie, so aufgeblasen die andern Geistlichen sind, welche Geld haben, eben so kriechend und niederträchtig wurden. Ja, den Spott, selbst gegen ihren Orden und gegen ihre Religion, ertragen sie mit einer Nachsicht, welche man leicht für Beifall halten könnte.

Ein zweiter Wagen, der uns begleitete, enthielt eine sonderbare Gesellschaft. Es war der Graf M . . von Venedig, welcher sein kleines Töchterchen in ein Kloster nach Neapel brachte. Dabei war ein Bedienter, ein tüchtiger korsikanischer Hund und eine Bologneserhündin, welche unterwegs fünf Junge warf. Nichts war lustiger für uns, als diese Gesellschaft; der Graf eitel, so eitel als ein Graf es nur immer sein kann. Gleich im ersten Wirthshause, wo wir zusammentrafen, bot er uns aus mehrern goldenen Dosen Tobak an, liefs zwo Uhren mit goldenen Ketten

heraushängen; und prangte mit kostbaren Zahnstocherbüchschen u. dergl. Dabei hatte er hingegen Kleider von grobem Tuch und schmuzige Wäsche; liefs sich aber überall, wo wir still hielten, und selbst auch oft zum Nachtessen frisieren. Wo wir in ein Wirthshaus kamen, schimpfte er über die Meubles und die Bedienung, und spottete der Manieren des Wirths. Dies geschah aber nur heimlich. Jedes Essen war ihm zu schlecht, ob er gleich immer der lezte in der Schüssel war. Er wollte den Freigeist spielen, und schlich sich dennoch, als wir den Dom von Viterbo sahen und er sich unbemerkt glaubte, hin, um das Weihwasser zu nehmen. Da ich mich plözlich umdrehte, fuhr er erschroken zurük, und war erbärmlich genug, sich über seine Devozion zu entschuldigen.

Ein recht gutes Mädchen war sein Töchterchen, und mit Anlage zu hoher Schönheit geschmükt. Sie schlofs sich sehr an uns an,

und war immer hoch erfreut, wenn wir ihr nur eine Blume am Wege pflükten. Sie fand grofse Freude daran, uns den venezianischen Dialekt zu lehren, und wir sagten ihr oft deutsche Worte, die sie getreulich nachbetete. Einst wiederholte sie das gute Nacht! welches wir sie gelehrt hatten, bis sie einschlief, wie uns ihr Vater nachher erzählte. Es war ein recht herzlich gutes Mädchen, und die unsinnigste Affenliebe ihres Vaters hatte sie nicht verderben können. Diese gieng so weit, dafs wir ihn im Anfang für ihren Liebhaber hielten, und sie uns an Schulz's Leopoldine erinnerte.

Das dritte Glied war der Bediente, den wir den sentimentalischen nannten. Wirklich war er dies auch im höchsten Grade, und ein halber Gelehrter dabei, denn er hatte ein altes Postbüchlein, das er bei jeder Kreuzstrafse aus der Tasche holte, wufste einige Operntexte, und hatte seine Bedientenrolle

sogar einmal auf einem Liebhabertheater gespielt. Von seinem Herrn wurde er mit der äussersten Liebe behandelt; er hatte aber auch die zärtlichste Sorgfalt für diesen, und alles was ihm gehörte. Manchmal machte er sogar Spässe, dafs er z. B. den korsikanischen Hund in den Schwanz kneipte, den Rok verkehrt anzog u. s. w., worüber sein Herr, zu unsrer grofsen Belustigung, recht herzlich lachte. Der korsikanische Hund übrigens war sehr ernsthaft, und die trächtige Hündin äusserst faul und knrrrig.

Ueber den Weg und die an demselben liegenden Städte sag' ich Ihnen nichts, weil ich nichts mehr davon weifs, als was Sie überall finden. Nur Eine Bemerkung über die Campagna von Rom sei mir noch erlaubt. Sie ist bekanntlich ganz öde und wüst; ich glaube aber nicht, dafs diese Verwüstung so alt ist, als man gewöhnlich angiebt. Sie mag wohl hauptsächlich durch die berühmte

Belagerung Roms im Jahr 1527 und die Entfernung der Päbste nach Avignon verursacht worden sein. Nach Villani befanden sich das ganze Jahr 1300 hindurch, wegen des von Bonifaz VIII ausgeschriebenen Jubelfestes, unaufhörlich gegen 200,000 Pilger in der Stadt, ohne die zu rechnen, welche auf dem Weg waren. Er bemerkt dabei, dafs es für alle diese Leute und ihre vielen Pferde und Esel nie an Proviant gemangelt habe. Er war um diese Zeit selbst in Rom, und verdient daher um so eher Glauben. Wenn nun alle diese Leute, wovon die meisten auf Kosten der Kirche genährt wurden, Brod fanden, und man weifs, dafs Rom dazumal selbst weit bevölkerter war als heutzutage, so mufs man glauben, dafs die Campagna angebaut gewesen ist.

Gestern, den 8. Juni, kamen wir hier an. Von dem Gefühl in Rom zu sein, sage ich nichts.

Rom, den 12. *Juni* 1803.

Sie führen mir, mein Freund, gegen das, was ich Ihnen neulich über die Ostentazion der Italiener nur kurz geschrieben habe, halb scherzend, halb ernst, die gewöhnlichen Klagen über die Habsucht derselben an. Wir übergehen die Unsersuchung, ob man von betrügerischen Fuhrleuten, Gastwirthen und Schneidern, von einer grofsen Konversazion, in welcher nichts als Karten und gute Worte gegeben werden, auf einen so tief eingegrabenen Zug im Karakter einer Nazion schliessen darf. Ihre erscheinende Billigung meiner Säze muntert mich auf, dieselben weiter auszuführen, und die Ostentazion der Italiener durch alle diejenigen Klassen zu verfolgen, in welchen sich sonst der Karakter eines Volks zu äussern pflegte. Halten Sie mir es indefs zu gut, dafs ich für jezt nichts weiter über ihre wizige Anwendung des alieni

appetens, sui profugus auf ein Volk sage, das zwei nur widersprechend scheinende Züge in sich vereinigen soll. Vielleicht komme ich einmal in einem andern Briefe wieder auf jene lateinische Antithese zurük, und bringe sie mit dem, was ich Ihnen zu sagen habe, in genauere Verbindung. Unter Ostentazion — ich weifs nicht, ob wir einen deutschen Ausdruk für dieses Wort haben — verstehe ich die Anwendung aller Mittel, um Vorzüge, die man hat, in das günstigste Licht zu sezen, und sich das Ansehn zu geben, als ob man andre besize, die einem wirklich fehlen. Sie ist eine Tochter des Stolzes, und eine Schwester der Heuchelei, und wenn es mir je gelingt, meine Gedanken über sie zu rechtfertigen, so hätte ich das eben nicht sehr lobenswürdige Verdienst, eine Nazion mit einem neuen Fehler bereichert zu haben, der man ohnedies schon viel Böses nachsagt. Allein der Trost bleibt mir doch,

nur einen Fehler zu rügen, der uns Ultramontanen nicht nur nicht schadet, sondern vielmehr die Quelle so manches Grofsen und Schönen gewesen ist, was wir in diesem Lande bewundern. Es ist ein Fehler, der dem höhern Ehrgeiz gleicht, welcher die Mutter der gröfsten Verdienste ist.

Unsre Untersuchung führt uns überall hin, wo sich der Karakter der Nazion mittelbar oder unmittelbar ausprägt. Wir wollen den Reisenden in Italien folgen, welche an jedem Ort zuerst die Kirchen besuchen, und uns von ihnen nur dadurch unterscheiden, dafs uns auch noch andre Dinge, ausser korintischen Säulen und Mahlerschulen, interessant sind.

Eine italienische Kirche ist immer ein würdiges Haus Gottes, wenn auch gleich nicht jedesmal im neuesten Geschmake aufgepuzt. Aber die kostbaren Steine, die seltnen Metalle, die theuren Stoffe, die unschäzbaren Werke der Kunst vereinigen sich, einen

heiligen Schauer gegen den zu erweken, welcher hier verehrt wird. Möchte man oft wünschen, dafs ein reinerer Geschmak in der Anordnung der Zierrathen herrschte, so siegt die Pracht doch über die Schönheit, und wekt erhabene Empfindungen. Dieser feierliche, weil er symbolisch ist, niemals lächerliche Zeremoniendienst; dieses andächtige Knien und Händefalten, diese im Anschauen des Gekreuzigten verlornen Blike, diese Stille des Gebets, machen auf den, der zum erstenmal hereintritt, einen ehrfurchtgebietenden Eindruk, welchem der Unglükliche selbst, für den es über den Sternen keine Geister giebt, nicht widerstehen kann. Es ist ein sinnlicher Eindruk, gegen welchen kein System hilft, den die Gewohnheit allein abzustumpfen vermag. Sollte hier keine wahre Andacht wohnen? von hier nicht die Religion des Herzens ausgehn, die ohne System an den göttlichen Freund des Guten glaubt?

Sollte man es denken, dafs diese symbolischen Gebräuche nach und nach ihre Bedeutung verloren haben, und zu einem unwürdigen Spiel geworden sind?

Für den Religionsunterricht wird bekanntlich in Italien am allerwenigsten gethan. Predigten, Katechisazionen u. dergl. sind weit seltener als im katholischen Deutschland; und wie Religionsbildung immer mit dem Zustand der Schulen überhaupt gleiche Linie hält, so darf man sagen, dafs der Gottesdienst in Italien für den gemeinen Mann ein Gözendienst ist. Ohne einen Begriff von Religion zu haben, macht er ihre Gebräuche mit, und er sezt etwas darein, hierin nichts zu versäumen. Er giebt Almosen, so viel er nur immer kann, beobachtet die beschwerlichsten Fasten, versäumt die unbequemen Frühmessen nicht, und thut überhaupt alles, was die Religion äusserlich gebietet. Nicht nur der gemeine Mann thut dies; die Stände

heiligen Schauer gegen den zu erweken, welcher hier verehrt wird. Möchte man oft wünschen, dafs ein reinerer Geschmak in der Anordnung der Zierrathen herrschte, so siegt die Pracht doch über die Schönheit, und wekt erhabene Empfindungen. Dieser feierliche, weil er symbolisch ist, niemals lächerliche Zeremoniendienst; dieses andächtige Knien und Händefalten, diese im Anschauen des Gekreuzigten verlornen Blike, diese Stille des Gebets, machen auf den, der zum erstenmal hereintritt, einen ehrfurchtgebietenden Eindruk, welchem der Unglükliche selbst, für den es über den Sternen keine Geister giebt, nicht widerstehen kann. Es ist ein sinnlicher Eindruk, gegen welchen kein System hilft, den die Gewohnheit allein abzustumpfen vermag. Sollte hier keine wahre Andacht wohnen? von hier nicht die Religion des Herzens ausgehn, die ohne System an den göttlichen Freund des Guten glaubt?

Sollte man es denken, dafs diese symbolischen Gebräuche nach und nach ihre Bedeutung verloren haben, und zu einem unwürdigen Spiel geworden sind?

Für den Religionsunterricht wird bekanntlich in Italien am allerwenigsten gethan. Predigten, Katechisazionen u. dergl. sind weit seltener als im katholischen Deutschland; und wie Religionsbildung immer mit dem Zustand der Schulen überhaupt gleiche Linie hält, so darf man sagen, dafs der Gottesdienst in Italien für den gemeinen Mann ein Gözendienst ist. Ohne einen Begriff von Religion zu haben, macht er ihre Gebräuche mit, und er sezt etwas darein, hierin nichts zu versäumen. Er giebt Almosen, so viel er nur immer kann, beobachtet die beschwerlichsten Fasten, versäumt die unbequemen Frühmessen nicht, und thut überhaupt alles, was die Religion äusserlich gebietet. Nicht nur der gemeine Mann thut dies; die Stände

sind sich, sie mögen von Religion halten was sie nur immer wollen, hierin ganz gleich, und alle zeigen ein gemeinschaftliches Interesse, das Gebäude der Religion, wenigstens von aussen, aufrecht zu erhalten. Der Hang zur Ostentazion, wenn er auch nicht grossentheils von diesem Punkt ausgieng, knüpft sich doch getreulich an denselben fest, und man sucht einer Religion den höchsten Glanz zu geben, welche sich um die Reinheit des Herzens so wenig bekümmert. Dieser Glanz lag gewifs nie in dem Maafse im Geist der katholischen Religion, und wurde erst nach und nach hineingelegt, um mit etwas zu prahlen, das man entweder gar nicht, oder wenigstens nicht in dem hohen Grade besafs, wofür man gerne angesehen sein wollte. Ist es doch bekannt, dafs der Aufwand für die Beleuchtung der Peterskuppel in Rom, in den lezten Tagen des Juni, grofsentheils nur den vielen Fremden zu lieb fortgesezt wird,

welche sich dabei einfinden, und den Ruhm dessen verbreiten, was sie gesehen haben.

Tugenden und Laster benuzt die Religion in Italien für ihren Glanz. Die lezten scheinen ihr um ihrer Bufsen willen fast noch willkommener als die erstern, weil sie selbst Kasteiungen, ohne begangene Sünden, zum Verdienst anrechnet. Almosen überhaupt werden mit so vielem Geräusch eingefordert, der Wohlthätigkeit so schreiende Denkmahle errichtet, dafs es klar ist, man will den Schaz des Herzens in klingender Münze ausprägen.

Ich weifs, mein Freund, dafs das meiste, was ich Ihnen so eben von Italien sagte, in einem denn doch etwas geringern Grade auf alle diejenigen Länder pafst, welche wohlhabend genug sind, eine so kostspielige Religion in ihrem ganzen Umfange auszuüben. Ich darf aber die Religion in unserer gegenwärtigen Untersuchung schon defswegen nicht

auslassen, weil sie wohl ihren Mitantheil an der Gründung dieses Karakters gehabt haben mag, ob sie gleich für sich allein nie zu den Schlüssen berechtigen würde, welche die Hinsicht auf das ganze Leben der Nazion gestattet.

Die Demuth der Religion erlaubt keine zu auffallende Aeusserungen der Ostentazion des Volks an sich. Aber die Wissenschaften, deren Stolz nicht durch so enge Schranken aufgehalten wird, verrathen das Geheimnifs des italienischen Karakters schon lauter. Auf der Arbeit der frühern Jahrhunderte stehend, wähnt Italien noch über seine Nachbarn hervorzuragen, und bemerkt der Entfernung wegen nicht, dafs diese indefs zu Riesen gewachsen sind. Mag das Gefühl seines jezigen Werths, in Vergleichung mit seinen schönen vergangenen Zeiten, ihm zuweilen lästig werden, und so die Ostentazion, welche wir bemerken, nothwendig geworden sein, las-

sen Sie uns dieselbe aufsuchen, wo wir sie finden.

Italien hatte seit dem Aufblühen der Wissenschaften ausserordentlich viele Mäzenaten. Die Fürsten und Herren rechneten es sich als keines der kleinsten Verdienste an, vorzügliche Köpfe um sich zu haben, und ihren Namen in Versen und in Prosa verewigen zu lassen. Allein erstrekte sich dieser liebevolle Schuz, den die Gelehrten genossen, auch auf die Wissenschaften? Wurde durch nüzliche Schulanstalten dafür gesorgt, das Gute, was jene Männer wufsten, auch für die Nachwelt zu erhalten? Kann Italien sich an der Zahl der Universitäten mit Deutschland messen? War es nicht weit mehr die Eitelkeit, die ersten Köpfe des Jahrhunderts an seinem Hofe zu haben, seinen Ruhm von ihnen ausposaunen zu lassen, als die treue Sorge um die zarten Pflanzen des Wissens?

Und was erfolgte auf jene Zeiten der

Mäzenaten? Welcher Gewinn ist den Wissenschaften überhaupt aus dem Schuze geworden, den ihre Vorgänger genossen? — Ausser den vorzüglichen Werken, welche die Frucht jener Zeiten sind, findet man nur einige wenige Universitäten, und diese gerade eben nicht in den beneidenswürdigsten Umständen; findet man eine zahllose Menge gelehrter Gesellschaften, die nichts thun, als Wasser in das Sieb schöpfen, nur an elende Sonette Zeit und Beifall verschwenden, welche beide nüzlicher angewendet werden könnten. Nichts giebt einen traurigern Begriff von dem, was in Italien für die Wissenschaften geschieht, als diese erbärmlichen Zusammenkünfte, in denen sich die talentvollsten Köpfe mit Aufknaken tauber Nüsse beschäftigen. Das kleinste Städtchen Italiens sucht den Schein wissenschaftlicher Bildung in einer oder mehreren solcher Akademien zu besizen, und erlangt ihn auch wohlfeilen Kaufs genug.

Schon die Titel derselben verrathen die Kindereien, welche darin getrieben werden, und den Schein, den man dem Possenspiel geben möchte. Die eine ist die Furchtlose, und kämpft mit Sonetten; die andre die Unternehmende, und legt sinnlosen Endreimen elende Gedanken unter; eine dritte nennt sich mit falscher Demuth die der Schläfrigen (de' sonnacchiosi), eine andre die der Durstigen (de' sitibondi), der Unreifen (degl' immaturi) u. s. w. Sollte man aus diesen vielen Verbindungen, deren erster Zwek doch die Beförderung der Künste und Wissenschaften war, nicht auf einigen Nuzen schliessen dürfen, den sie hervorgebracht haben? Sollte der Wetteifer unter den vielen Akademien nicht bei der einen oder der andern ein edles Streben hervorbringen, der Welt noch durch andre Dinge zu nüzen, als durch Verse über Gegenstände, die schon hundertmal besungen sind; oder durch Lob-

reden auf Wissenschaften, die sie nicht treiben, oder durch Abhandlungen über Materien, welche schon längst erschöpft sind? Was könnte nicht durch die so leicht zu stiftende Verbindung aller gelehrten und gebildeten Männer durch ganz Italien für die Verallgemeinerung des Wissens geschehen? Allein man sehe die Verhandlungen solcher Gesellschaften, die nicht selten im Druk erscheinen, nach, und man wird sich wundern, wie vernünftige Männer elenden Reimereien einen so ehrwürdigen Namen erlauben können.

Es ist unläugbar, dafs die Litteratur in mehreren Fächern der Wissenschaften einen ungeheuren Vorrath von Materialien aufgehäuft hat, dem aber die philosophische Bearbeitung und Zusammenstellung noch fehlt. In der Geschichte, namentlich Italiens, in den Alterthümern u. s. w. sind gelehrte Werke erschienen, die aber doch Wenige das Herz haben werden zu lesen. Ein Schwulst

von Zitazionen umschanzt die ächten Gedanken, und man mufs erst alles, was seit Erschaffung der Welt über diesen Gegenstand gesagt und geschrieben worden ist, abhören, ehe man erfährt, was des Verfassers Meinung darüber ist. In diesen zahllos angeflikten Lappen von Gelehrsamkeit sucht die italienische Litteratur ihre Ehre, und es ist gut einzusehen, wie leicht sich der geistloseste Schriftsteller hinter eine solche gelehrte Verschanzung versteken kann, deren Sammlung ihm allerhöchstens Zeit gekostet hat. Freilich meint man beim Anblik eines solchen Werks, der Verfasser hätte aller Welt Bücher gelesen, und man vergifst über dem Anstaunen seiner ungeheuren Gelehrsamkeit die Frage: was lernen wir hieraus? auf einige Zeit. Der Verfasser ist aber doch gewifs, dafs sein Werk gelobt, in allen Bibliotheken aufgestellt, und wieder hundertmal von Andern nach ihm zitirt werden wird,

welche auf gleiche Gnade des Publikums rechnen.

Besonders sind in neuern Zeiten viele kostbare Werke über die Alterthümer in Italien erschienen, die durch einen erstaunenswürdigen Aufwand von Kupferstichen uns über den Alpen Wunder glauben machen, was in diesem Lande für die Alterthumswissenschaften geschehe. Die Fürsten und Vornehmern interessiren sich auf eine löbliche Weise für dergleichen Unternehmungen, aber man war im Allgemeinen auch äusserst wohl zufrieden, wenn nur die Kupfer gut ausfielen. Es wäre darauf zu wetten, dafs mancher solcher theure Folioband nicht halb so viel Gewinn für die Wissenschaften enthält, als ein einziges Programm vieler unsrer deutschen Professoren. Ich bin weit entfernt, über den Aufwand von Kupferstichen zu schmählen; allein diese sollten doch nur Mittel sein, statt dafs man sie zum Zwek solcher Werke geadelt hat.

Und dann lese man nur die Dedikazionen, die Vorreden solcher Werke, und es wird einem gleich in die Augen springen, ob der wahre Gewinn der Wissenschaften, ich will nicht sagen, durch sie befördert, nur ob er dabei beabsichtiget wurde. Pius VI hat viel für die Künste und Wissenschaften gethan; aber gerade in Rom selbst wird sein Eifer am verdächtigsten. Um nur Einen für unsern Gegenstand bedeutenden Zug anzuführen, nehme man Zoëga's Werk über die Obelisken. Diese höchst unnüze Arbeit unternahm der schäzbare Gelehrte nur auf Nöthigung des Pabstes. Aecht mäzenatisch schrieb er ihm die Länge des Werks vor, und verlangte, es sollte zwei Bände stark werden, da er in Verlegenheit war, nur Einen mit der Untersuchung von Dingen anzufüllen, worüber sich doch nichts sagen läfst.

Es ist höchst unangenehm, guten Handlungen unreine Absichten unterlegen zu müssen,

Aber wenn ich in jenen gelehrten Gesellschaften, jenen Prachtwerken, nichts als Beweise von Ostentazion finde, darf ich weniger aus den goldenen Inschriften an so vielen Denkmahlen alter und neuer Kunst schliessen, welche einem unaufhörlich das Munificentia Pii VI, pontificis maximi, oder das nur bescheidenere cura Pii VII zurufen? Erinnert mich die pompöse Inschrift an dem restaurirten Tempel zu Segest, und jedes Wort auf dem unbedeutendsten Denkmahl, nicht an den nehmlichen Fehler? Wo trift man so viele Inschriften an, als in Rom, wo auch sicher kein Brunnen, kein Altar, kein Heiligenbild ist, das nicht auf einer grofsen Marmortafel den Namen dessen verkündigt, der es gestiftet hat. Ueber jedem Fenster in Raphaels Logen, selbst unter den Mahlereien derselben, findet man das Leo X pont. max. als Zierrath angebracht; und in einer der Kapellen des Vatikans enthalten

unzählige Fächer des Plafonds nichts anders, als die Worte: Urbanus VIII pont. max. Jede Stüze, welche einem alten einsturzdrohenden Monument gegeben ist, enthält auch den Namen dessen, der den Einfall dazu hatte. Und dergleichen Inschriften sind nicht etwa in einem bescheidenen Tone, sondern in dem nehmlichen Styl abgefaſst, worin man etwa ehmals den Bau der appischen Strafse, oder des Pantheons, oder des Kolosseums verewigte. — Mag hieran nun das nie erloschene Andenken an die alten Zeiten einen starken Antheil haben; aber dieser hohe Ton verräth doch auch den nehmlichen Karakter, der sich in den Werken der Litteratur ausspricht.

Minder lächerlich zeigt sich diese Eitelkeit in der Mühe, welche die Nazion auf ihre vaterländische Geschichte verwendet. Wie viel wurde in Italien schon dafür gesammelt? Wie viele grofse und vorzügliche Werke ver-

dankt die Welt diesem nehmlichen Bestreben, die Grofsthaten und den alten Glanz der Nazion in Schriften zu erhalten. Jede, die kleinste Stadt Italiens, hat einen oder mehrere Geschichtschreiber, welche natürlich von höchst ungleichem Werth, doch alle aus der nehmlichen Quelle entsprossen sind. Die Unterhaltung des gemeinen Mannes beschäftigt sich häufig mit der Ehre des Vaterlandes, und man mufs erstaunen, wie viele Kenntnisse er in seiner Geschichte besizt. Auch er unterhält einen gerne von dem Glanz der alten Zeit, und führt zur rechten Zeit eine Stelle aus Dante oder Ariosto an, die seinem Gedächtnifs dabei zu Hülfe kommen. Auch in ihm ist das Bestreben der ganzen Nazion zu erkennen, ihre Vorzüge zur Schau zu tragen; und wenn die Gelehrten und die Fürsten uns heutzutage noch glauben machen wollen, dafs der Geist von Leo's X Zeit auf ihnen ruhe, so ist der gemeine Mann ehrlich

genug, uns nur von der Vergangenheit zu unterhalten. Darf man nicht diesem allgemeinen Bestreben die Menge von Geschichtschreibern beimessen, welche Italien besizt, und das Sallustische: optimus quisque facere, quam dicere malebat, nur umgekehrt hier anwenden?

Diese Eitelkeit zu glänzen finde ich auch in dem falschen Geschmak, welcher in der Dichtkunst und in den meisten schönen Künsten heutzutage noch herrscht, und in dem siebenzehnten Jahrhundert bis zur Abgeschmaktheit gestiegen war. Der Schönheitssinn der Nazion leitet sie nehmlich heutzutage mehr auf das Künstliche, als auf das Natürliche. Wenn, wie Schiller dichtet, die Natur die Mutter der Kunst ist, so ist die Künstlichkeit eine unähnliche Stiefschwester der Tochter, der es aber doch zuweilen gelingt, die Mutter und Schwester zu überglänzen. Menschen und ganze Zeitalter haben

oft den Sinn für das Wahre verloren, und suchen im Künstlichen das Ziel der Vollendung. Dies ist im Allgemeinen heutzutage mit der italienischen Dichtkunst der Fall, welche durch künstliche Vorzüge den Mangel der ächten zu ersezen sucht, und mit der Bewunderung, die sie dem falschen Geschmak abgewinnt, sich begnügt. Die rime obbligate (gegebene Endreime) sind nicht nur das gangbarste poetische Spiel, sondern auch die Beschäftigung der besten Köpfe. Die gewaltsame Bearbeitung eines Gegenstands, der gar nicht für die Dichtkunst pafst; die Ausführung desselben in schwierigen Sylbenmaafsen; die unnatürlich schönen Reden und übel angebrachten Sentenzen auf dem Theater; das so wenig achtungswerthe und doch so hochgepriesene Talent der Improvisatoren, sind lauter Beweise, dafs die Nazion von dem geraden Wege der Natur abgekommen ist. Ist das nehmliche, troz ihren unzähligen Schön-

heiten, nicht auch von der italienischen Musik wahr? Wird eine oft an ganz falscher Stelle stehende Kadenz des Sängers nicht mit wiederndem Beifall belohnt; da hingegen der ganz einfache Gesang nicht mehr gefallen will? Es kommt bei Opern wenig darauf an, eine Rolle oder nur die Arien derselben mit tiefer Empfindung durchzuführen.' Wenn die Sängerin nur an den Stellen, wo man es erwartet, in einigen Duzend Tönen nach gewissen Regeln herumirrt, und dabei ein geschmeidiges, vollklingendes Organ, so wie die Beobachtung gewisser konvenzionellen musikalischen Regeln zeigt, so ist sie sicher, gepriesen zu werden.

Das nehmliche gilt auch von den albernen Sprüngen der Grotesken auf dem italienischen Theater, die wohl bisher das Aufkommen der Tanzkunst in diesem Lande grofsentheils verhindert haben mögen. Wo ich noch Gelegenheit hatte, meine Bemerkungen hierüber

zu machen, fand ich immer die Erwartung des Publikums weit höher auf diese abentheuerlichen Sprünge geheftet, als auf die sanftern, aber auch schönern Bewegungen und Stellungen der höhern Tanzkunst. Und was kann denn Schönes an diesen Sprüngen sein, bei denen der arme Wicht, der sich einmal zum Grotesken brauchen läfst, jeden Augenblik Hals und Beine wagt? Nichts, gar nichts; es ist blos das Künstliche, blos die schwer zu erlangende gefährliche Fertigkeit, die man höher als die Anmuth schäzt, welche der Kranz der vollendeten Kunst ist.

Den nehmlichen Geschmak für das Künstliche finde ich auch in den schönen Künsten. Ein Gemählde, das Figuren genug enthält, welche alle fleissig und gut ausgearbeitet sind, ist seines Beifalls gewifs, und dieser wird um so gröfser sein, je mehr Figuren und je gröfsern Umfang das Gemählde hat. Was uns von antiken Mahlereien übrig geblieben

ist, beweist das Bestreben der schönsten Zeiten der Kunst, nur in wenigen, aber in hohem Leben dargestellten Figuren den Preis zu suchen. Aber beobachten Sie die neue Kunst der Italiener, vielleicht auch die der ältern, und Sie werden sehen, wie weit dieses Volk vom Wege der Heldenzeit in der Kunst abgewichen ist.

Manche Zeitperioden gleichen genialischen Köpfen, die das Seltenste mit wunderbarer Kraft hervorbringen. Der Fleifs künstelt beiden nach, und die Ausdaurung erreicht manchmal das Genie. Aber es gehört eben nicht so sehr viel dazu, um einige Duzende von Menschengestalten nach allen den zwei und dreissig Richtungen der Windrose verschieden zu stellen. Und dennoch ist das: oh quaute figure! in diesem Lande gar kein unbedeutender Billigungsausruf in Kunstsachen, ungeachtet man Mangel an Kraft leicht hinter Fleifs, und kleinliche Gedanken

zu machen, fand ich immer die Erwartung des Publikums weit höher auf diese abentheuerlichen Sprünge geheftet, als auf die sanftern, aber auch schönern Bewegungen und Stellungen der höhern Tanzkunst. Und was kann denn Schönes an diesen Sprüngen sein, bei denen der arme Wicht, der sich einmal zum Grotesken brauchen läfst, jeden Augenblik Hals und Beine wagt? Nichts, gar nichts; es ist blos das Künstliche, blos die schwer zu erlangende gefährliche Fertigkeit, die man höher als die Anmuth schäzt, welche der Kranz der vollendeten Kunst ist.

Den nehmlichen Geschmak für das Künstliche finde ich auch in den schönen Künsten. Ein Gemählde, das Figuren genug enthält, welche alle fleissig und gut ausgearbeitet sind, ist seines Beifalls gewifs, und dieser wird um so gröfser sein, je mehr Figuren und je gröfsern Umfang das Gemählde hat. Was uns von antiken Mahlereien übrig geblieben

ist, beweist das Bestreben der schönsten Zeiten der Kunst, nur in wenigen, aber in hohem Leben dargestellten Figuren den Preis zu suchen. Aber beobachten Sie die neue Kunst der Italiener, vielleicht auch die der ältern, und Sie werden sehen, wie weit dieses Volk vom Wege der Heldenzeit in der Kunst abgewichen ist.

Manche Zeitperioden gleichen genialischen Köpfen, die das Seltenste mit wunderbarer Kraft hervorbringen. Der Fleifs künstelt beiden nach, und die Ausdaurung erreicht manchmal das Genie. Aber es gehört eben nicht so sehr viel dazu, um einige Duzende von Menschengestalten nach allen den zwei und dreissig Richtungen der Windrose verschieden zu stellen. Und dennoch ist das: oh quante figure! in diesem Lande gar kein unbedeutender Billigungsausruf in Kunstsachen, ungeachtet man Mangel an Kraft leicht hinter Fleifs, und kleinliche Gedanken

eben so gut hinter vielen Figuren verstekt, als es dem Fat gelingt, in grofser Gesellschaft zu glänzen, oder dem Plauderer, hinter eine Menge von Worten seine Geistesarmuth zu verbergen.

Man will glänzen, und ersezt durch scheinbare Vorzüge den Mangel an wahren. Nazionen sind hierin den Individuen ähnlich, nur dafs sich die erstern nicht so sehr durch diese Eitelkeit den Weg verrammeln, sich dereinst wahre Vorzüge zu erwerben. Diese Eitelkeit hat, wie ich gleich zu Anfang bemerkt habe, auch ihr Gutes hervorgebracht, und das mühsame Aufsuchen von Alterthümern, das Sammeln von Gallerien, ist eine schöne Frucht derselben. Die schönen Künste haben gewifs nie den Zwek, ihre Produkte in Reihen und Gliedern aufzustellen; aber die meisten wurden dadurch vor der Ungerechtigkeit der Zeit bewahrt. Wirklich scheint man im Anfang diese und andere löbliche Zweke bei Samm-

lung von Kunstsachen gehabt zu haben; aber ob dies immer, ob es heutzutage noch der Fall ist? das scheint eine andre Frage zu sein. Ich will zwar gar nicht läugnen, dafs unter den italienischen Grofsen noch manche sind, welche ein richtiger Geschmak, eine gründliche Kenntnifs, ein reiner Eifer für die Wissenschaft an Kunstwerke bindet; aber bei den meisten sind sie doch ein Gegenstand des Luxus geworden, so wie sie im Lande selbst zur Handelswaare wurden. Eine Gallerie gehört einmal zu einem italienischen Palast im grofsen Styl, ist das stärkste Lokungsmittel der Fremden, der sicherste Beweis oft des Alterthums, immer des Reichthums einer Familie. Für mehr sehen die gewöhnlichen Besizer dieser Schäze solche auch nicht an. Gewöhnlich kommen dieselben niemals in ihre Gallerien, als wenn der hohe Stand irgend eines Fremden sie nöthigt, selber seine Führer zu machen.

Auch würden die meisten solcher mühsam gesammelten Gallerien schon längst zerstreut sein, wenn die Besizer immer damit schalten könnten, wie sie wollten, und ihnen nicht durch Familiengeseze die Bewahrung derselben zur Pflicht gemacht wäre. Wenn ein wahrer Eifer für die Kunst die Grofsen der Nazion beseelte, so müfsten sie doch mehr für die Beförderung derselben thun, oder das, was dafür geschieht, auf eine zwekmäfsigere Weise thun, als allgemein der Fall ist, besonders da der Stolz derselben sich den Gedanken nicht gestattet, dafs die guten Zeiten der Kunst unwiederbringlich in diesem Lande vorüber sind. Diese Gallerien sind oft in der schönsten Periode Italiens und von den berühmtesten Männern desselben gesammelt worden, und sind nun im Besiz ihrer Nachkommen. Die gröfsten Künstler wurden von dieser Familie erwekt, in jener erzogen, unterstüzt und belohnt; glauben Sie, dafs die

Nachkommen solches vergessen haben? dafs sie nicht gerne daran erinnern, besonders da ihnen das Gefühl ihres eigenen Verdienstes so ganz fremd ist? Und wie kann dieses besser geschehen, als durch die Meisterstüke der Kunst, welche so laut an die Verdienste ihrer Familie um dieselbe erinnern, und häufig genug den Ruhm des Hauses, das sie besizt, selbst zum Gegenstand ihrer Bearbeitung gewählt haben?

Ueberhaupt aber ist die Sitte allgemein in diesem Lande, die Häuser mit Kunstwerken auszuschmüken. Sie herrscht nicht allein unter den Vornehmern, sondern unter allen Ständen, und der gemeine Mann besucht den Kunsttrödler eben so gut als der Kenner, um sich ein Stük für die Verschönerung seiner Wohnung auszusuchen. Hieran hat freilich die Religion ihren grofsen Antheil, welche in dem heftigen Kampf für die Bilder nicht ermüdet. Aber diese Sitte, welche jeder zu

beobachten Gelegenheit hat, stellt doch die Leidenschaft der Grofsen im Kleinen dar, und beweist das allgemeine Bestreben, durch Kunstsachen zu glänzen, wenn man auch gleich gewöhnlich auf nichts anders, als auf schöne goldene Rahmen Rüksicht nimmt.

In keinem Lande vernimmt man den Nachklang der Vergangenheit so häufig, wie in Italien. Wenn jeder Schritt in demselben an die hingeschwundene Heldenzeit erinnert, so bringt sie uns auch jeder öffentliche Ausdruk der Denkungsart des Volks nahe. Die grofsen Zeiten dieses Landes, als der Handel der Welt beinahe einzig sich nach demselben hinwandte, häuften daselbst Schäze auf, welche die wiederholten Unglüksfälle der Nazion in ältern und neuern Zeiten nicht zu erschöpfen vermochten. Der starke Handelsverkehr mit dem Osten und Süden führte in Italien den Prachtgeschmak ein, den noch heutzutage die Städte Genua und Venedig bezeugen. Kostbare

Steine und Metalle beweisen die gründlichen Reichthümer der Häuser, und erbten sich in denselben fort. Auch heutzutage noch besizen die Familien solche alte Kleinode, die sie in der äussersten Noth kaum veräussern. Noch heutzutage sucht jeder ein solches Kleinod zu besizen, das seinen Wohlstand bezeugen soll, und selbst in den mittlern Volksklassen Italiens sind zuverläfsig mehr dergleichen Kostbarkeiten, als in den ersten Deutschlands. Man gehe nur in die italienischen Leihhäuser, und man wird erstaunen, welche Dinge und von welchen Leuten sie gebracht worden. Eine nur wenig bemittelte Bürgersfrau würde sich schämen, ohne einen oder mehrere Brillantenringe u. dergl. öffentlich zu erscheinen, und die Geschenke, welche Brautleute einander machen, sind von einem Werth, der uns Ultramontanen beschämt. Man würde aber sehr falsch schliessen, wenn man dies als ein Zeichen des Wohlstands ansähe. Nein, dieser

unselige Hang zerstört oft das Fortkommen eines neuverheiratheten Paars gleich in dem ersten Augenblik, da sie das Wenige, was sie zusammenbringen und womit sie wuchern sollten, auf Dinge verwenden, womit doch nur der Ueberfluſs glänzen sollte.

Ich hatte neulich Gelegenheit, diese Schwachheit der Nazion auf eine belustigende Weise an einem venezianischen Grafen zu erkennen, in dessen Gesellschaft ich von Florenz nach Rom reiste. In der Nähe der ersten Stadt trafen unsre Wagen in einem Wirthshause zusammen, und wir aſsen mit ihm in Gesellschaft zu Mittage. Sein ganzer Anzug für die Reise war der unbequemste, den man sich nur immer wählen kann, und er war über und über mit Uhrketten und dergleichen lästigem Schmuke bedekt. Er bot einem den Tobak immer in mehrern verschiedenen kostbaren Dosen an, und nahm es nicht gut auf, wenn man nicht zum Lobe einer jeden etwas

sagte. Und that man dies nicht, so wufste er das Gespräch doch immer so gut zu lenken, dafs er Gelegenheit bekam, den Werth der Dose zu bestimmen. So oft wir aus dem Wagen stiegen, mufste sein Bedienter immer eine ganze Hausbaltung herausschaffen, und keines der Zahnstocherbüchschen u. dgl. durfte fehlen. Auf den Halsbändern seiner Hunde stand sein ganzer Titel, und sogar auf seinem Puderbeutel fanden wir seine Adresse: Sua Eccellenza il Signor etc. Ich glaubte ihm gar nicht Unrecht zu thun, wenn ich vermuthete, dafs er sich blofs des Puderbeutels wegen überall, wo wir auch nur eine Viertelstunde einkehrten, sorgfältig frisiren liefs. Und solcher Karaktere findet man genug in diesem Lande, sobald man in nähere Bekanntschaft mit dem häuslichen Leben seines Volks tritt.

Dieser Hang zu glänzen, selbst auf Kosten seiner Bequemlichkeit und seines Vergnügens,

zeigt sich in nichts deutlicher, als in dem unsinnigen Korsofahren, das in den meisten Städten Italiens üblich ist. Die Mode hat einmal irgend einen Plaz zum Spazierenfahren gestempelt, und niemand wagt es auch ihn zu verlassen. Eine Kutsche geht hinter der andern langsam wie ein Leichenzug auf und nieder, und nicht selten, wie dies besonders in Rom bei den Spazierfahrten ausser dem Thor del popolo der Fall ist, ist dieser lange Zug ganz in eine Wolke von Staub eingehüllt, wobei man entweder die Gesundheit in Gefahr sezen, oder die Wagenfenster schliessen muſs. Dies nennen sie frische Luft schöpfen, entweder Staubfluthen, oder die Ausdünstungen einer ganzen, in einem völlig verschlossenen Wagen zusammengepreſsten Gesellschaft einzuathmen. Das mag nun jeder wohl selbst fühlen; aber wer hätte Muth genug, sich von diesem Zwang loszumachen? Wäre er nicht dabei in Gefahr, dafs man glaubte, er

hätte keine Equipage mehr? Verlöre er nicht das Vergnügen mit schönen Pferden, einigen Bedienten, einem Wagen nach der neuesten Mode, mit einem geschmakvollen Anzug zu prangen? Lieber athmet er schwerer in der staub- und dunsterfüllten Brust, und weidet sich an dem Gedanken, angestaunt, beneidet zu werden.

Diese nehmliche unglükliche Sucht zu glänzen zeigt sich in der Menge von Bedienten, die man um sich hat. Man kennt hierin besonders die Eitelkeit der Römer und Neapolitaner. Aber die übrigen Theile Italiens sind wahrlich von diesem Fehler auch nicht frei. Eine Frau mufs ihre Cameriera haben, oder sie ist nicht zufrieden, und sie versagt sich lieber die nöthigsten Bedürfnisse, um nur hierin nicht geringer zu scheinen, als sie möchte. Manche Adelichen richten sich durch Bedienten und Equipagenaufwand zu Grunde, oder verwikeln sich, wenn ihre

Besizungen unveräusserlich sind, in unzähliche Schulden. Die geringern Stände machen es hierin, wie überall, den höhern nach, und sind zufrieden, wenigstens einige Jahre ihre Eitelkeit zu befriedigen, und nachher zu darben. Leute, die in Deutschland sich nie von Fahren träumen lassen würden, nehmen sich so oft als möglich eine Miethkutsche, und es ist gewifs, dafs es in vielen Städten Italiens der Zwek aller Sparsamkeit ist, es bis zur Equipage zu bringen.

Sie sehen, wie verderblich diese Eitelkeit wird. Aber sie scheint unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie beschwerlich sie den Leuten selbst ist. Prächtige Meubles sind selten bequem, und nirgends mehr als in diesem Lande, kann man diese Bemerkung machen. Rousseau's Saz: die Italiener konversiren in Prachtsälen, und wohnen in Mauslöchern, gehört hieher. Die Bauart eines italienischen Hauses, auch alle Anschmiegung desselben

an die Beschaffenheit des Klima's nicht abgerechnet, hat Bequemlichkeit nie zur Absicht, sondern den Glanz. In den weiten hohen Zimmern scheinen die Leute Pygmäen zu sein, welche die Wohnungen eines erloschenen Riesengeschlechts usurpirt haben. Eine Menge kostbaren Geräths ist nur für Gallatage da, und die gemeine Zeit über begnügt man sich mit dem schlechtern. Man schmükt das Haus mit den kostbarsten seidenen Stoffen, hat ein Prachtbett, das oft mehrere tausend Dukaten kostet, und leidet Mangel an schöner reinlicher Wäsche. Die erstern hindern die Leute selbst, die Zimmer mit Bequemlichkeit zu bewohnen; das zweite wird für die seltenen Fälle einer Brautnacht, oder die Bewirthung eines vornehmen Gastes aufgespart. Sonst stehen sie zur Schau da, und man unterläfst nie, den Fremden darauf aufmerksam zu machen. Die Konversazionen werden in den prächtigen Sälen gehalten;

aber man schmachtet vergebens nach einer Erquikung. Erkennt sich auch hierin nicht aufs deutlichste die Eitelkeit einer Nazion, die den Glanz der Bequemlichkeit, die Befriedigung des Stolzes, der Freude vorzieht, fröhliche Gäste um sich zu haben?

Und wurde nicht auch der reine Geschmak in der Baukunst, welcher bei den Italienern einst schon im Entstehen war, durch die Sucht zu glänzen wieder verdorben? Nach einem einstimmigen Urtheil der geschmakvollsten Kenner wurde selbst die Peterskirche in Rom ein Opfer dieser Schwachheit, und man jagte kostbaren Zierrathen nach, statt die edle anspruchlose Simplizität aufzusuchen. Dies ist bei unzähligen andern Gebäuden in Italien der Fall, die blos durch diese Prachtliebe von einer Höhe des Geschmaks wieder herabgesunken sind, welche sie bereits erreicht hatten.

Sehr merkwürdig äussert sich diese Eitel-

keit in mehreren Gegenden Italiens, und namentlich in Toskana, bei Verheirathungen. Bekanntlich besteht in diesem Lande die Mitgift der Töchter hauptsächlich in vielem Hausgeräthe, und wo möglich auch in kostbarem Schmuke. Alles dieses wird, ehe die Verheirathung vor sich geht, in dem Hause der Braut in einem eigenen Zimmer aufgestellt, und alle Fremde, Verwandte und die entferntesten Bekannten werden eingeladen, die Morgengabe der Tochter mit anzusehn. Wer um diese Zeit ins Haus kommt, wird in das Zimmer geführt, und es versteht sich wohl von selbst, dafs man den Leuten nichts angenehmeres sagen kann, als wenn man die schönen Betten, Meubles u. dergl. recht freigebig lobt.

Verdienste sind am seltensten, wo am meisten Titel sind, und der Kranz mufs häufig die Eigenschaften selbst vertreten, die er ursprünglich belohnen sollte. So hat der

Adel seine Würde verloren, und so werden Auszeichnungen überhaupt unbedeutend, sobald man sie durch etwas anders, als durch wahre Verdienste sich erwerben kann. Der Stephansritterorden in Toskana, obgleich die Frucht einer feinen monarchischen Politik, sollte anfänglich der Lohn gefährlicher Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes sein. Heutzutage hingegen steht das Stephanskreuz, man dürfte beinahe sagen, verkäuflich, und seit einigen Jahren brauchte man dem sehr verschuldeten Orden nur ein bestimmtes Kapital gegen geringe Zinsen zu borgen, um dafür die Aufnahme in denselben zu erhalten. Diese Bequemlichkeit hat ausserordentlich viele angelokt, und es sind mir manche bekannt, die fast ihr ganzes Vermögen dahingegeben haben, und sich nun mit dem elenden Abzeichen in der Noth trösten, welche sie gewaltig drükt. Ich führe diesen einzelnen Fall nur deswegen an, um Ihnen einen

Beweis von der lächerlichen Titelsucht de Italiener zu geben, welcher schon in ihren weitläuftigen Briefüberschriften in dem Vossignoria, Eccellenza u. dergl. ersichtlich ist. Denn jedermann, der entweder durch Vermögen oder Kenntnisse sich über seinen Stand erhoben fühlt, sucht sich zuverläfsig einen adelichen Titel zu verschaffen, was ihm auch gar nicht schwer wird. Man darf es wohl dieser Schwachheit zuschreiben, dafs sich in manchen Gegenden Italiens der Adel so sehr angehäuft hat, und dafs man so häufig Leute dieses Standes, in dem äussersten Mangel lebend, doch noch allen Stolz desselben erhalten sieht. Diese Eitelkeit ist um so merkwürdiger, da man in keinem Lande so gut, wie in diesem, Würde der Geburt entbehren kann, um zu hohen Aemtern zu gelangen. Denn ein geschikter Advokat, ein vorzüglicher Gelehrter ist seiner Auszeichnung gewifs, wenn er auch noch durch

andere gute Eigenschaften sich derselben würdig macht.

Bisher wurden in Italien fast gar keine fremden lebenden Sprachen getrieben. Selbst die französische, die sich doch beinahe zur Universalsprache empor komplimentirt hatte, fafste auch unter den höhern Ständen keinen Fufs, da alle so sehr von der Vortreflichkeit und Einzigkeit ihrer Sprache überzeugt sind. Und doch ist es schon vielfach bemerkt worden, dafs man sich nirgends so gern mit dem Fremden in Sprachen unterhält, die man nicht versteht, als in diesem Lande. Ein Italiener, der kaum sieben Worte französisch weifs, wird sich darin mit Ihnen unterhalten, und ob es ihm gleich gar nicht beschwerlich ist, Sie seine eigene Sprache radbrechen zu hören, so zieht er die Mühe sich auszudrüken, doch der Mühe Sie zu verstehen vor, und ermüdet nicht in der hinkendsten Unterhaltung. Versteht er dann gar vollends etwas

englisch, nun dann fliehen Sie, oder Sie sind ohne Rettung verloren. Er ergiefst sich in einen Wortstrom, der gar kein Ende nimmt, und bei dem es nicht auf Ihre Unterhaltung, oder auf den fröhlichen Erguſs der gesellschaftlichen Laune, sondern ganz allein auf die Entwiklung eines Vorzugs abgesehen ist, welcher doch so geringen Werth hat.

Nicht geringer ist die Noth, welche man mit einem Italiener hat, der gereist ist. Bei der Seltenheit des Reisens unter den höhern Ständen dieses Volks finden sich selten solche Beispiele; aber hat man denn auch einmal das Glük, oder Unglük, auf eines zu stoſsen, so ist man gewiſs, daſs er einen beim Rokknopf faſst, und nicht früher losläſst, bis er sich heiser gesprochen hat. Dabei redet er mit einer Verachtung von denen, die nicht so glüklich sind als er, welche wohl beweist, wie viel er sich auf seinen Vorzug zu gut thut. Ich lernte neulich einen sienesischen

Edelmann kennen, der gerade von der in seinen Augen ungeheuren Reise nach Neapel zurükgekommen war. Nichts davon zu sagen, dafs Neapel nun das nôn plus ultra seiner Ideen war, so sprach er auch von dieser Reise in einem Ton, den man kaum einem Weltumsegler zu gut halten würde. Einer der nicht gereist ist, behauptete er, könne gar nicht sagen, dafs er auf der Welt sei; dann agumentirte er höchst subtil: „Der Ort, in „welchem er lebt, verhält sich zu dem Lande „zwischen Siena und Neapel, und zur Welt, „gerade wie nichts. Um ein Mensch zu sein, „um auf der Weit zu leben, mufs man rei-„sen." — Das war der ewige Refrain seiner albernen Rede.

Mit dieser Eitelkeit ist eine andre verwandt, die ich kaum nennen darf, ohne das Recht der Gastfreundschaft gegen diese doch so liebenswürdige Nazion zu verlezen. Dies ist die Begierde des Italieners, durch Fremde zu

glänzen, mit welchen er Umgang hat. Ein Empfehlungsbrief thut wohl kaum irgendwo bessere Wirkung als in diesem Lande, obgleich manche behaupten wollen, dafs man dadurch auf keine reellen Dienste rechnen dürfe. Troz der Eingeschränktheit seiner geographischen Kenntnisse und Bekanntschaften im Auslande, giebt sich der Italiener doch gerne das Ansehn, als ob jener Mangel bei ihm nicht statt fände, und er die weitläuftigsten Verbindungen in andern Ländern unterhielte. Da er überdies noch der Meinung ist, dafs der Reisende aus der nehmlichen Absicht nach Italien komme, in der man wohl ehmals die Deutschen nach Paris schikte, um sich abhobeln zu lassen, so ist ihm der Umgang mit dem Fremden eine schmeichelhafte Erklärung bei seinen Mitbürgern, dafs er jenen hohen Grad von Bildung wirklich besize, den der Ultramontane gern erreichen möchte. Darum braucht auch der Fremde in

Italien nicht einmal gute Empfehlungen von andern, oder seines eigenen Standes und Reichthums zu haben, um selbst in die ersten Gesellschaften einzutreten. Ja man kann dem Italiener keine gröfsere Gefälligkeit erweisen, als wenn man ihm Fremde in Schaaren zuführt. Bei seinen Begriffen vom Norden glaubt er, wir könnten dereinst am Vaterheerd die nehmlichen Uebertreibungsgeschichten erzählen, womit uns ehmals die aus Ostindien Kommenden unterhielten. Er weidet sich schon zum voraus an dem Gedanken, wie viel am Nordpol von seinen seidenen Tapeten, marmornen Treppen, silbernen Leuchtern und Wachslichtern erzählt werden würde, und heifst den Fremden herzlich willkommen, der ihn jenen süssen Genufs seiner Eitelkeit hoffen läfst.

Noch viel weiter könnte man diese Betrachtungen führen, wenn man auch in den Geist der italienischen Staatsverfassungen und Ge-

sezgebungen eingehen wollte, welchen allen der nehmliche Karakter aufgedrükt ist. So viele Gesezkodices, und so viele Rechtsverwirrung; so viele Gerichtshöfe und so wenig Gerechtigkeit; so viele Richter und Advokaten, und so langwierige Prozesse; so viele Hospitäler und doch so viele Bettler — was sagen uns alle diese Gegensäze anders, als dafs man in diesem Lande bei den wichtigsten Bedürfnissen nur sich um eine glänzende Oberfläche bekümmert, ohne nach dem innern Werth des Schaustüks zu fragen?

Lassen Sie mich nun aufhören, die Schwachheiten einer Nazion aufzuzählen, welche so viele liebenswürdige Menschen enthält. Aber vergessen wir bei dem, was ich Ihnen gesagt habe, ja nicht, dafs gerade die Ostentazion der Italiener alles das Schöne und Herrliche hervorgebracht hat, was wir jezt in diesem Lande bewundern. Es ist mit Nazionen wie mit einzelnen Menschen; das Gröfste wird oft

aus niedrigen Beweggründen gethan, und wenn wir bei allem, was wir bewundern, immer die Triebfeder kennten, welche dabei wirkte, so würden sich unsere Begriffe von Verdiensten gewaltig herabstimmen. Wenn es nicht gut gethan ist, von diesen Geheimnissen den Schleier wegzuziehen, so mag es bei Nazionen doch erlaubt sein, besonders wenn wir dadurch zu Aufschlüssen über ihren ganzen Karakter und ihre Lebensweise gelangen. —

Terni, *den* 18. *Juli* 1805.

Keine Merkwürdigkeit der Kunst, keine auffallende Schönheit der Natur bietet der Weg bis in die Gegend von Narni dar. Man ist von Rom aus zu sehr verwöhnt, und reist gleichgültig vorüber. Gegen Narni hin ist er oft langweilig, und auf der ganzen Strafse fallen die häfslichen Formen der Bewohner dieser Gegend unangenehm auf. Wie wohl thut es einem, wenn man die leztere Stadt erreicht hat, und von ihrer Höhe in das liebliche Thal hinunter blikt, welches sich an ihren Fufs lehnt!

Die Brüke des Augustus in Narni hatte meine Aufmerksamkeit zuerst wieder erwekt, einige Legenden von der Rolands- und Teufelshöhle mich sogar fröhlicher Laune gemacht, und der Anblik der schönen fruchtbaren Natur und der besser aussehenden Bewohner dieser Gegenden sie befestigt. Ich

befand mich ganz in der ruhigen, heitern Stimmung der Seele, welche die Betrachtung der Natur begünstigt. Sie begleitete mich durch das liebliche Thal bis nach Terni, und wich auch nicht von mir, als wir daselbst den berühmten Wasserfall des Velino zu sehen giengen.

Ungefähr um zehn Uhr Vormittags verliesen wir die Stadt in einer zweirädrigten leichten Kalesche, und in Begleitung eines kundigen Führers. Wir fuhren lange durch lichte Olivenwäldchen, und der Weg stieg in vielen Krümmungen nur allmählig in die Höhe. Nicht lange, so erreichten wir ein kleines Dörfchen, welches mitten in diesem Bergwinkel auf einem freistehenden Felsen liegt, und von der Natur selbst zur Festung bestimmt scheint. Von da wurde die Strafse ausserordentlich jähe, ob sie sich gleich geduldig langsam an den Bergen hinaufschlängelte. Ganz ein planmäfsiges Werk des Menschen-

Heisses, ist sie häufig auf beiden Seiten mit Felswänden und senkrechten Abgründen geschüzt und gefährlich gemacht. Sie wendet sich so einige Zeit langsam empor, und wird, je höher, auch desto beschwerlicher. Ueber der Schönheit der Gegend vergafsen wir die brennenden Sonnenstrahlen und die drohenden Abgründe, und eilten immer begieriger hinauf, je mehr Grofses und Liebliches die Natur enthüllte. Wirklich mufste die Aufmerksamkeit unaufhörlich gespannt sein; denn jede neue Krümmung, jeder höhere Standpunkt des Weges eröfnete auch mit den alten neue Aussichten; gerade wie sich uns die Ansicht des Lebens erweitert, je mehr wir darin vorwärts schreiten.

Wir hatten eine sehr hohe Stelle erreicht, als wir uns in einer kleinen Kapelle und damit an einer vorgebirgsähnlichen Felswand befanden. Unser Wagen lenkte um dieselbe um, und plözlich traf uns aus den Bergthälern

hervor ein kalter Wind, welcher uns um so erwünschter kam, je schwerer uns die Hize des Mittags gedrükt hatte. Wer hätte hier nicht Halt gemacht, da ihn die kühle Luft und die grofse zu seinen Füfsen liegende Aussicht zur Ruhe und Betrachtung einlud?

Von der Höhe herab verschwinden so manche der optischen Künste, mit denen uns die Natur, wenn sie sich in ihrer Gröfse zeigt, zu hintergehen pflegt. Die Berge sinken tiefer zusammen, dafür breiten sich die Thäler weiter aus, treten ihre Gegenstände mahlerischer und vielfacher heraus. Wenn wir aus niedrigen Standpunkten eine Gegend betrachten, so ist sie einem Gemählde ähnlicher, so wie sie, aus höhern angesehen, mehr ein plastisches Werk scheint. So ist auch die Wirkung auf den Beschauer verschieden und der Eindruk um so erhabener, je mehr die Form an seine Seele spricht.

Hier war diese bei den Bergen ganz eigen.

Ründlicher zusammengestellt, obgleich an Höhe achtungswerth, bildeten sie doch gar keine furchtbaren Mauren um die Thäler, durch welche die Nera und der Velino erst einzeln, dann verbunden sich ergiessen. Grossentheils mit kurzem Gebüsch überkräuselt, wurden sie noch lieblicher, weil da die Vorsprünge bedekt wurden, die Linien der Umrisse sich sanfter darstellten. Es that dem Ganzen sehr wohl, wenn sich aus dem frischen Grün hier und da eine freistehende Felspyramide in die Höhe hob, gleich einem Meilenmesser, durch den die Natur zur Bewunderung ihrer Gröfse einlud.

Nicht minder vermehren kleine gothische Festungstrümmer auf den Bergspizen den mahlerischen Wechsel der Ansichten. Er wird auffallend bedeutungsvoll durch die zakichte Mauer, womit der Felsweg häufig umgeben ist. Sie giebt dem Berge das Ansehen, als wäre er mit einer Krone umzogen.

hervor ein kalter Wind, welcher uns um so erwünschter kam, je schwerer uns die Hize des Mittags gedrükt hatte. Wer hätte hier nicht Halt gemacht, da ihn die kühle Luft und die grofse zu seinen Füfsen liegende Aussicht zur Ruhe und Betrachtung einlud?

Von der Höhe herab verschwinden so manche der optischen Künste, mit denen uns die Natur, wenn sie sich in ihrer Gröfse zeigt, zu hintergehen pflegt. Die Berge sinken tiefer zusammen, dafür breiten sich die Thäler weiter aus, treten ihre Gegenstände mahlerischer und vielfacher heraus. Wenn wir aus niedrigen Standpunkten eine Gegend betrachten, so ist sie einem Gemählde ähnlicher, so wie sie, aus höhern angesehen, mehr ein plastisches Werk scheint. So ist auch die Wirkung auf den Beschauer verschieden und der Eindruk um so erhabener, je mehr die Form an seine Seele spricht.

Hier war diese bei den Bergen ganz eigen.

Ründlicher zusammengestellt, obgleich an Höhe achtungswerth, bildeten sie doch gar keine furchtbaren Mauren um die Thäler, durch welche die Nera und der Velino erst einzeln, dann verbunden sich ergiessen. Grossentheils mit kurzem Gebüsch überkräuselt, wurden sie noch lieblicher, weil da die Vorsprünge bedekt wurden, die Linien der Umrisse sich sanfter darstellten. Es that dem Ganzen sehr wohl, wenn sich aus dem frischen Grün hier und da eine freistehende Felspyramide in die Höhe hob, gleich einem Meilenmesser, durch den die Natur zur Bewunderung ihrer Gröfse einlud.

Nicht minder vermehren kleine gothische Festungstrümmer auf den Bergspizen den mahlerischen Wechsel der Ansichten. Er wird auffallend bedeutungsvoll durch die zakichte Mauer, womit der Felsweg häufig umgeben ist. Sie giebt dem Berge das Ansehen, als wäre er mit einer Krone umzogen.

Wie kann sich eine schöne Gegend unwiderleglicher als solche beweisen, als wenn der Wanderer, selbst in der Erwartung des Genusses der höchsten Naturschönheiten, eine Zeitlang bei ihr stille steht, und das, was seiner harrt, vergessen hat? Denn wer hätte dem segensreichen Thal von Terni, den abwechselnd fruchtbar und lieblich schönen Ufern der Nera, dem höher wie eine Theaterscene sich eröfnenden Thal Collestate widerstehen können?

Unser Führer mahnte uns daran, dafs die Natur noch mehr vermöge als hier. Durch ein kleines Gehölzchen auf einem einsamen Fufspfade führte er uns einen engen Weg, la Fuga genannt. Hier flofs in dem schmalen, tiefen, von Pabst Paul III gegrabenen Bette, der Velino, in einer Breite von vier und zwanzig römischen Palmen, und einer Tiefe von etwa sechsen. Nahe schon seinem Falle, stürzt sich der Flufs mit einer, kaum

Steine sinken lassenden Schnelligkeit durch seine enge Strafse fort, und das rings ihn umgebende Gebüsch kann nur einen flüchtigen Schatten auf seine Wellen mahlen. Wen er hineinreifst, der ist ohne Rettung verloren, wenn ihn nicht das Wunder schüzt, welches eine Votivtafel in Loretto bezeugt.

Von hier etwas weiter brachte er uns bis über die Mündung des Flusses. Von der Höhe herab verkürzten sich natürlich die senkrechten Linien des Stroms, aber man übersah auch ruhiger und genauer die ihn umgebenden Felsparthien. Er macht oben erst einen kleinen Fall, als ob er sich zum gewaltigen Sturz üben wollte, und ergiefst sich, wiewohl schneller als der Gedanke, in milchblauen Wogen hinab. Die Höhe des aufsteigenden Wasserstaubs nur verkündet die Stelle, wo er sich hinwarf; denn ein fast obeliskenähnlicher Felsen steht mitten im Bassin, damit man an ihm die Höhe messe. Nicht

gering scheint er von hier; aber er ist hinweggeschwunden, wenn man den dritten Standpunkt erreicht hat.

Vorzugsweise nennt man ihn das Belvedere. Gefährlich strekt er sich auf einer ganz senkrecht sich hinabstürzenden Felswand hinaus über das Bassin, und läfst schon besser von vorne her den ganzen Wogensturz überschauen. Noch immer etwas zu hoch, dient er mehr die Gewalt der Natur anzustauneu, als ihre Stärke zu messen. Mit welcher Schnelligkeit sich die Masse herabstürzt, mit welcher furchtbaren Gewalt sie auffällt, in Wellen und Wasserstaub in die Höhe siedet — das sieht das Auge hier, und verkündet es dem staunenden Geiste. Hier ist der Eindruk, den das Ganze auf den Beschauer macht, wohl der stärkste; denn er steht da der Scene am nächsten, ist sein Standpunkt darum der gefährlichste, ist sein Ohr am gewaltsamsten vom Donner der Katarakte

erschüttert. Und damit er sein Auge nicht schnell mit Gräusen hinwegwende, mahlen sich über die amphitheatralische Felsmauer des Bassins und seiner Oefnung die lieblichsten Regenbogen, und bilden eine idealische Farbenbrüke über Abgründe, die keine Menschenkraft überspringt. Wenn die höchsten Naturerscheinungen die schlummernde Idee höherer Wesen in dem Menschengemüth erweken, so ist es der Phantasie ein leichtes, diese Himmelsbogen mit wandernden Geistern zu bevölkern, oder der schimmernden Iris hier ihren Farbenthron anzuweisen. Hätte der Velino schon im bilderreichen Alterthum hier heruntergefluthet, so wäre seiner Göttin gewifs, wie in Tivoli, ein reizender Tempel erbaut worden.

Auf ziemlich bequemen Treppen stiegen wir noch weiter hinunter, etwa bis gegen die Mitte dem Sturze gegenüber, wo ein kleines lüftiges Häuschen zur Bequemlichkeit für den

Beschauer erbaut ist. Ob sich nun gleich die ganze Linie des Flusses vor das Auge mahlt, und der Verstand leicht genug die Höhe berechnen kann, wenn sie der Führer ihm auch nicht bis zum Verdrufs in die Ohren schreit, so geht es einem hier, wie mit allen klaren Beschauungen: sie füllen den Geist, und lassen das Gemüth leer. Das Ganze zerfällt in einzelne Theile, und die Spuren im Felsen, wo sich der Flufs, wenn er vom Winterschnee geschwängert ist, herabarbeitet, lassen schon Wünsche und Begierden aufsteigen, das alles zu anderer Zeit zu sehen, wo es noch ganz anders sein müsse. Schon zählt man die verschiedenen Wassersäulen, zählt die Farben des Regenbogens, und versucht es, den Umfang der Wassermasse zu berechnen. Hier prüften wir die verschiedenen Angaben der Höhe von 200 — 300 Fufs und drüber, und wurden einig, eher die mindeste als die höchste Zahl anzunehmen.

Ich gieng wieder auf das Belvedere hinauf, um mein Auge noch einmal, bevor wir zurükkehrten, an dem Höchsten zu weiden, was man von der Art in Europa wohl sehen kann. Unterdessen hatte sich über dem ersten Regenbogen ein zweiter gebildet, der frühere sich über die Schneefluthen gelegt, und dadurch ein gelblichtes Kolorit angenommen. Der jüngere wiegte sich auf dem grünen Gebüsche, und umzog die ganze Scene mit einer herrlichen Glorie.

Nicht mit Unrecht heifst dieser Ort das Belvedere; denn wo du dich auch hinstellst, findet dein Auge liebliche und schrekliche schöne Gegenstände, auf denen es haftet. Wenn es durch die blizschnelle Eile des Velino unsicher geworden ist, so findet es an der ruhig fliessenden Nera einen freundlichern Begleiter, welche es in seinem Thal empfängt, und die ganze schöne Landschaft, worin Terni, Narni und Cesi liegen, hinuntergeleitet. Zur

Seite schweift es über die lieblichen Oel- und Traubenhügel hinaus, thut zuweilen einen Sprung auf die Gebirge, aber findet sich immer wieder am Hintergrunde des Horizonts, wo der Velino und die Nera vereinigt unter Augustus Brüke hindurchziehen.

Vielfach sind die Veränderungen, welche die Kunst dem Velino gab, bis er seine jezige Stelle hatte. In alter Zeit soll er eine ganz andre ferne Bahn gewandelt sein; in neuerer wiefs ihm Paul III seine jezige Stelle an, da er in seiner ältern Richtung dem Thale, aus welchem er kommt und in das er als Gast sich ergiefst, undankbar schädlich gewesen war.

An diesen Stellen seiner alten Betten ist gleichsam die innere Wirkungskraft der Natur enthüllt, das Geheimnifs durch die Menschenkraft verrathen. Die sogenannte Grotta dei tartari ist wohl ein alter Wasserschlund, der durch den veränderten Lauf getroknet

wurde. Das Eingeweide des Gebirges liegt, wie in den Grotten von Tivoli, in runden Steinblasen vor dem Auge, und die versteinernde Kraft des Wassers hat dafür gesorgt, auch hier den gestaltlosen Stein durch eine phantastische Form zu beleben. Denn wirklich täuschend ist die Gestalt eines herabhängenden Felsens, welcher ein versteinerter Baum sein soll, einer ungeheuren Löwenklaue ähnlich, und es gehörte nicht viel dazu, um aus ihm den kolossenen Leuen zu bilden. Und nicht minder Mühe kostete es dem frommen Glauben, andere Steine in Glorienstrahlen umzuschaffen.

Eine andre Ansicht des Wasserfalls müfste sich von der ihm entgegengesezten Seite des Thals eröfnen, wenn sie, mit dem vorhergehenden verglichen, nicht zu klein wäre. In dieser Hinsicht verdrofs uns die Auskunft, dafs man gegenwärtig die Nera hier nicht passiren könne, sehr. Vergnügt, und mit

einer nicht unbedeutenden Erweiterung unserer Ideen, kehrten wir wieder nach Terni zurük. Oft wandten wir den Blik wieder um. Ich fühlte es einigemal mit Wehmuth, daſs man auch mit Rührung von leblosen Dingen scheidet, wenn man nicht gewiſs ist sie wiederzusehen.

Florenz, den 16. *August* 1803.

Sie wundern sich mit mir, dafs ich wieder in Florenz bin. Ich habe Rom verlassen, um der Hize auszuweichen, und finde sie nun in dem nördlichern Florenz noch weit drükender. Rom liegt doch frei in der Ebene da, und geniefst die erfrischenden Seewinde täglich einige Stunden, und Nachts beinahe immer. Florenz zwischen seinen Bergen wird nur selten von einem Lüftchen getroffen, und hat auf die heissesten Tage meist schwühle Nächte. Alles dieses ist so natürlich, und konnte ich mir selbst schon früher sagen, dafs ich nicht begreife, wie es mir nicht zuvor eingefallen ist, eh' ich den thörichten Entschlufs faſste. So size ich nun hier beinahe den ganzen Tag unthätig zu Hause, und mich scheuend, nur meine Wohnung zu verlassen.

einer nicht unbedeutenden Erweiterung unserer Ideen, kehrten wir wieder nach Terni zurük. Oft wandten wir den Blik wieder um. Ich fühlte es einigemal mit Wehmuth, daſs man auch mit Rührung von leblosen Dingen scheidet, wenn man nicht gewiſs ist sie wiederzusehen.

Florenz, den 16. *August* 1803.

Sie wundern sich mit mir, dafs ich wieder in Florenz bin. Ich habe Rom verlassen, um der Hize auszuweichen, und finde sie nun in dem nördlichern Florenz noch weit drükender. Rom liegt doch frei in der Ebene da, und geniefst die erfrischenden Seewinde täglich einige Stunden, und Nachts beinahe immer. Florenz zwischen seinen Bergen wird nur selten von einem Lüftchen getroffen, und hat auf die heissesten Tage meist schwühle Nächte. Alles dieses ist so natürlich, und konnte ich mir selbst schon früher sagen, dafs ich nicht begreife, wie es mir nicht zuvor eingefallen ist, eh' ich den thörichten Entschlufs faſste. So size ich nun hier beinahe den ganzen Tag unthätig zu Hause, und mich scheuend, nur meine Wohnung zu verlassen.

Sie ist freilich aber auch gar zu schön gelegen, als dafs ich so leicht in Versuchung kommen könnte, hinauszugehen. Ich bin, so zu sagen, in der Stadt und auf dem Lande. Sie liegt oben, wo der Arno sich in die Stadt hineingiefst, und so hart an seinem Ufer, dafs ich aus meinem Fenster die Angel auswerfen könnte. Auf dem entgegengesezten Ufer dehnt sich eine Reihe von Gärten hin, hinter welchen liebliche Oelhügel aufsteigen, die sich bis nach dem Belvedere hinziehen. Den Flufs hinab stellt sich die Stadt mit mehreren ihrer Brüken dar; ihn hinauf eröfnet sich eine schöne Wasserperspektive, welche durch Pappeln und Erlen gebildet und begränzt ist. Trett ich auf den mit Reben und Blumen beschatteten Altan vor meinen Fenstern hinaus, so kann ich das leise Lüftchen erhaschen, welches sich zuweilen mit dem Strome aus den Bergthälern ergiefst.

So selten es mich versucht, herauszugehen,

und so beschwerlich mir der diesmalige Sommer in Italien wird, ist es mir doch immer ein grofses Vergnügen, durch die Strafsen von Florenz zu wandeln. Ganz eigen spricht es einen freilich in Rom an. Man stöfst auf so viele Gegenstände, welche durch nähere oder entferntere Beziehungen merkwürdig sind — aber man findet auch so mancherlei, was den Unwillen und den Ekel beinahe bei jedem Spaziergang durch die Stadt reizt. Wie wohl thut es in Florenz, wieder einmal durch reinliche Strafsen zu gehen, nicht jeden Augenblik durch Pfaffen und Bettler geärgert zu werden, den Handwerksmann fleissig in seiner Bude arbeiten zu sehen, und den höhern Wohlstand des Volks in den Wohnungen, so wie in den Kleidern und den zufriedenen Gesichtern ihrer Bewohner, zu erkennen! Dabei geht der Kunstsinn nicht leer aus. Bei jedem Gang durch die Strafsen begegnen Sie irgend einem vorzüglichen Werke der

alten toskanischen Baukunst, immer einem Meisterstük der neuern Bildnerei, wo Sie in Rom beinahe überall ein falscher Geschmak in den Gebäuden, und der übertriebene des Bernini und seiner Nachfolger in der Bildhauerkunst anspricht. Treten Sie in die Kirchen, so finden Sie zwar wenig Raphaele; aber Sie sehen da die Meisterstüke der toskanischen Schule. Sie haben keine Logen, keinen Vatikan zu besuchen; aber Sie werden mit Vergnügen nach dem Pallast Pitti gehen, und den Besuch der öffentlichen Gallerie dem von jeder römischen vorziehen; denn Rom besizt heutzutage kein einziges altes Kunstwerk mehr, welches sich der Niobengruppe vergleichen dürfte.

Der Kunst zu lieb reisen ja doch beinahe die Meisten nach Italien. Warum eilen sie aber so schnell durch Florenz hindurch, um nach Rom zu kommen? Etwa weil es noch keinem Ramdohr eingefallen ist, ein dikes

Buch über florentinische Kunst zu schreiben? Oder weil es nun einmal für den Künstler in physischer und artistischer Rüksicht besser in Rom zu leben ist? Was kann dem unbefangenen Freunde der Kunst an dem heutigen Künstler liegen, wenn er nur seine Werke kennt? Wird er nicht gern sein Kunststudium anfangen bei den alten Meistern in Sta. Croce zu Florenz, um es mit Raphael in den Stanzen und Logen zu endigen?

Schwer ist es, herrschende Vorurtheile auszurotten. Unsre Reisebeschreiber scheinen sich das Wort gegeben zu haben, sich ein für allemal an den römischen Boden zu halten, auf welchem ihnen ihre Schulstudien freilich besser zu statten kommen, als in Florenz, wo man den schönsten Theil der italienischen Geschichte kennen muſs, um recht innig zu genieſsen. Sehr bequem spricht sich's von herzerhebenden Gefühlen auf dem Plaze, wo sich Curtius Rufus in den Erd-

schlund gestürzt hat, wenn man auch gar nichts auf demselben fühlte. Man nimmt beim Besuch von Roms heiligen Pläzen einige dürftige Schulbroken, welche einem einfallen, gerne für neue grofse Gedanken; man rennt, wie jener schweizerische Schuhknecht, welchem es vor einigen Jahren eingefallen ist, seine Kurierritte durch Italien herauszugeben, von einer alten Mauer zur andern, sagt, was der Wegweiser für die Reisenden davon erzählt, zitirt etwa noch eine Stelle aus einem Klassiker dazu, macht dem Leser den Mund nach Appelsinen und Feigen wässerig — und das Buch ist fertig.

Ich bin nicht Kunstkenner genug, um Florenz zu seinem Recht zu verhelfen; habe aber nicht zu wenig Liebe für Rom, um mir in der allgemeinen Vergleichung beider Städte ein Urtheil zu erlauben. Wenn ich daher den Werth derselben in der allgemeinsten Rüksicht, ohne Bezug auf den Künstler und

den Gelehrten, sondern nur auf den gebildeten Menschen bestimmen sollte, so würde ich sagen: er wird sich besser in Florenz gefallen, als in Rom, wenn die Uebrigen den Aufenthalt an dem leztern Orte gleich weit behaglicher finden mögen.

Rom ist beinahe einzig mit Geistlichen und Leuten bevölkert, welche von ihnen abhängen. Man weifs, dafs sich dieser Stand mit der Bildung des äussern Menschen niemals sehr abgegeben hat. Ja er findet sogar ein Verdienst darin, das nicht zu haben, was man Liebenswürdigkeit nennt. Der gröfsere und bedeutendere Theil seiner Glieder ist im Alter schon zu weit vorgerükt, als dafs sie es noch der Mühe werth finden könnten, nach dem zu ringen, was früher hätte begonnen werden sollen. Alle zusammen sehen nicht ein, was sie dadurch erreichen könnten, und lassen sich's aus Bequemlichkeit an demjenigen fehlen, was wir an andern doch

so hoch schäzen. Dabei hat das Cölibat, welches den Menschen eben so gut von seinen natürlichen Pflichten, wie von seinen gesellschaftlichen lossprícht, mitgewirkt, um aus der herrschenden Klasse, in welcher sich Aufklärung des Geistes und Bildung der Sitten befinden sollte, eine Reihe kalter Geschäftsleute, heimlicher Wüstlinge und unwissender Stolzen zu bilden.

Die Vereinigung der Reichthümer in wenigen Familien und der Mangel an Handel und Kunstfleifs haben eine beinahe allgemeine Armuth in Rom hervorgebracht, welche die Verschwendung Einzelner nie zu einem höhern Luxus Aller ausarten liefs. Wo es überdies beinahe nichts als Amtskleidungen und Livreen gab, konnte die Verschwendung in Kleidern eben so wenig, als in den übrigen Bedürfnissen steigen; — es entstand eine gewisse cynische Gleichgültigkeit gegen diesen gewifs nicht unwesentlichen Bestandtheil des Men-

schen, welcher einer Klasse von Fremden, namentlich der deutschen, so wohl bekommt, dafs sie oft ausrufen in Rom, gleich den Studenten im Leipziger Rathskeller: uns ist's so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert S.....!

Diese Bequemlichkeit, wenn Sie es so nennen mögen, haben Sie nun freilich in Florenz nicht. Der Luxus ist da zu einer grofsen Höhe gestiegen, eine gewisse Eleganz in Wohnung und Kleidung ganz allgemein geworden. Man fodert von Jedem, dafs er seine Ansprüche von aussen verkündige, und das Wesentliche seines Geistes und Herzens auch im Zufälligen darstelle. Ja man treibt es so weit, den Eintritt in die Casino's gewissen Anzugsverordnungen zu unterwerfen, und überschreitet vielleicht auf diese Weise die eine Gränzlinie eben so stark, wie man die andere in Rom verlezt.

Dieser Zwang äussert sich noch weit beschwerlicher in der Aufmerksamkeit, welche man auf die Lebensweise andrer hat. Die gute Meinung des Publikums ist von dem gröfsten Gewicht, und darum viele Vorsicht nöthig um sie zu gewinnen, gröfsere noch, um sie nicht zu verlieren. So gesunken auch immer die Sitten sind, so ist das Aergernifs doch dem Grade des Verderbens nicht angemessen, und man mufs schon selbst mitsündigen, oder sehr helle sehen, um sich nicht zu betrügen. In Rom ist diefs zwar auch, wiewohl nicht so allgemein, der Fall; aber es hat da eine andre Folge, und zwar die, dafs sich Jeder im Bewufstsein seiner eigenen Sünden, nichts um die der Andern bekümmert, weil er auf gleiche Gefälligkeit von ihrer Seite rechnet. In Florenz hingegen, wo sich während der Regierung Leopolds in allen Gesellschaften und selbst in den meisten Familien Spione befanden, ist eine grofse

Behutsamkeit nöthig geworden, die sich auch jezt noch nicht verloren hat. Es wird in Florenz gewifs so viel gesündigt, als in Rom; aber es geschieht im Stillen. Diese Aufmerksamkeit auf Andre erstrekt sich selbst auf die Fremden. Es ist zwar nicht zu läugnen, dafs sie mit der gröfsten Freundlichkeit aufgenommen werden; aber der Florentiner erkundigt sich doch immer vorher nach dem Namen und Stande des neuen Bekannten. Bei der feinern Lebensart, welche ihn unter allen Ständen auszeichnet, ist zwar nicht zu fürchten, dafs er ihn jemals durch leise Mahnungen empfindlich erinnere; aber wer Worte und Blike gehörig zu würdigen weifs, kann doch in's Klare kommen. Es ist ja ganz natürlich, dafs in einer Stadt, wo der Bürger wenigstens eben so gebildet ist, als der Adel, und es dennoch einen Casino degli Nobili, und einen andern degli Cittadini giebt, der Standesunterschied nicht nur

allein in Titeln und Namen übrig geblieben sein kann.

Wenn dieses in Rom der Fall nicht ist, so darf man daraus nicht gerade auf eine höhere gesellschaftliche Bildung schliessen. Nein, diesen Vorzug hat der Römer gewifs nicht vor dem Florentiner voraus, bei dem sich einst die Schule der feinen Sitten befunden hat. Je gebildeter der Gesellschaftston ist, desto drükender sind die Lüken in der Unterhaltung, desto besorgter ist man, dem unangenehmen Gefühle, Andere sich bei sich langweilen zu sehen, vorzubeugen, und durch Anstalten und Vorkehrungen den guten Geist der Gesellschaft zu beschwören. Darum sind auch, wie Sie gesehen haben, Casino's und andere dergleichen Anstalten aufgekommen, welche man in Rom noch nicht findet. Darum sind mehrere öffentliche Versammlungsorte und Spaziergänge gestiftet, und mit einer Eleganz eingerichtet, die man in Rom beinahe so

wenig kennt, als die Sache selbst; blos weil die höhere Weltbildung nie aufhört, in Genüssen zu raffiniren.

Unläugbar ist es, dafs diese Richtung der gesellschaftlichen Verhältnisse dem Fremden sehr zu statten kommt. Es wird ihm an den öffentlichen Versammlungsorten sehr leicht, alle möglichen Bekanntschaften zu machen, und darunter zu wählen, welchen er seine Aufmerksamkeit besonders widmen will. Aber sie hat auf der andern Seite den Nachtheil, dafs es nicht so leicht ist, seinen Mann in der Familie kennen zu lernen, wie in Rom, und dafs man also gerade den liebenswürdigsten Theil seines Karakters verliert. Die Florentiner unterscheiden sich in ihren feinern Genüssen vielleicht am sichersten dadurch von den Römern, dafs sie gröfsere Neigung für die schönen Wissenschaften, die leztern für die schönen Künste haben. Poetische Unterhaltungen sind, ausser dem Spiel,

der gewöhnlichste Zeitvertreib in den Familienzirkeln zu Florenz; musikalische sind es in Rom. Um an den ersteren Theil nehmen zu können, gehören schon nicht gewöhnliche Kenntnisse der Sprache dazu, welche dem Fremden beinahe durchgängig mangeln; in Rom braucht er nur Ohren zu haben, um sich so gut als jeder andere zu unterhalten.

Dieser Umstand ist gewifs von grofser Bedeutung, und wohl ein Hauptgrund, warum der Fremde sich in Rom so wohl befindet. An beiden Orten ist er gleich gut aufgenommen, an beiden findet er gleich viel zu sehen und zu lernen; aber Rom mit seiner Freiheit und Nachsicht, mit seinen vielen Sinnengenüssen und der wollüstigen Behaglichkeit, in welcher es den Geist zu erhalten weifs, gewinnt den Vorzug leicht vor dem erstern, glänzendern und geregeltern Florenz. Denn man freut sich so sehr, an einem Orte zu

sein, wo man keine Rechenschaft für sein Thun und Lassen fürchten darf.

Ein Hauptunterschied, welcher in den gesellschaftlichen Verhältnissen beider Städte statt findet, besteht natürlich in dem verschiedenen Werthe, den daselbst die beiden Stände haben, der militärische und der geistliche. Ich seze vielleicht in einem meiner nächsten Briefe die Vergleichung fort, sobald ich gewifs bin, dafs Sie sie ihrer Aufmerksamkeit werth gefunden haben.

Florenz, den 28. *August* 1803.

In den lezten Zeiten sind so viele vorzüg-liche Gemählde aus Italien verschwunden, dafs dadurch und durch die sonstigen Verluste an Schäzen der Kunst und Wissenschaften, alle Handbücher für Reisende in diesem Lande unbrauchbar geworden sind. Mit Wehmuth stehen Sie oft vor ganz leeren Rahmen, mit gröfserer noch, wenn diese, statt der alten Originale, nur schlechte Copien enthalten. Vieles ist von den Siegern weggeführt worden; manches aus Noth verkauft, oder aus Furcht vor neuen Kriegen und ihren Folgen verstekt, oder wenigen zugänglich. Bei den Gemähldehändlern findet sich kaum mehr etwas vorzügliches, und wenn man etwas kaufen will, so ist grofse Vorsicht vonnöthen. Die hohen Preise und der Mangel an guten Sachen hat die Kunst der Verfälschung aufs höchste getrieben, und es gehört

ein geübtes Auge dazu, um nicht getäuscht zu werden. Man kann Gemählde zu tausenden kaufen; aber selten wird etwas mehr als mittelmäfsiges darunter sein. Cacault hat seit einigen Jahren in Rom alles zusammengekauft, was um einige Pauls zu haben war; es ist aber leicht zu errathen, welchen Werth eine Sammlung haben kann, die blos im Gedanken, unter dem Aushängeschild italienischer Schulen nach Amerika zu spekulieren, gemacht worden ist.

Es thut dem Freund der Kunst sehr wehe, wenn er das nicht mehr findet, worauf ihn sein Volkmann so neugierig gemacht hat, und ich habe dies manchmal schmerzlich erfahren. Desto erfreulicher ist ihm aber die eigene Entdekung, der Fund an Orten, von welchen er schweigt. Dies war für T.... und mich mit der Gallerie des Marchese Gerini in Florenz, und mit der des genuesischen Kaufmanns Lambruschini in Livorno der Fall. Mögen Sie

mich denn entschuldigen, wenn ich Ihnen auch einmal eine Reihe von Gemählden aufzähle, welche Sie nicht sehen werden, und ich nicht so zu beschreiben vermag, dafs Ihre Einbildungskraft sie sich selbst erschaffen kann.

Die Sammlung des Marchese Gerini hat nicht das Alter mancher ähnlichen Gallerien. Aber sie wurde noch in guten Zeiten gemacht, wo man glüklicher fand, und wohlfeiler kaufte, als seit einigen Decennien. Vollständigkeit ist überhaupt in keiner Sammlung mehr zu hoffen, ausser in der Pariser; aber man darf sehr zufrieden sein, wenn man wenigstens von den grofsen Meistern einige Arbeiten findet. In dieser Hinsicht ist die kleine Gallerie Gerini sehr schäzbar. Ausser vielen braven Stüken von Künstlern des zweiten und dritten Rangs, finden sich auch mehrere von denen des ersten.

Die ganze Sammlung ist in sechs ziemlich

grofsen Zimmern und einem sehr weitläufti-
gen Saale vertheilt. Beim Eintritt erhält man
ein kleines Buch, in welchem jedes Blatt eine
der Wände enthält, und Form und Ordnung
der Gemählde nebst den Namen der Meister
angiebt. Es wäre zu wünschen, dafs diese
Einrichtung allgemeiner wäre, um sich nicht,
wie gewöhnlich, auf die Angabe unwissender
Bedienten verlassen zu dürfen.

Erstes Zimmer.

Mehrere vorzügliche Schlachtstüke von
Bourgignon.

Zweites Zimmer.

Eine Madonna von Van Dyk mit mehrern
Engeln und dem heiligen Joseph. In Rük-
sicht auf Kolorit erinnere ich mich kaum
ein besseres Stük dieses Meisters gesehen zu
haben.

Zwei Porträte von Tizian.

Mehrere Schlachtstüke von Bourgignon.

Ein Porträt von Caravaggio.

Judith von Spagnoletto.

Eine Kreuzigung von Hannibal Caracci.

Himmelfahrt der Maria von Gherardini.

Zwo Landschaften von Joseph Vernet.

Drittes Zimmer.

Zwo grofse, vorzüglich schön erhaltene Landschaften von Salvator Rosa; die eine enthält eine Gruppe von Soldaten oder Räubern in einem transparenten Wald; die andre ist eine sehr schöne Seeansicht.

Madonna von Peter von Cortona.

Ein Paolo Veronese.

Ein sehr schöner Coreggio.

Zween Vasari.

Ein Van Dyk.

Masaccio's Porträt von ihm selbst gemahlt, und in Rüksicht auf Seltenheit eines der schäzbarsten Stüke dieser Sammlung.

Zween kleine Pietro's von Perugia.

Viertes Zimmer.

Ein grofses Gemählde von Salvator Rosa,

Prometheus an den Kaukasus gefesselt, mit dem Geier an der Brust, von kühner Stellung und furchtbarem Ausdruk.

Ein Caravaggio.

Auferstehung von Zuccheri.

Vier Stüke von Battoni.

Fünftes Zimmer.

Vier grofse Landschaften von Claude, vortreflich erhalten, und zwo kleinere, sehr schöne.

Ein Pietro von Perugia.

Ein Guercino.

Ein Attori.

Ein Rubens.

Ein Zuccheri.

Und zwei schöne Stüke von Carlino Dolce, kräftiger als seine gewöhnliche Manier.

Sechstes Zimmer.

Zwei sehr schöne, vortreflich erhaltene Porträte von Lucas Kranach.

Michel Angelo's Porträt, von ihm selbst gemahlt.

Ein Lanfranco.

Ein Tizian.

Eins von Frate Bartolomeo.

Die Gattin Andrea's del Sarto, von ihm selbst gemahlt, und wahrscheinlich das Original der schönen Kopie, welche ohne Namen des Meisters in der grofsen königlichen Gallerie hängt.

Ein Peter von Cortona.

Ein Carl Marotti.

Grofser Saal.

Zween Paolo Veronete's.

Ein Hannibal Caracci.

Ein kleiner, schöner Raphael, in seiner ersten Manier.

Ein kleiner Dürer, dessen Aechtheit mir verdächtig schien.

Zween schöne Köpfe von Guido Reni, und und ein andres Gemählde dieses Meisters.

Ein Guercino.

Ein schönes Porträt von Rembrandt.

Ein Van Dyk.

Ein Rubens.

Fünf Porträte von Tizian.

Ein Peter von Cortona.

Ein Schlachtstük von Salvator Rosa, sehr schön und vortreflich erhalten.

Ein Solimena.

Ein Carlino Dolce.

Und ein vortrefliches Gemählde von Fra Bartolomeo, das ganz frisch ist, als ob es eben von der Staffelei käme.

Nicht so zahlreich, aber ausgezeichneter durch grofse Stüke, ist die Sammlung des Genuesers Lambruschini in Livorno. Man versichert, dafs sie einen Theil der ehemaligen Gallerie Orleans enthalte, welche bekanntlich zerstreut wurde. Mehreres andere ist in den Stürmen der italienischen Kriege wohlfeil gekauft worden.

Das vorzüglichste Gemählde dieser Sammlung ist von Raphael. Es stellt die Geburt der heiligen Jungfrau, bei seiner zwoten Manier gemahlt, vor. Das Stük vereinigt bei vielen Vorzügen mancherlei Fehler. Das Mädchen, welches im Vordergrund mit der Wiege herbeikömmt, ist wirklich schön, und an ihr, so wie an der Alten, welche das Wasser untersucht und es noch zu heifs für das Kindlein findet, und an einigen andern Figuren die Drapperie ganz vortreflich. Schlecht hingegen ist eine andre, im Vordergrund vom Rüken her sichtbare Frauensperson, und ihr gelbes Gewand mit den hochrothen Falten schreit unerträglich aus dem in Farben sonst sehr bescheidenen Gemählde heraus. Man sollte meinen, sie sei von einer andern Hand hineingepfuscht. Die alte Frau, welche das Wasser prüft, ist desto besser, und ihr Gesicht, das sich zu den andern in die Höhe richtet, äusserst sprechend. Eine andre

sizende Figur, die ein schon erwachsenes Kind vor sich hält, ist, obgleich viel zu hoch gestellt, doch voll Grazie. Das Gemählde enthält noch mehrere andere weibliche Gestalten, unter welchen eine, im Hintergrunde zur Thür eintretende, sich durch Anmuth und schöne Gewänder auszeichnet. Oben schwebt Gott Vater, im Geist des Buonarota'schen Weltschöpfers, erhaben und ernst, und verkündigt die Geburt der heilbringenden Frau. Unter den schön gefärbten Gemählden der Niederländer, von welchen dieser Raphael umgeben ist, leuchtet der Edelstein der Sammlung nicht so glänzend hervor, als er bei längerer Betrachtung das Gemüth fesselt. Zuverläfsig ist diese eine der merkwürdigsten Arbeiten für die Bildungsgeschichte Raphaels. Das hohe Talent kämpft darin nicht immer siegreich mit der Kunst, die Perspektive ist gänzlich verfehlt, und die Eintracht der Farben nicht glüklich getroffen. Aber Ausdruk

schöner Natur, hohe Grazie, und eine gewisse Heiligkeit und Unschuld, welche alles, was der herrliche Mahler von Urbino gemahlt hat, auszeichnet, sind hier um so anziehender, da sie nicht einmal durch die bedeutendsten Fehler niedergedrukt werden.

In seiner Art eben so vortreflich ist ein Türkenporträt von Rembrandt. Sie kennen den kräftigen Styl dieses Künstlers, dessen Pinsel jede kleinliche Arbeit verschmäht, und nur in grofsen Zügen arbeitet. Wer, wie so viele, den Fleifs höher schäzt als das Genie, dem wird diese markichte Arbeit nicht gefallen. Man wird überhaupt oft bei ihm sagen: das sehen wir ja genug im Leben, warum hält es uns auch die Kunst noch vor? Es ist wahr, zum Ideal erhoben sich die Flammänder nie; aber Rembrandt ist darum nie gemein geworden. Seine Porträte sind treue Bilder der Natur, wie sie ihm vorkam, und neben der Wahrheit, als solche, interessirt

immer bei ihm noch die eigene Kraft des Künstlers.

Eine Magdalena zu den Füfsen Christi wird für ein Original von Paolo Veronese gehalten. Ich habe das nehmliche Stük im Palaste Durazzo in Genua gesehen, und getraue mir nicht zu entscheiden, welches von beiden das Original, oder ob beide Originale sind. Das Kolorit ist frisch, und an dem Tischtuch und den Früchten auf demselben wäre für manche viel zu bewundern. Für mich sind es die Köpfe, deren Karakter genau unterscheidend bezeichnet, deren Ausdruk und Theilnahme an der Handlung vortreflich gegeben ist. Nur that mir auch hier, wie so oft, der Ausdruk künftiger Leiden des Erlösers nicht wohl. Christus sollte, wenn er nicht in Momenten seiner Prüfungen dargestellt wird, in ewiger Klarheit und Ruhe gemahlt werden. Das erfordert sein hohes Amt, als Lehrer, und sein Vorzug, als Gott.

Eine kleine ruhige Landschaft von Bullenburg und eine andre egyptische von Poussin zogen mich neben den genannten am meisten an. Sonst ist noch manches Schöne von Rubens und den andern Niederländern da, welches ich Ihnen nicht bezeichnen will, weil die Sammlung auf Spekulazion gekauft ist, und bei den hohen Forderungen des Besizers leicht zerstreut werden dürfte.

Florenz, den 29. August 1803.

Der Tod des Königs hatte die gewöhnlichen Festlichkeiten des Johannistags verboten, welche sonst den 24. Juni gehalten zu werden pflegten. Ungern läfst sich das Volk die Feier seines Schuzheiligen nehmen. Sie wurde daher, um es zu trösten, bis in in den August hinausgeschoben. Der 25. dieses Monats sollte die Feste nachholen. Durch die Huldigung, welche der fünfthalbjährige Nachfolger Ludwigs I von Toskana, an der Seite seiner Mutter, von dem florentinischen Senat erhalten mufste, bekam das Ganze eine Neuheit und Eigenheit, welche die Erwartung auf ein, doch jegliches Jahr wiederholtes Fest in hohem Grade spannte.

Der Abend des 25. Augusts lud die Florentiner nach dem Wagenrennen auf dem Plaze von Santa Maria Novella ein.

Dieser Plaz, obwohl nicht von ganz regelmäfsiger Form, eignet sich doch ziemlich gut für diese Feier. Er ist einer der gröfsten in Florenz, ganz eben, und ringsum von ansehnlichen Gebäuden umgeben. An den beiden Enden desselben stehen zween moderne Obelisken, welche die Punkte ausmachen, an denen sich die Kunst der Wagenlenker beim Umdrehen beweisen mufs. Oben ist die Kirche von Santa Maria Novella, deren Architektur sehr gerühmt wird; ihr gegenüber stehen Säulengänge. Mehrere Strafsen führen von allen Seiten nach dem Plaze hin.

Rings um denselben werden in einer beinahe ovalförmigen Kreisung amphitheatralische Size von Holz erbaut. Einmal mit Menschen angefüllt, gewähren sie wirklich einen grofsen Anblik. Gegenüber von der Kirche ist ein grofser, prächtig geschmükter Balkon für die Königin errichtet, welche diesmal aber nicht bei dem Fest erschienen ist. An

den Obelisken stehen die Wagenlenker in lächerlich scheinendem antikem Aufzug. Rings um den Plaz herum sind Linien von Soldaten gestellt. Auf demselben kreisen die Kutschen der Florentiner, und man ist wohl schon eine Stunde versammelt, ehe man nur die geringste Anstalt zum Anfang der Feier macht

Während dieser Zeit unterhält man sich angenehm genug durch den wirklich grofsen Hinblik auf die versammelte Menschenmenge. Der ganze Plaz ist mit Reitenden, Fahrenden, Gehenden angefüllt. Um dieselben schliessen die amphitheatralischen Size einen Menschenkreis, und hinter diesen erheben sich die Häuser, welche, mit vielfarbigen Tapeten behängt, unter der Menschenlast zu erliegen scheinen. Alle Fenster und Balkons sind besezt; auf den Dächern selbst hat man die gefährlichste Standpunkte genommen. Es ist kein Pläzchen, das nicht vom verwegensten benuzt wäre.

Kurz vor Anbruch der Nacht wird den Soldaten endlich das Zeichen gegeben. In verschiedenen Linien breiten sie sich über den Plaz aus, um ihn von Menschen zu leeren. Auffallend ist hier die Schonung, mit welcher das gemeine Volk in Italien überall behandelt wird. Kein Bajonet, kein Säbel wird gegen den Widerspenstigen gebraucht. Lange dauert die Bemühung der Soldaten, bis der freie Raum gewonnen ist.

Endlich ist der Plaz gereinigt. Jeder hat seinen Standpunkt. Die Soldaten schliessen ihre Reihen wieder um den Plaz, und die Rennwagen werden gebracht.

Cosmus, ein grofser Freund und Kenner des Alterthums, errichtete diese Spiele im Jahr 1540. Die Form der Rennwagen ist bis jezt die nehmliche geblieben. Wenn man sie aber als Maafsstab der damaligen archäologischen Kenntnisse ansehen wollte, so würde man von diesen eben keine sehr grofse Vor-

stellung bekommen. Sie sind für ihren Zwek untauglich, viel zu lang, und vierrädrig. Ausserdem haben sie einen Bok, wie unsre heutigen Kutschen, und der Wagenlenker kann die schöne stehende Stellung im Wagen selbst, welcher leer bleibt, nicht annehmen. Uebrigens ist er reichlich mit seidenen Stoffen geschmükt, und mit zwei Pferden bespannt.

Es waren vier Wagen, welche in den Kampfplaz traten. Sie gehören der Stadt Florenz, und kommen jedes Jahr wieder zum Vorschein. Die Pferde waren über und über mit vielfarbigen Bändern behangen, aber gröfstentheils häfslich. Sie wurden einmal langsam um den Kreis geführt, den sie zu machen hatten. Man sah nicht, dafs sie sehr ungeduldig waren.

Oben beim Obelisk, der vor der Kirche steht, wurden die vier Wagen in einer Linie neben einander gestellt. Es liefs sich schon

voraussehen, wer den Preis gewinnen würde. Es war derjenige, welcher mit den schönsten Pferden bespannt war, und zunächst am Obelisk stand. Dieser hatte natürlich einen weit kleinern Kreis zu durchlaufen, weil er von einem Obelisk zum andern eine gerade, weit kürzere Linie zu machen hatte, und es kam nur darauf an, gut umzukehren. Wirklich bewies dies auch der Erfolg. Selten hatte er vor den andern einen Vorsprung, aber er gewann ihn doch jedesmal wieder stark genug beim Drehen um die Obelisken, wo er einen weit engern Kreis zu beschreiben hatte.

Dreimal drehten sie sich um die Obelisken. Als sie zum drittenmal auf der Stelle ankamen, von welcher sie ausgefahren waren, wurde Halt geboten.

Der Preis für den Sieger ist zehn Zecchinen. Allein die Pferde gehören alle dem Postmeister, welcher dafür den ihm immer

gewissen Preis in die Tasche stekt. Derjenige der Postillons, welcher ihn davongetragen hatte, erhielt einen Zecchin von ihm.

In ältern Zeiten wurde dieses Fest mit vielem Ernst gefeiert. Die edelsten Bürger des Staats nahmen daran Antheil, und nicht selten sah man dabei die kühnsten Aeusserungen des Partheigeistes. Die Medici hatten hier immer ihren Wagen. Andre der vornehmsten Geschlechter gleichfalls. Alle unterschieden sich durch die Farben der Häuser, denen sie zugehörten, von einander. Im Beifall, den das Volk über den Sieg äusserte, erkannte man leicht die Stimmung desselben, und der Hafs gegen die Medici äusserte sich bei manchen Gelegenheiten sehr laut durch den Beifall, mit welchem die Siege der Pazzi, oder Strozzi, oder anderer mit ihnen wetteifernder Geschlechter aufgenommen wurden.

Heutzutage aber hat sich dieser Geist der Parthei gänzlich verloren. Das höhere In-

teresse, welches das Spiel sonst hatte, ist verschwunden. Man erkennt es auch schon daran, dafs das Amphitheater nicht auf öffentliche Kosten, sondern von Privatunternehmern errichtet wird, welche sich für jeden Plaz einen Paul oder eine Lira bezahlen lassen.

Es war schon Abend geworden, als sich das Spiel endete. Wie ein grofser Sandhaufen zerrann die Menschenmenge. Alles strömte nach dem Plaz des Grofsherzogs und in die benachbarten Häuser, um das Feuerwerk zu sehen, welches gleich nach Anbruch der Nacht vom Palazzo Vecchio losgebrannt werden sollte.

Die Zimmer desselben waren schon matt erleuchtet, und die Fenster der benachbarten Häuser mit Menschen angefüllt. Auf dem kleinern Plaz hatte sich die ganze Volksmenge der vorigen Spiele zusammengedrängt. Es war ein sehr merkwürdiger Anblik, in wie

verschiedenen Attitüden das Volk sich zeigte. Die Jungen besonders, welche den Anfang des Feuerwerks gar nicht erwarten konnten, drükten ihre Ungeduld in den lächerlichsten Sprüngen aus. Ein grofses, von leichtem Holz entzündetes Feuer, gab ihnen vorerst einige Beschäftigung. Es wäre die glüklichste Nachtscene für einen niederländischen Mahler gewesen, die tausend Bemühungen und Stellungen und Sprünge um das Feuer herum mit starkem Licht und Schatten darzustellen. Das Feuer war gerade von den beiden kolossalen Statuen des Herkules und David angezündet, welche am Eingang des Palazzo Vecchio stehen. Beide hatten gleichgefällig verwegene Jungen zu sich heraufgenommen, die nicht nur mit dem Löwen, sondern mit Herkules Bart selber spielten. Der kühnste hatte wohl gar das Haupt des Löwenbezwingers erstiegen. Die Statuen warfen einen ungeheuren Schatten an die Mauer

des Palasts, welcher sich unter den wechselnden Flammen, und den Bewegungen der an ihnen aufkletternden Jungen zu beleben schien.

Das Feuerwerk begann. Allein man braucht gar nichts Vorzügliches von der Art gesehen zu haben, um dieses höchst erbärmlich zu finden. Schon seit Jahrhunderten wird die nehmliche Summe dazu angewendet, und das Ganze, was in einem Augenblik angezündet nicht von Bedeutung wäre, wird hübsch spärlich Stük vor Stük abgebrannt, damit das Volk sich mindestens eine Stunde an dem Anblik weiden könne. Indefs ist es doch auffallend, wie viel Vergnügen alle an dem winzigen, jedes Jahr wiederholten Spiele finden. Mit dem Feuerwerk schlofs sich die Feier des Tags, indem die Königin noch keine Tanzfeste gestattet hatte.

Desto gespannter war aber die Erwartung auf den folgenden Tag. Früher als gewöhn-

lich war die lebhafteste Bewegung in den Strafsen. Schneider, Schuster, Friseure rannten eiligst umher, um jedem seinen neuen Anzug zu bringen. Dieser Tag ist einer der sogenannten drei- oder vierjährlichen Gallatage in Florenz. Man müfste sehr schlimm stehen, wenn man heute nicht irgend ein neues Kleidungsstük auf dem Leibe hätte. Leute, die gestern kümmerlich in den Kaffee's herumgeschlichen sind, sieht man heute erstaunt in gestiktem Roke, mit dem Degen an der Seite. Miethkutschen waren am Morgen schon um keinen Preis mehr zu haben; denn Alles, was von gutem Ton war, bewegte sich heute nur zu Wagen. In den gröfstentheils engen Strafsen war der Lärm wegen des Geschreis der Kutscher unerträglich, welche die Wandelnden laut warnten, aus dem Wege zu gehen. Dabei war es aber ein erfreulicher Anblik, die Behutsamkeit zu sehen, womit die Wagenlenker der vornehm-

sten Personen jedes Unglük zu verhüten suchten, das bei der heutigen lebhaften Bewegung in allen Strafsen zu fürchten war. Wer Paris gesehen hatte, fand einen mächtigen Unterschied zwischen der Humanität der französischen und italienischen Kutscher.

Die Feier des Tages begann in dem Palazzo Vecchio, einem durch Alter und erhabene ernste Bauart gleich merkwürdigen Gebäude. Man hatte es heute noch mit zahllosem Flikwerk seidener Lappen aller Art herausgepuzt. Die Vergleichung desselben mit einem alten ehrwürdigen Mann, der sich noch einmal mit fadem Jugendschmuk behängt, schien nicht unpassend. Vor demselben waren starke Wachen aufgezogen, welche das Eindringen der Volksmenge verhinderten. Man mufste comme il faut gekleidet sein, oder ward zurükgewiesen.

In dem grofsen Saale sollte die feierliche Huldigung vorgenommen werden. Für die

Menschenmenge, welche hier Plaz finden sollte, gab es wohl kein tauglicheres Lokal. Seine Länge von 90 und seine Breite von 37 Ellen, nebst einer verhältnifsmäfsigen Höhe ohne Säulenstüze, giebt ihm ein Ansehen von Erhabenheit. Die vielen Wand- und Plafondmahlereien von Vasari und eine Reihe von Statuen aus der florentinischen Bilderschule machen dem Kunstfreund den Besuch dieses Orts wichtig. Heute gewann er aber durch die grofse in demselben versammelte Menschenmenge, und durch unzählige Erinnerungen an die schönen Zeiten des florentinischen Alterthums ein Interesse, an welchem die politischen Betrachtungen über Toskana's gegenwärtige Lage wohl den geringsten Antheil hatten. Der Senat von Florenz, der aus etwa fünfzig Gliedern besteht, war hier in dem alten Kostüm der Zeiten des florentinischen Freistaats versammelt. Purpurrothe seidene, vorne zugeknöpfte Röke mit goldenen

Knöpfen, ein Mantel von gleichem Stoff und gleicher Farbe, Degen und altmodische Alongeperüken sind die Uniform der Senatoren. Herolde, ungefähr auf gleiche Weise gekleidet, mit grofsen silbernen Stäben, gehörten zum Schmuk dieses anachronistischen Bildes. Ein glänzender Thron war errichtet, auf welchem ein gröfserer und ein kleinerer Sessel neben einander standen. Der leztere zur Rechten war für den jungen fünfthalbjährigen König bestimmt.

Allgemein gespannt war die Erwartung auf diesen. Die Damen hatten die lezten Abende in allen Konversazionen die Uniform, in welcher das Kind erscheinen sollte, abgehandelt. Es war viel von dem dreiekigten Hut gesprochen worden, den er haben sollte, von seinem Rok und seinen Hosen. Manche gewärtigten sich irgend eines Spasses, wenn der Knabe, seiner Würde vergessend, mitten unter den ernsthaften Feierlichkeiten irgend

etwas begienge, was sich doch von seinem zarten Alter erwarten liefs. Nicht wenige freuten sich eines Schauspiels, worin das Wesen der höchsten Gewalt, auf eine so lächerliche Weise dargestellt, Stoff genug zu bittern Scherzen über die Gutmüthigkeit der Völker Anlafs geben würde.

Endlich erschien der Hof, und der königliche Knabe nahm neben seiner Mutter Plaz. So wie dies geschah, konnten sich die Frauen schon nicht mehr halten. Allen Wohlstand und alle Rüksicht gegen die Hintenstehenden vergessend, bestiegen sie die Bänke, um die neue Puppe zu sehen. A basso Signore! rief es laut von hinten. Sie blieben. A basso! noch lauter, a basso, a basso! schrie der ganze Hintergrund. Eine besonders war sehr grob, und ärgerte viele durch ihren Eigensinn, sich nicht niederlassen zu wollen. A basso quella bianca! — seze dich Weisse! — (sie war weifs gekleidet)

rief es laut von hinten. Aus Furcht beim Namen genannt zu werden, sezte sie sich endlich.

Der Podestà hielt nun eine Rede, von der aber wohl niemand etwas verstand. Zum Glük dauerte sie nur kurze Zeit, und der ehrwürdige Senat hatte bald das Glük, zum gnädigen Handkufs gelassen zu werden. Es that wehe, dafs alte ehrwürdige Greise sich so tief vor einem unmündigen Kinde erniedrigen mufsten.

Nach dieser Zeremonie begab sich der Hof auf einen der Altane des Palasts, welcher den Grofsherzogsplaz beherrscht. Hier hatte sich nun der ganze grofse Haufen versammelt, welcher aus Mangel an Gallakleidern nicht in den Palast selbst zugelassen worden war. Ueberall ward der königliche Knabe mit lautem Beifallklatschen empfangen. Ueber die Artigkeit, womit das Kind seine kleinen Hände zusammenschlug, hatte das Volk ver-

gessen, wie unverantwortlich die Politik über sein Schiksal entschieden hatte.

Bald zog ein anderer Anblik die Neugierigen nach der Loggie hin, wo eine Tafel für etwa hundert Kinder beiderlei Geschlechts gedekt war. Aus den Armen der Stadt waren diese durchs Loos gewählt nnd sämtlich neu gekleidet worden. Jedes bekam noch überdies einen Scudo unter den Teller. Im Angesicht des ganzen Volks wurden sie von vornehmen Personen bedient. Beides, die Efslust und die Verlegenheit der Kinder waren ein erfreulicher Anblik. Unzählige andere Kinder, welche der launische Glükstopf von dieser Tafel ausgeschlossen hatte, drängten sich hinzu, um wenigstens ihre Augen an dem Glük zu weiden, das sie übergangen hatte. Die Wachen hatten Arbeit genug, die beschwerlichen Gäste abzuhalten.

Auffallend war übrigens die Ruhe und die Nüchternheit, welche man an diesem Tage

unter dem Volke herrschen sah. Sie unterschied sich so stark von den Ausbrüchen der Freude in den ältern Zeiten, wo sie bis zur Tollheit ausschweifte. Sollte sich der Karakter des Volks so sehr geändert haben? Leichter erkennt sich hierin die durch die lezten politischen Veränderungen bewirkte Volksstimmung.

Der Luxus ist in Florenz höher gestiegen, als in jeder andern italienischen Stadt, Mailand allein ausgenommen. Nie besser als heute konnte man dies erkennen. Aber es ist ein Luxus eigener Art, der den Handlungsgeist des Volks in den ältern Zeiten verräth, und sich weniger in dem Wechsel der launischen Modegöttin, als in der soliden Kostbarkeit des Schmuks ausprägt. Besonders aber erregen dem Fremden die vielen geschmakvollen Equipagen Erstaunen, welche mit schönen Pferden bespannt, und mit sehr gut bekleideten Bedienten beladen waren.

Der heutige Korso begann Abends etwa um fünf Uhr, und zog sich von der Porta di Prato an durch die Strafse d'ogni Santo über die Brüke alla Carraja bis weit in den jenseits des Flusses gelegenen Theil der Stadt hinein. Sehr viele der Vornehmen hatten sich für diesen Korso prächtige und geschmakvolle Wagen machen lassen, die Miethkutschen sich so köstlich, wie möglich, herausgepuzt. Auch der Hof erschien in mehrern, aber nicht sehr geschmakvollen Kutschen, und der kleine König ward, nebst seiner Mutter, überall mit Händeklatschen empfangen. In allen Strafsen, durch die der Zug der Kutschen und der gleich nachfolgende der Rennpferde gieng, waren Gerüste errichtet, welche mit Menschen angefüllt waren. Alle Fenster voll Zuschauer; zwischen den Wagen durchdrängten sich die Fufsgänger, um noch Pläze zu suchen.

Endlich hielt der Hof vor einem Balkon,

der ungefähr in der Mitte der Strafse d'ogni Santo errichtet war. Der päbstliche Nuntius und die wenigen fremden Gesandten waren bereits daselbst versammelt. Nun mufsten die Wagen sich entfernen, und die wenigen noch übrig gebliebenen Pläze auf den Gerüsten und in den Häusern füllten sich vollends. Die Rennpferde, etwa sechszehn an der Zahl, wurden die Strafsen heruntergeführt. Alle waren mit Nummern bezeichnet, ungesattelt, und nur mit kleinen Sporen behängt, um sie zum Laufen anzutreiben. Die Ungeduld dieser Thiere war so grofs, dafs sie, kaum an der Stelle angekommen, auch gleich auf den Schall der Trompete losgelassen werden mufsten. Einige Tage nachher, da das nehmliche Spiel wiederholt wurde, übersprangen drei der Renner sogar früher die Schranken, und der Preis konnte nicht ausgetheilt werden.

Diese Pferde gehören den reichsten floren-

tinischen Edelleuten zu, und werden blos für diese Gelegenheit unterhalten. Sie sind meist englischer Zucht, sehr leicht gebaut, und rennen wirklich mit einer ungeheuren Schnelligkeit zum Ziel. Kaum hat man sie am Auge vorbeifliegen sehen, so verbreitet sich auch schon die Nachricht von ihrer Ankunft am Ziel, und die Nummer des siegenden läuft von Munde zu Munde in einigen Augenbliken die zwo italienische Meilen lange Strafse hinab.

In ältern Zeiten wurde dieses Fest häufiger in Florenz gefeiert. Das Andenken merkwürdiger Tage der Stadt wurde auf diese Weise erhalten, und die Florentiner kamen dadurch nach und nach in den Ruf, den sich die Engländer heutzutage erworben haben. Auch war die Theilnahme des Volks dabei so grofs, dafs man Wetten darüber eingieng. Der italienische Satyriker Menzini nimmt von diesen Spielen das Bild zweier, aufs hizigste

gegen einander streitenden Meinungspartheien. Heutzutage aber, wo alle dergleichen Festlichkeiten nur noch als Alterthumsstükchen angesehen werden, ist man so gleichgültig geworden, dafs sich ein grofser Theil des Volks schon verlaufen hat, ehe man nur weifs, welches der Pferde den Sieg davon getragen. Uebrigens finden sich die Engländer häufiger, als bei jedem andern italienischen Fest, bei diesem ein. Man versichert, dafs manche schon mit Extrapost hiehergekommen sind, blos in der Absicht zu vergleichen, ob ein Rennpferd in London oder in Florenz schneller läuft.

Der Preis für den Sieger besteht in einem Stük kostbaren Zeugs, das in einer der Strassen aufgehängt ist, und nachher in der Stadt herumgetragen wird. Indefs hat man kaum die Pferde aus dem Auge verloren, so ist es auch dunkel geworden, und was die Nacht

dem Auge nicht verbirgt, das hüllen die nun von der sich bewegenden Menschenmenge aufgeregten Staubwolken in die dichteste Finsternifs. —

Florenz, den 2. September 1803.

Sie haben recht, mein Freund, dafs sich in Handelsstädten nur der Kaufmann wohl befindet. Wir andern, unter welche Klasse von Yoriks Reisenden wir auch gehören mögen, können uns daselbst nur so lange gefallen, als uns das Schauspiel eines besuchten Hafens und der vielfältigen Thätigkeit eines Handlungsplazes noch neu, das gewaltsame Treiben der Menschen um Gewinn noch auffallend ist, und die gewagten Stellungen, in welchen sich der Eigennuz zeigt, uns Aufmerksamkeit und Bewunderung abgewinnen können. Aber man wird es doch bald mit Verdrufs gewahr, wie einseitig die Richtung ist, welche alle diese vielbeschäftigten Köpfe genommen haben, und wie gewöhnlich für sie alles andre in der Welt sein Anziehendes verloren hat. Alles, alles betrachten sie aus Einem, aus ihrem sehr beschränkten Ge-

sichtspunkte; alles, was sie denken und sprechen, hat nur auf denselben Bezug; ihre politische Parthei ist nur in dieser Hinsicht genommen; ihr ganzer Lebensplan nur auf jenes Ziel hingerichtet; es formt sich ihr ganzes Glük nach demselben; der individuelle Karakter geht bei dem allgemeinen einseitigen Streben verloren, und der eigentliche Kaufmann unterscheidet sich im Ganzen für die Gesellschaft gewöhnlich von dem andern durch nichts mehr, als durch kleinere oder gröfsere Angewohnheiten und Bizarrerien, die so häufig die Mitgabe der strengsten Ordnung und Pünktlichkeit ausmachen. Recht gerne verdiene ich daher ihre Theilnahme an meinem Glük, nun in andere Umgebungen versezt worden zu sein, welche für den Beobachter der Menschen ein so reicheres Feld eröfnen. In den Hauptstädten, wo sich die verschiedenen Stände in so hohen Reliefs ausprägen, zeigt sich die Ansicht des Lebens

freilich mannigfaltiger und wechselnder. In der gröfsern Welt darf man auch immer eher allgemeinere Standpunkte annehmen; Schilderungen, wie Sie von mir verlangen, werden reichhaltiger und abwechselnder. Nur im Vertrauen auf den gefälligen Stoff, habe ich daher es unternommen, Ihnen in einer Reihe von Bildern das Gemählde des gesellschaftlichen Lebens in Italien vorzuzeichnen. Noch führe ich Sie nicht unter die niedern Stände, die nur geniessen, um leben zu können; betrachten Sie alles, was ich Ihnen nun sage, als von denen gesagt, die nur leben, um zu geniessen.

Viele Reisenden haben bei einer flüchtigen Kenntnifs Italiens behauptet, dafs in diesem Lande, ausser den alten öffentlichen Festen, für die Gesellschaft am allerwenigsten geschehe. Der Mangel an Einrichtungen, die Glieder derselben in allgemeinen Berührungspunkten zusammen zu bringen, welcher noch

vor einigen Jahrzehnden weit auffallender war als heutzutage, verführte sie zu diesem Urtheil. Demungeachtet hat aber doch keiner dieser Nazion die Geselligkeit abgesprochen, und viele erzählten uns Wunderdinge von der Gastfreundschaft, womit sie in allen Ständen aufgenommen worden waren. Auch wird sich wohl kein Fremder, sobald er die Sprache leidlich versteht, und nur die gewöhnlichen Ansprüche an die Gesellschaft macht, in diesem Lande über Mangel an Unterhaltung beklagen, so wenig er die Glieder der Nazion sich mit einander langweilen sieht. Vielmehr mufs man selbst in den gröfsten Städten bemerken, wie häufig sich die Bewohner derselben nahe gebracht, in gesellschaftlichen Verhältnissen vermischt werden, und ihre Vorzüge als Gemeingut für alle ausstellen. Bei gewissen Gelegenheiten fordert es die Sitte, alle Leute seiner Klasse in der Stadt zu sich zusammen zu laden, wenn man auch

keinen von ihnen anders, als bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen hat. Hier kömmt man einander etwas näher, benuzt die gemachte Bekanntschaft, bildet sie aus, und entwikelt neue Verhältnisse. Ein grofser Theil der müssigen Klasse, von welchem manche Lebensgenüsse nur als verbotene Früchte gepflükt werden können, hat diese Umgänglichkeit um so nöthiger, und wird nicht selten durch Stand, Reichthum und Unabhängigkeit in den Stand gesezt, den Ton für die Gesellschaft anzugeben. Die weitläuftige Kaste der Geistlichkeit, der höhern, welche ich meine, hat durch ihren Stand ein gewisses Uebergewicht über dieselbe, ist ihr dadurch gleichsam so allgemein angehörig geworden, dafs auch nicht die Geschäftslosigkeit eines Priesters dazu gehörte, den Umgangsverhältnissen die ihm beliebende Richtung zu geben. Die süssesten engsten Verbindungen der Gesellschaft sind ihm ja zum Verbrechen

gemacht; sollte er sich nicht durch den weitern Kreis derselben schadlos zu halten suchen, welcher ihm seine Entbehrungen allein vergüten kann, wenn er in engern Kreisen auch nicht sündigen will? Und so, gewöhnlich ohne fixe Richtung seines Geistes auf Verstandeszweke, wird er die Leere seines Lebens nicht mit dem Gewühle der Gesellschaft ausfüllen, in deren Vorhof ihm nur zu treten erlaubt ist? Ist zwar heutzutage seine Einwirkung, wie überhaupt, nicht mehr so kräftig und so offenbar als ehemals, so ist doch nicht zu läugnen, dafs man dem geistlichen Stande gröfstentheils in Italien die Bildung der Gesellschaft bis auf den Punkt, auf welchem sie gegenwärtig steht, zuschreiben darf.

Ein Volk, bei welchem häusliches Glük zu den gewöhnlichen Haustugenden gehört, wird nie durch gesellschaftliche Vorzüge glänzen. Die Zirkel sind dort so enge, dafs man ent-

teresse, welches das Spiel sonst hatte, ist verschwunden. Man erkennt es auch schon daran, dafs das Amphitheater nicht auf öffentliche Kosten, sondern von Privatunternehmern errichtet wird, welche sich für jeden Plaz einen Paul oder eine Lira bezahlen lassen.

Es war schon Abend geworden, als sich das Spiel endete. Wie ein grofser Sandhaufen zerrann die Menschenmenge. Alles strömte nach dem Plaz des Grofsherzogs und in die benachbarten Häuser, um das Feuerwerk zu sehen, welches gleich nach Anbruch der Nacht vom Palazzo Vecchio losgebrannt werden sollte.

Die Zimmer desselben waren schon matt erleuchtet, und die Fenster der benachbarten Häuser mit Menschen angefüllt. Auf dem kleinern Plaz hatte sich die ganze Volksmenge der vorigen Spiele zusammengedrängt. Es war ein sehr merkwürdiger Anblik, in wie

verschiedenen Attitüden das Volk sich zeigte. Die Jungen besonders, welche den Anfang des Feuerwerks gar nicht erwarten konnten, drükten ihre Ungeduld in den lächerlichsten Sprüngen aus. Ein grofses, von leichtem Holz entzündetes Feuer, gab ihnen vorerst einige Beschäftigung. Es wäre die glüklichste Nachtscene für einen niederländischen Mahler gewesen, die tausend Bemühungen und Stellungen und Sprünge um das Feuer herum mit starkem Licht und Schatten darzustellen. Das Feuer war gerade von den beiden kolossalen Statuen des Herkules und David angezündet, welche am Eingang des Palazzo Vecchio stehen. Beide hatten gleichgefällig verwegene Jungen zu sich heraufgenommen, die nicht nur mit dem Löwen, sondern mit Herkules Bart selber spielten. Der kühnste hatte wohl gar das Haupt des Löwenbezwingers erstiegen. Die Statuen warfen einen ungeheuren Schatten an die Mauer

des Palasts, welcher sich unter den wechselnden Flammen, und den Bewegungen der an ihnen aufkletternden Jungen zu beleben schien.

Das Feuerwerk begann. Allein man braucht gar nichts Vorzügliches von der Art gesehen zu haben, um dieses höchst erbärmlich zu finden. Schon seit Jahrhunderten wird die nehmliche Summe dazu angewendet, und das Ganze, was in einem Augenblik angezündet nicht von Bedeutung wäre, wird hübsch spärlich Stük vor Stük abgebrannt, damit das Volk sich mindestens eine Stunde an dem Anblik weiden könne. Indefs ist es doch auffallend, wie viel Vergnügen alle an dem winzigen, jedes Jahr wiederholten Spiele finden. Mit dem Feuerwerk schlofs sich die Feier des Tags, indem die Königin noch keine Tanzfeste gestattet hatte.

Desto gespannter war aber die Erwartung auf den folgenden Tag. Früher als gewöhn-

lich war die lebhafteste Bewegung in den Strafsen. Schneider, Schuster, Friseure rannten eiligst umher, um jedem seinen neuen Anzug zu bringen. Dieser Tag ist einer der sogenannten drei- oder vierjährlichen Gallatage in Florenz. Man müfste sehr schlimm stehen, wenn man heute nicht irgend ein neues Kleidungsstük auf dem Leibe hätte. Leute, die gestern kümmerlich in den Kaffee's herumgeschlichen sind, sieht man heute erstaunt in gestiktem Roke, mit dem Degen an der Seite. Miethkutschen waren am Morgen schon um keinen Preis mehr zu haben; denn Alles, was von gutem Ton war, bewegte sich heute nur zu Wagen. In den gröfstentheils engen Strafsen war der Lärm wegen des Geschreis der Kutscher unerträglich, welche die Wandelnden laut warnten, aus dem Wege zu gehen. Dabei war es aber ein erfreulicher Anblik, die Behutsamkeit zu sehen, womit die Wagenlenker der vornehm-

sten Personen jedes Unglük zu verhüten suchten, das bei der heutigen lebhaften Bewegung in allen Strafsen zu fürchten war. Wer Paris gesehen hatte, fand einen mächtigen Unterschied zwischen der Humanität der französischen und italienischen Kutscher.

Die Feier des Tages begann in dem Palazzo Vecchio, einem durch Alter und erhabene ernste Bauart gleich merkwürdigen Gebäude. Man hatte es heute noch mit zahllosem Flikwerk seidener Lappen aller Art herausgepuzt. Die Vergleichung desselben mit einem alten ehrwürdigen Mann, der sich noch einmal mit fadem Jugendschmuk behängt, schien nicht unpassend. Vor demselben waren starke Wachen aufgezogen, welche das Eindringen der Volksmenge verhinderten. Man mufste comme il faut gekleidet sein, oder ward zurükgewiesen.

In dem grofsen Saale sollte die feierliche Huldigung vorgenommen werden. Für die

Menschenmenge, welche hier Plaz finden sollte, gab es wohl kein tauglicheres Lokal. Seine Länge von 90 und seine Breite von 37 Ellen, nebst einer verhältnifsmäfsigen Höhe ohne Säulenstüze, giebt ihm ein Ansehen von Erhabenheit. Die vielen Wand- und Plafond-mahlereien von Vasari und eine Reihe von Statuen aus der florentinischen Bilderschule machen dem Kunstfreund den Besuch dieses Orts wichtig. Heute gewann er aber durch die grofse in demselben versammelte Menschenmenge, und durch unzählige Erinnerungen an die schönen Zeiten des florentinischen Alterthums ein Interesse, an welchem die politischen Betrachtungen über Toskana's gegenwärtige Lage wohl den geringsten Antheil hatten. Der Senat von Florenz, der aus etwa fünfzig Gliedern besteht, war hier in dem alten Kostüm der Zeiten des florentinischen Freistaats versammelt. Purpurrothe seidene, vorne zugeknöpfte Röke mit goldenen

Knöpfen, ein Mantel von gleichem Stoff und gleicher Farbe, Degen und altmodische Alongeperüken sind die Uniform der Senatoren. Herolde, ungefähr auf gleiche Weise gekleidet, mit grofsen silbernen Stäben, gehörten zum Schmuk dieses anachronistischen Bildes. Ein glänzender Thron war errichtet, auf welchem ein gröfserer und ein kleinerer Sessel neben einander standen. Der leztere zur Rechten war für den jungen fünfthalbjährigen König bestimmt.

Allgemein gespannt war die Erwartung auf diesen. Die Damen hatten die lezten Abende in allen Konversazionen die Uniform, in welcher das Kind erscheinen sollte, abgehandelt. Es war viel von dem dreiekigten Hut gesprochen worden, den er haben sollte, von seinem Rok und seinen Hosen. Manche gewärtigten sich irgend eines Spasses, wenn der Knabe, seiner Würde vergessend, mitten unter den ernsthaften Feierlichkeiten irgend

etwas begienge, was sich doch von seinem zarten Alter erwarten liefs. Nicht wenige freuten sich eines Schauspiels, worin das Wesen der höchsten Gewalt, auf eine so lächerliche Weise dargestellt, Stoff genug zu bittern Scherzen über die Gutmüthigkeit der Völker Anlafs geben würde.

Endlich erschien der Hof, und der königliche Knabe nahm neben seiner Mutter Plaz. So wie dies geschah, konnten sich die Frauen schon nicht mehr halten. Allen Wohlstand und alle Rüksicht gegen die Hintenstehenden vergessend, bestiegen sie die Bänke, um die neue Puppe zu sehen. A basso Signore! rief es laut von hinten. Sie blieben. A basso! noch lauter, a basso, a basso! schrie der ganze Hintergrund. Eine besonders war sehr grob, und ärgerte viele durch ihren Eigensinn, sich nicht niederlassen zu wollen. A basso quella bianca! — seze dich Weisse! — (sie war weifs gekleidet)

rief es laut von hinten. Aus Furcht beim Namen genannt zu werden, sezte sie sich endlich.

Der Podestà hielt nun eine Rede, von der aber wohl niemand etwas verstand. Zum Glük dauerte sie nur kurze Zeit, und der ehrwürdige Senat hatte bald das Glük, zum gnädigen Handkufs gelassen zu werden. Es that wehe, dafs alte ehrwürdige Greise sich so tief vor einem unmündigen Kinde erniedrigen mufsten.

Nach dieser Zeremonie begab sich der Hof auf einen der Altane des Palasts, welcher den Grofsherzogsplaz beherrscht. Hier hatte sich nun der ganze grofse Haufen versammelt, welcher aus Mangel an Gallakleidern nicht in den Palast selbst zugelassen worden war. Ueberall ward der königliche Knabe mit lautem Beifallklatschen empfangen. Ueber die Artigkeit, womit das Kind seine kleinen Hände zusammenschlug, hatte das Volk ver-

gessen, wie unverantwortlich die Politik über sein Schiksal entschieden hatte.

Bald zog ein anderer Anblik die Neugierigen nach der Loggie hin, wo eine Tafel für etwa hundert Kinder beiderlei Geschlechts gedekt war. Aus den Armen der Stadt waren diese durchs Loos gewählt nnd sämtlich neu gekleidet worden. Jedes bekam noch überdies einen Scudo unter den Teller. Im Angesicht des ganzen Volks wurden sie von vornehmen Personen bedient. Beides, die Efslust und die Verlegenheit der Kinder waren ein erfreulicher Anblik. Unzählige andere Kinder, welche der launische Glükstopf von dieser Tafel ausgeschlossen hatte, drängten sich hinzu, um wenigstens ihre Augen an dem Glük zu weiden, das sie übergangen hatte. Die Wachen hatten Arbeit genug, die beschwerlichen Gäste abzuhalten.

Auffallend war übrigens die Ruhe und die Nüchternheit, welche man an diesem Tage

unter dem Volke herrschen sah. Sie unterschied sich so stark von den Ausbrüchen der Freude in den ältern Zeiten, wo sie bis zur Tollheit ausschweifte. Sollte sich der Karakter des Volks so sehr geändert haben? Leichter erkennt sich hierin die durch die lezten politischen Veränderungen bewirkte Volksstimmung.

Der Luxus ist in Florenz höher gestiegen, als in jeder andern italienischen Stadt, Mailand allein ausgenommen. Nie besser als heute konnte man dies erkennen. Aber es ist ein Luxus eigener Art, der den Handlungsgeist des Volks in den ältern Zeiten verräth, und sich weniger in dem Wechsel der launischen Mödegöttin, als in der soliden Kostbarkeit des Schmuks ausprägt. Besonders aber erregen dem Fremden die vielen geschmakvollen Equipagen Erstaunen, welche mit schönen Pferden bespannt, und mit sehr gut bekleideten Bedienten beladen waren.

Der heutige Korso begann Abends etwa um fünf Uhr, und zog sich von der Porta di Prato an durch die Strafse d'ogni Santo über die Brüke alla Carraja bis weit in den jenseits des Flusses gelegenen Theil der Stadt hinein. Sehr viele der Vornehmen hatten sich für diesen Korso prächtige und geschmakvolle Wagen machen lassen, die Miethkutschen sich so köstlich, wie möglich, herausgepuzt. Auch der Hof erschien in mehrern, aber nicht sehr geschmakvollen Kutschen, und der kleine König ward, nebst seiner Mutter, überall mit Händeklatschen empfangen. In allen Strafsen, durch die der Zug der Kutschen und der gleich nachfolgende der Rennpferde gieng, waren Gerüste errichtet, welche mit Menschen angefüllt waren. Alle Fenster voll Zuschauer; zwischen den Wagen durchdrängten sich die Fufsgänger, um noch Pläze zu suchen.

Endlich hielt der Hof vor einem Balkon,

der ungefähr in der Mitte der Strafse d'ogni Santo errichtet war. Der päbstliche Nuntius und die wenigen fremden Gesandten waren bereits daselbst versammelt. Nun mufsten die Wagen sich entfernen, und die wenigen noch übrig gebliebenen Pläze auf den Gerüsten und in den Häusern füllten sich vollends. Die Rennpferde, etwa sechszehn an der Zahl, wurden die Strafsen heruntergeführt. Alle waren mit Nummern bezeichnet, ungesattelt, und nur mit kleinen Sporen behängt, um sie zum Laufen anzutreiben. Die Ungeduld dieser Thiere war so grofs, dafs sie, kaum an der Stelle angekommen, auch gleich auf den Schall der Trompete losgelassen werden mufsten. Einige Tage nachher, da das nehmliche Spiel wiederholt wurde, übersprangen drei der Renner sogar früher die Schranken, und der Preis konnte nicht ausgetheilt werden.

Diese Pferde gehören den reichsten floren-

tinischen Edelleuten zu, und werden blos für diese Gelegenheit unterhalten. Sie sind meist englischer Zucht, sehr leicht gebaut, und rennen wirklich mit einer ungeheuren Schnelligkeit zum Ziel. Kaum hat man sie am Auge vorbeifliegen sehen, so verbreitet sich auch schon die Nachricht von ihrer Ankunft am Ziel, und die Nummer des siegenden läuft von Munde zu Munde in einigen Augenbliken die zwo italienische Meilen lange Strafse hinab.

In ältern Zeiten wurde dieses Fest häufiger in Florenz gefeiert. Das Andenken merkwürdiger Tage der Stadt wurde auf diese Weise erhalten, und die Florentiner kamen dadurch nach und nach in den Ruf, den sich die Engländer heutzutage erworben haben. Auch war die Theilnahme des Volks dabei so grofs, dafs man Wetten darüber eingieng. Der italienische Satyriker Menzini nimmt von diesen Spielen das Bild zweier, aufs hizigste

gegen einander streitenden Meinungspartheien. Heutzutage aber, wo alle dergleichen Festlichkeiten nur noch als Alterthumsstükchen angesehen werden, ist man so gleichgültig geworden, dafs sich ein grofser Theil des Volks schon verlaufen hat, ehe man nur weifs, welches der Pferde den Sieg davon getragen. Uebrigens finden sich die Engländer häufiger, als bei jedem andern italienischen Fest, bei diesem ein. Man versichert, dafs manche schon mit Extrapost hiehergekommen sind, blos in der Absicht zu vergleichen, ob ein Rennpferd in London oder in Florenz schneller läuft.

Der Preis für den Sieger besteht in einem Stük kostbaren Zeugs, das in einer der Strassen aufgehängt ist, und nachher in der Stadt herumgetragen wird. Indefs hat man kaum die Pferde aus dem Auge verloren, so ist es auch dunkel geworden, und was die Nacht

dem Auge nicht verbirgt, das hüllen die nun von der sich bewegenden Menschenmenge aufgeregten Staubwolken in die dichteste Finsternifs. —

Florenz, den 2. September 1803.

Sie haben recht, mein Freund, dafs sich in Handelsstädten nur der Kaufmann wohl befindet. Wir andern, unter welche Klasse von Yoriks Reisenden wir auch gehören mögen, können uns daselbst nur so lange gefallen, als uns das Schauspiel eines besuchten Hafens und der vielfältigen Thätigkeit eines Handlungsplazes noch neu, das gewaltsame Treiben der Menschen um Gewinn noch auffallend ist, und die gewagten Stellungen, in welchen sich der Eigennuz zeigt, uns Aufmerksamkeit und Bewunderung abgewinnen können. Aber man wird es doch bald mit Verdrufs gewahr, wie einseitig die Richtung ist, welche alle diese vielbeschäftigten Köpfe genommen haben, und wie gewöhnlich für sie alles andre in der Welt sein Anziehendes verloren hat. Alles, alles betrachten sie aus Einem, aus ihrem sehr beschränkten Ge-

eichtspunkte; alles, was sie denken und sprechen, hat nur auf denselben Bezug; ihre politische Parthei ist nur in dieser Hinsicht genommen; ihr ganzer Lebensplan nur auf jenes Ziel hingerichtet; es formt sich ihr ganzes Glük nach demselben; der individuelle Karakter geht bei dem allgemeinen einseitigen Streben verloren, und der eigentliche Kaufmann unterscheidet sich im Ganzen für die Gesellschaft gewöhnlich von dem andern durch nichts mehr, als durch kleinere oder gröfsere Angewohnheiten und Bizarrerien, die so häufig die Mitgabe der strengsten Ordnung und Pünktlichkeit ausmachen. Recht gerne verdiene ich daher ihre Theilnahme an meinem Glük, nun in andere Umgebungen versezt worden zu sein, welche für den Beobachter der Menschen ein so reicheres Feld eröfnen. In den Hauptstädten, wo sich die verschiedenen Stände in so hohen Reliefs ausprägen, zeigt sich die Ansicht des Lebens

freilich mannigfaltiger und wechselnder. In der gröfsern Welt darf man auch immer eher allgemeinere Standpunkte annehmen; Schilderungen, wie Sie von mir verlangen, werden reichhaltiger und abwechselnder. Nur im Vertrauen auf den gefälligen Stoff, habe ich daher es unternommen, Ihnen in einer Reihe von Bildern das Gemählde des gesellschaftlichen Lebens in Italien vorzuzeichnen. Noch führe ich Sie nicht unter die niedern Stände, die nur geniessen, um leben zu können; betrachten Sie alles, was ich Ihnen nun sage, als von denen gesagt, die nur leben, um zu geniessen.

Viele Reisenden haben bei einer flüchtigen Kenntnifs Italiens behauptet, dafs in diesem Lande, ausser den alten öffentlichen Festen, für die Gesellschaft am allerwenigsten geschehe. Der Mangel an Einrichtungen, die Glieder derselben in allgemeinen Berührungspunkten zusammen zu bringen, welcher noch

vor einigen Jahrzehnden weit auffallender war als heutzutage, verführte sie zu diesem Urtheil. Demungeachtet hat aber doch keiner dieser Nazion die Geselligkeit abgesprochen, und viele erzählten uns Wunderdinge von der Gastfreundschaft, womit sie in allen Ständen aufgenommen worden waren. Auch wird sich wohl kein Fremder, sobald er die Sprache leidlich versteht, und nur die gewöhnlichen Ansprüche an die Gesellschaft macht, in diesem Lande über Mangel an Unterhaltung beklagen, so wenig er die Glieder der Nazion sich mit einander langweilen sieht. Vielmehr mufs man selbst in den gröfsten Städten bemerken, wie häufig sich die Bewohner derselben nahe gebracht, in gesellschaftlichen Verhältnissen vermischt werden, und ihre Vorzüge als Gemeingut für alle ausstellen. Bei gewissen Gelegenheiten fordert es die Sitte, alle Leute seiner Klasse in der Stadt zu sich zusammen zu laden, wenn man auch

keinen von ihnen anders, als bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen hat. Hier kömmt man einander etwas näher, benuzt die gemachte Bekanntschaft, bildet sie aus, und entwikelt neue Verhältnisse. Ein grofser Theil der müssigen Klasse, von welchem manche Lebensgenüsse nur als verbotene Früchte gepflükt werden können, hat diese Umgänglichkeit um so nöthiger, und wird nicht selten durch Stand, Reichthum und Unabhängigkeit in den Stand gesezt, den Ton für die Gesellschaft anzugeben. Die weitläuftige Kaste der Geistlichkeit, der höhern, welche ich meine, hat durch ihren Stand ein gewisses Uebergewicht über dieselbe, ist ihr dadurch gleichsam so allgemein angehörig geworden, dafs auch nicht die Geschäftslosigkeit eines Priesters dazu gehörte, den Umgangsverhältnissen die ihm beliebende Richtung zu geben. Die süssesten engsten Verbindungen der Gesellschaft sind ihm ja zum Verbrechen

gemacht; sollte er sich nicht durch den weitern Kreis derselben schadlos zu halten suchen, welcher ihm seine Entbehrungen allein vergüten kann, wenn er in engern Kreisen auch nicht sündigen will? Und so, gewöhnlich ohne fixe Richtung seines Geistes auf Verstandeszweke, wird er die Leere seines Lebens nicht mit dem Gewühle der Gesellschaft ausfüllen, in deren Vorhof ihm nur zu treten erlaubt ist? Ist zwar heutzutage seine Einwirkung, wie überhaupt, nicht mehr so kräftig und so offenbar als ehemals, so ist doch nicht zu läugnen, dafs man dem geistlichen Stande gröfstentheils in Italien die Bildung der Gesellschaft bis auf den Punkt, auf welchem sie gegenwärtig steht, zuschreiben darf.

Ein Volk, bei welchem häusliches Glük zu den gewöhnlichen Haustugenden gehört, wird nie durch gesellschaftliche Vorzüge glänzen. Die Zirkel sind dort so enge, dafs man ent-

keinen von ihnen anders, als bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen hat. Hier kömmt man einander etwas näher, benuzt die gemachte Bekanntschaft, bildet sie aus, und entwikelt neue Verhältnisse. Ein grofser Theil der müssigen Klasse, von welchem manche Lebensgenüsse nur als verbotene Früchte gepflükt werden können, hat diese Umgänglichkeit um so nöthiger, und wird nicht selten durch Stand, Reichthum und Unabhängigkeit in den Stand gesezt, den Ton für die Gesellschaft anzugeben. Die weitläuftige Kaste der Geistlichkeit, der höhern, welche ich meine, hat durch ihren Stand ein gewisses Uebergewicht über dieselbe, ist ihr dadurch gleichsam so allgemein angehörig geworden, dafs auch nicht die Geschäftslosigkeit eines Priesters dazu gehörte, den Umgangsverhältnissen die ihm beliebende Richtung zu geben. Die süssesten engsten Verbindungen der Gesellschaft sind ihm ja zum Verbrechen

gemacht; sollte er sich nicht durch den weitern Kreis derselben schadlos zu halten suchen, welcher ihm seine Entbehrungen allein vergüten kann, wenn er in engern Kreisen auch nicht sündigen will? Und so, gewöhnlich ohne fixe Richtung seines Geistes auf Verstandeszweke, wird er die Leere seines Lebens nicht mit dem Gewühle der Gesellschaft ausfüllen, in deren Vorhof ihm nur zu treten erlaubt ist? Ist zwar heutzutage seine Einwirkung, wie überhaupt, nicht mehr so kräftig und so offenbar als ehemals, so ist doch nicht zu läugnen, dafs man dem geistlichen Stande gröfstentheils in Italien die Bildung der Gesellschaft bis auf den Punkt, auf welchem sie gegenwärtig steht, zuschreiben darf.

Ein Volk, bei welchem häusliches Glük zu den gewöhnlichen Haustugenden gehört, wird nie durch gesellschaftliche Vorzüge glänzen. Die Zirkel sind dort so enge, dafs man ent-

weder jenes Glük durch unmittelbaren Antheil selbst mitgeniessen mufs, oder man wird sich in denselben sehr übel unterhalten finden. Aber dieses Glük ist in Italien so selten, dafs man eben darum schon auf gröfsere Gesellschaft schliessen mufs. Jenes Glük leidet keine Zeugen, und wo sich mehrere, welche für dasselbe keinen Sinn haben dürfen, hineindrängen, darf es auch nicht zu finden sein, oder es wird zerstört, wo es da war. Ueberdies werden die Ehen mit so vielem Leichtsinn und mit so vielen Nebenzweken abgeschlossen, dafs unzählige Hindernisse dem Familienglük entgegenstehn. Wenn sich Eheleute nicht allein alles sein können und dürfen, was bleibt ihnen anders übrig, als die weitere Gesellschaft, worin man wenigstens etwas von dem zu finden hoffen kann, wornach man sich sehnt? Wo der Umgang zwischen den beiden Geschlechtern so frei ist, die Sitte sogar das enge Band der Ehe, das

die Religion fast unauflöslich gemacht hat, für die Menschen losbindet, wo müssen die gesellschaftlichen Verhältnisse mannigfaltiger und wechselnder sein? Wo überdies schlechte Erziehung, Mangel an Kenntnifs, Unbekanntschaft mit den höhern Freuden des Geistes einer noch sehr lebhaften Nazion, die Verbindungen der Freundschaft, die Vergnügungen der Wissenschaften unmöglich gemacht haben, müssen da nicht die ganzen Umgangsverhältnisse eine eigene Richtung, eigene Zweke haben?

Aus allen den angeführten Gründen bildet sich das Hauptinteresse der italienischen Gesellschaft. Die Beschaffenheit des Klima's mag unter der müssigen Klasse auch noch mächtig mitwirken. Liebe ist die Angel, um welche sich die italienische Gesellschaft herumdreht. Einzige Beschäftigung der Weiber ist sie zur Arbeit der müssigen Männer geworden, und sie und Jünglinge vergeuden die Blüthen der

Körper- und Geisteskraft mit den Intriguen einer elenden Leidenschaft. Verhältnisse, die man selbst anknüpft, welche man anknüpfen sieht, andere, die aufgehoben werden, die Kunst der Intrigue überhaupt halten die italienischen Gesellschaften zusammen, welche ohne dieses Interesse zerfallen würden. Denken Sie sich darunter aber keine Liebe, wie sie unsere Romanschreiber so gerne in diesem Lande spielen lassen; keine Liebe, wie sie ein edler Geist kennt und ehrt. Italien ist nicht mehr, was Tasso von ihm sagt:

Bella Italia, ov'è la sede
Del valor vero e della vera fede.

Es ist heutzutage nichts mehr, als das Land der Liebesintriguen.

In dieser Hinsicht müssen auch alle Berührungspunkte der Gesellschaft betrachtet werden, wenn ihr Einfluſs auf dieselbe einleuchtend genug sein soll. Sie sind von denen anderer Länder so sehr verschieden, daſs eben

darum schon eine vertrautere Kenntnifs des Volks dazu gehört, um sie richtig zu beurtheilen. Wenn ich Ihnen hier hauptsächlich Kirchen und Theater anführe, so können Sie mir antworten, dafs man überall Kirchen und Theater habe. Allein ich bitte Sie, Ihr Urtheil noch etwas aufzusparen, und mir vorerst zu erlauben, diese beiden Gemeinpläze der Gesellschaft näher zu schildern.

Ein flüchtiger Blik auf die katholische Religion zeigt uns dieselbe als ein finsteres, blos auf Entbehrungen ihr Heil gründendes System. Sie verlangt die grausamsten Opfer der Menschlichkeit, und sezt in die Zurükhaltung der erlaubtesten Genüsse das vollwichtigste Verdienst. Für sie darf ihr Verehrer die zartesten Bande, welche ihn an die Gesellschaft ketten, zerreissen; mufs er den unschuldigsten Bedürfnissen entsagen. Ihre ganze Geschichte stellt nur ein schrekhaftes Gemählde grausamer Entbehrungen und blutiger Marter

dar, welche durch die gehorsame Kunst in zuweilen fürchterlichen Bildern versinnlicht sind. Aus ihnen besteht der Schmuk religiöser Versammlungsorte; sie sprechen sich in Gott geweihten Plätzen aus, wo der Mensch nur die süsse Beruhigung der Religion geniessen sollte. Wie aus Laune ist ihm die Speise verboten, die er mit Unschuld geniessen kann; sind ihm eine Menge Entbehrungen auferlegt, bei welchen der vernünftige Geist keinen vernünftigen Zwek absehen kann. Ohne ihn in die Gründe des Verbots einzuführen, hält sie ihm eine Menge Mysterien vor, deren Enthüllung ihm Schreken erregen, deren Geheimnifs seinem Verstand mifsfallen müfste, wenn es überhaupt zum Wesen dieses Systems gehörte, die Freiheit des Geistes loszugeben. Ohne die Wichtigkeit der Ehe in ihrem ganzen Umfange anschaulich zu machen, hat sie die Unauflöslichkeit derselben zum unausweichbaren Gesez gemacht,

und Verhältnisse, welche ohne Ueberlegung geschlossen, Worte, die ohne Besinnung ausgesprochen worden sind, erhalten unter der Autorität der Religion eine furchtbare Kraft, wie die Laute der Geistersprache. Es ist für den Redlichen so schwer geworden, die heiligsten Pflichten zu erfüllen, dafs wohl kein System mehr Recht hat als dieses, den Menschen schon in Mutterleibe zum Sünder zu machen.

Aber wie sollte sich eine solche Religion gegen den menschlichen Frohsinn überhaupt, wie gegen die Lebhaftigkeit der Völker des Südens enthalten? Fühlt nicht jeder in seiner sinnlichen Natur die deutlichste Widerlegung von Gesezen, deren Gründe ihm nicht einmal enthüllt sind? Wer würde sich für die Entbehrungen dieses Lebens mit einem andern trösten wollen, welches auch noch erst durch die grausamsten Reinigungeu erkauft werden mufs? Darum ist den Dienern

dieser Religion aber auch so wenig die Verpflichtung auferlegt, durch Lehre und Beispiel die Sünde zu verhüten; haben sie den Lösungsschlüssel gegen die Empörungen der Natur erhalten, dessen sie sich mit einer Gefälligkeit bedienen, welche das Sittenverderben auf die unverantwortlichste Weise begünstigt; ward ihnen der Dienst eines sinnlichen, schlau ausgedachten Kultus in die Hand gegeben, den ein munteres Auge nicht durchdringt; beschwichtigen sie durch den Genufs einer gedankenlosen Andacht die zahllosen Bedürfnisse des Menschen, welche ihm überall zu der Religion, als zur alleinhelfenden Mutter, hinweisen. Sie eröfnen eine Menge gemeinsamer Orte, wo man in Gesellschaft des Heiligsten eine lästige Stunde hinbringen, Schuz gegen den Arm der Justiz, so wie gegen die Qualen eines beängstigten Gewissens, Mittel gegen Langeweile und drükende Hize suchen kann. Der Müssiggang

findet hier eine verdienstliche Zuflucht, und wenn das süsse Nichtsthun irgend göttlich sein kann, wie die Italiener behaupten, so mufs es am süssesten in dem Helldunkel einer Kirche schmeken, wo es auch nicht durch den leisesten Vorwurf des Gewissens oder der öffentlichen Meinung verbittert wird.

Ueberhaupt aber sind die Kirchen für den Italiener schon darum merkwürdig, weil sie ihm in immer wechselnder Veränderung erscheinen. Zu ihrem täglich neuen Schmuk treibt ihn schon die Neugierde, und wenn die Regierung keine Feste geben will, so tritt die Kirche ins Mittel. Jegliche hat ihre eigene Feier; in den gröfsern Städten fällt fast auf jede Woche solch ein Schauspiel, das unentgeldlich genossen werden kann, was kein Nebenpunkt ist. Ohne Unterschied des Standes und Geschlechts findet sich bei diesen Gelegenheiten alles zusammen. Der religiöse Sinn ist dabei nicht beschäftigt, Auge und

Ohr nur in der süssesten Beschäftigung. Eine schöne Musik, eine gefällige Beleuchtung, sonderbare Aufzüge, unterhalten die Gesellschaft, die sich in der Kirche wie in einem Konversazionszimmer um einander herumdreht. Man sehe nur die prachtvollen Kirchenfeste in Rom, in Florenz und andern Orten, und der Zwek derselben wird auch sogleich ins Auge leuchten. Man höre die Unterhaltungen darüber vor und nach derselben in den Familien, und man wird mit Erstaunen gewahr werden, wie so gar keinen Antheil die Religion dabei hat. Nicht anders, als wie man von einer neuen Oper, von einer Stadtbeleuchtung spricht, wird das Kirchenfest erwartet und nachher geprüft; und eine Kirche, welche bei solchen Gelegenheiten nicht sparsam ist, kann sich durch ihre Freigebigkeit ein Uebergewicht über ihre Schwestern erwerben.

Und wirklich hat auch jeder gröfsere Ort eine oder mehrere solcher Kirchen, die nicht selten durch dergleichen Vorzüge, häufig durch die Schönheit der Lage, der Architektur und des Schmuks den übrigen den Vorrang abgelaufen haben. Die Kirche degli Apostoli oder von San Carlo in Rom z. B. sind solche Modekirchen, in welchen sich zu bestimmten Stunden, was man schöne Gesellschaft nennt, versammelt, und wer dieselben, wenigstens dem Anblik nach, kennen lernen will, der gehe dahin. Aber da finden sich auch alle diejenigen ein, welche unter der Fahne der Religion den Freuden des Lebens nachziehen, und die engsten und geheimsten Verständnisse sind hier entstanden und gebildet worden. Wo hätte dies auch bequemer geschehen können, als da, wo sich die Eifersucht des Ehemanns, der Argblik der Nachbarschaft endigen mufs; wo alles bunt durch einander steht, sizt und kniet?

Ohr nur in der süssesten Beschäftigung. Eine schöne Musik, eine gefällige Beleuchtung, sonderbare Aufzüge, unterhalten die Gesellschaft, die sich in der Kirche wie in einem Konversazionszimmer um einander herumdreht. Man sehe nur die prachtvollen Kirchenfeste in Rom, in Florenz und andern Orten, und der Zwek derselben wird auch sogleich ins Auge leuchten. Man höre die Unterhaltungen darüber vor und nach derselben in den Familien, und man wird mit Erstaunen gewahr werden, wie so gar keinen Antheil die Religion dabei hat. Nicht anders, als wie man von einer neuen Oper, von einer Stadtbeleuchtung spricht, wird das Kirchenfest erwartet und nachher geprüft; und eine Kirche, welche bei solchen Gelegenheiten nicht sparsam ist, kann sich durch ihre Freigebigkeit ein Uebergewicht über ihre Schwestern erwerben.

Und wirklich hat auch jeder gröfsere Ort eine oder mehrere solcher Kirchen, die nicht selten durch dergleichen Vorzüge, häufig durch die Schönheit der Lage, der Architektur und des Schmuks den übrigen den Vorrang abgelaufen haben. Die Kirche degli Apostoli oder von San Carlo in Rom z. B. sind solche Modekirchen, in welchen sich zu bestimmten Stunden, was man schöne Gesellschaft nennt, versammelt, und wer dieselben, wenigstens dem Anblik nach, kennen lernen will, der gehe dahin. Aber da finden sich auch alle diejenigen ein, welche unter der Fahne der Religion den Freuden des Lebens nachziehen, und die engsten und geheimsten Verständnisse sind hier entstanden und gebildet worden. Wo hätte dies auch bequemer geschehen können, als da, wo sich die Eifersucht des Ehemanns, der Argblik der Nachbarschaft endigen mufs; wo alles bunt durch einander steht, sizt und kniet?

Wie häufig habe ich da sich Hände begegnen, Billete hin- und herschieben, leise Verabredungen treffen sehen, während das sündige Auge fest auf den segnenden Priester gerichtet war, der Mund nur im Gebet sich zu bewegen schien! Wo eine Menge liederlicher Kupplerinnen mit Stühlen umherlaufen, auf den leisesten Wink bereit stehen, Brief und Auftrag zu bestellen, und die geheimsten Nachrichten an Orten einzuziehen; wo es vielleicht nur Bettlerinnen gelingen kann, Zutritt zu erhalten, da ketten sich die geheimsten Verbindungen an, wird mit der wenigsten Gefahr gesündigt. Die Gesellschaft des Cavaliere servente kann die Dame beim Kirchenbesuch entbehren; mit dem Gatten ohnedies würde es lächerlich sein sich zu zeigen. Es ist für sie nicht das geringste Hindernifs vorhanden, den Dienst der Religion mit ihren geheimsten Neigungen zu verbinden. Nicht selten ist es auch ein hübscher

Priester, der ein grofses weibliches Auditorium an sich zieht.

Ueberhaupt aber ist die Kirche häufig der Ort, wo man seine Bekannten zusammen findet. Ohne den Zwang einer steifen Visite, die Beschwerlichkeit eines vollendeten Anzugs finden sich die Frauen, von denen überhaupt nur die Rede sein kann, wenn von Lebensgenufs des andern Geschlechts in Italien gesprochen wird, in bescheidenem Schwarz ein, und viele sind sichs recht gut bewufst, wie treflch ihnen dieser Anzug steht. An den Sonn- und Feiertagen folgen der Vormittagsmesse immer Spaziergänge innerhalb der Stadt, deren Gesellschaften sich gewöhnlich in der vorher besuchten Kirche bilden. Der Damerino (Frauenknecht), welcher seine Schöne in der Kirche verfehlt hat, ist auch zuverlässig gewifs, sie hier zu finden. Diese Spaziergänge dauren von zwölf bis zwei Uhr, was in den gröfsern Städten des mitt-

lern Italiens die gewöhnliche Zeit der Mittagstafel ist.

Aber auch die Woche hindurch werden die Kirchen häufig Vormittags von den Weibern besucht. Wie willkommen ist der Vorwand der Messe für sie, da sie auf diesem Gange nicht beobachtet werden! Oft, wenn der arglose Ehemann seine Gattin vor dem Altar kniend glaubt, ist sie auf einem einsamen Spaziergang mit ihrem Geliebten, oder vergnügt sich mit ihm in einem verschwiegenen Hause. Und wenn dies nicht ist, so wandelt sie einsam durch die Strafsen, um einem neuen Abentheuer zu begegnen, gewifs, dafs sich um gleiche Zeit alle diejenigen Männer auf derselben befinden, welche Zeit und Lust genug haben, dergleichen Verbindungen nachzulaufen.

Man dürfte beinahe sagen, dafs sich die Kirche und das Theater in den Tag der feiuern Welt Italiens theilen. Sie haben das

Interesse gesehen, welches die Gesellschaft Vormittags in die erstern treibt. Betrachten Sie nun auch dasjenige, was sie an ihren zweiten Hauptberührungspunkt bindet.

Das Theater hat in dem Leben der höhern Klassen einen so wichtigen Antheil, wie es ihn wohl in keinem andern Lande gewinnen kann. Es ist der Ort, wo sich des Abends alles, was man gute Gesellschaft nennt, öffentlich zwar, und doch wie zu Hause zusammen findet. Wer seine Freunde sehen will, wer überhaupt jemand aufsucht, geht in das Theater, weil er gewifs ist, ihn da anzutreffen. Im Parterre suchen sich die Männer auf, welche immer zwischen demselben und den Logen hin- und herwandern; in den leztern findet man die Damen, alle in ausgesuchtem Anzug. Jedermann, wer nur ein kleines Haus macht, mufs so gut eine Loge im Theater als ein Visitenzimmer haben. Viele Familien besizen sie eigenthümlich, und

erben sie an ihre Nachkommen fort. Viele Frauen, welche ihr Stand eben nicht gerade zu diesem Aufwand zwingt, machen ihren Männern im Ehekontrakt diese Bedingung, und das Nichthalten derselben könnte leichter zum höchsten häuslichen Zwiespalt Veranlassung geben, als die gröbsten Verlezungen der ehlichen Treue. Wer das Theater nicht besucht, kann an keiner Unterhaltung Theil nehmen; er befindet sich gleichsam ausser dem Kurse. Für Frauenzimmer ist es aber höchst unschiklich, ins Parterre zu gehen; man mufs daher, um welchen Preis es sei, eine Loge haben. Manche Frau, die in diesem Punkt von ihrem Mann eingeschränkt ist, giebt sich für eine Loge im Theater an einen alten Wüstling hin, welcher ohne diese Freigebigkeit keinen Blik von ihr erhalten hätte. Die Bezahlung für dieselben ist an vielen Orten so hoch, dafs sich manche schon durch diesen Aufwand zu

Grunde richten. Und dennoch steigen sie täglich im Preise, ungeachtet sich der Reichthum der Nazion im geringsten nicht vergröfsert. Ueberall werden neue Theater erbaut, und keine Stadt in Italien ist so klein, welche nicht eines besäfse. Ich möchte den Grund hievon nicht allein in der Neigung der Nazion für das Schauspiel suchen. Vielmehr finde ich ihn in der Beschaffenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse. Schon die Bauart der Theater selbst beweist dies, welche sich von der der unsrigen hauptsächlich durch die Einrichtung der Logen unterscheidet, welche zu abgesonderten, mit verschlossenen Thüren versehenen Zimmern gemacht sind, und Raum genug haben, eine kleine Gesellschaft aufzunehmen. Rings herum sind Stühle und Bänke gesezt; häufig enthalten sie noch ein kleines Vorzimmerchen, das von dem vordern durch einen Vorhang abgesondert, und durch die verschlossene Thür gesichert, den

Genuſs der verborgensten Freuden gestattet. An den Theaterabenden ist nirgends zu Hause Gesellschaft, und man würde eine Lächerlichkeit begehen, um diese Zeit jemand bei sich besuchen zu wollen. Alle Besuche werden in den Logen empfangen und gegeben, und beim Anfang einer neuen Theaterjahrszeit werden alle Freunde und Bekannten benachrichtigt, in welcher Nummer man Abends zu finden sei. Auf jeden Fall erfährt man dies auch unten beim Thürhüter; aber ein Fremder, der in ein Haus eingeführt wird, oder sich demselben mit einem Empfehlungsbrief vorstellt, wird sogleich gebeten, seine Besuche Abends in der Loge zu wiederholen, welche ihm genannt wird. So klein auch der Raum derselben ist, so willkommen ist doch jeder Besuch; denn eine Dame sezt ihren Stolz darein, so wie überhaupt einen Haufen Anbeter um sich, so auch ihre Loge immer gedrängt voll Männer zu haben. Es wird

dies natürlich für einen Beweis ihrer anziehenden Reize angesehen. Die nehmliche Unterhaltung, welche man zu Hause giebt und geniefst, findet auch im Theater statt, und kaum vermögen einige Arien in den schönsten Opern dem lauten Gespräch auf einige Zeit Stillschweigen zu gebieten. So wie diese aber auch zu Ende sind, geht die Unterhaltung ihren gewöhnlichen Gang fort, kommen und gehen Besuche. Sehr häufig bilden sich Spielparthien, besonders zur Opernzeit, weil man es für einen besondern Genufs achtet, während der Todtenstille eines hohen Spiels angenehme Töne zu hören. Seit neuern Zeiten sind aber auch in verschiedenen grofsen Städten neben die Theater Spielsäle erbaut worden, zwischen welchen und den Logen die lebhafteste Verbindung unterhalten wird. In Mailand besonders, wo überhaupt der Geist des Spiels die Gesellschaft am stärksten beherrscht, sind die Spieltische auf eine schlaue

Art für die Verbesserung des Theaters benuzt, und zahlen eine gewisse Abgabe, die sich, wenn ich nicht irre, nach der Höhe des Spiels richtet. Die Einnahme ist daselbst so grofs, dafs damit die Hauptausgaben des Theaters bestritten werden, welches, wie bekannt, in Rüksicht auf die Vorzüglichkeit der auf demselben befindlichen Subjekte, gegenwärtig das erste in Italien ist. Marchesi und andere seit einiger Zeit daselbst auftretende Virtuosen erhielten eine Bezahlung, welche in diesem Lande Staunen erregte, und es für dieselben unnöthig machte, die Freigebigkeit des Auslands wie bisher zu benuzen.

Wer sich auch den Genufs des Theaters das ganze Jahr hindurch versagt, kann ihn wenigstens zur Zeit des Karnevals nicht entbehren. Nicht als ob alsdann die Oper vorzüglicher wäre als sonst; man nimmt nie weniger auf sie Rüksicht, als in dieser Zeit. Sie ist alsdann nur Nebensache. Dafür ist

das Theater dann eigentlich der Mittelpunkt der Karnevalsfreuden, der Ort, wo sie von den höhern Ständen genossen werden. Die Masken gehen von Loge zu Loge, zu Bekannten wie zu Unbekannten, und in allen ist man damit beschäftigt, solche Besuche anzunehmen und zu geben. Bei den Tanzfesten vollends, welche während dieser Zeit im Theater gegeben werden, steigt der Glanz und die Unentbehrlichkeit der Logen auf den höchsten Grad. Von ihnen aus geniefst man das Schauspiel einer grofsen sich freuenden Volksmenge; in sie zieht man sich zurük um auszuruhen, oder sich zu erfrischen. Es werden Nachtessen in denselben gegeben, welche wirklich mit alle dem guten Humor gewürzt sind, den man sich wünschen mag. Die ganze Nacht wird alsdann im Theater durchschwärmt, und man denkt der Heimath nur dann erst, wenn man sie schon bei Sonnenlichte finden kann.

Sehr gering ist übrigens das Interesse, welches man am Theater, als Theater selbst, nimmt. Die Opern waren es einige Zeit allein, welche dasselbe beherrschten, und der Schauspielkunst und der Poesie den unersezlichsten Schaden zugefügt haben; aber einen nicht viel geringern Antheil hatte denn doch auch die Bequemlichkeit, dafs man einer Oper nicht so viel Aufmerksamkeit zu widmen hat, wie dem Schauspiel, und dafs man während des Genusses einer schönen Musik doch immer daneben die Freude einer freiern Unterhaltung kosten kann. Seit einiger Zeit hat sich aber der Geschmak der Nazion hierin etwas geändert, und die Oper wird immer mehr und mehr vom Schauspiel verdrungen. Es ist ganz zuverläfsig, dafs diese Veränderung eine nicht minder wichtige in den gesellschaftlichen Verhältnissen überhaupt bewirken mufs. Die besten Musiker sind seit einiger Zeit ins Ausland gegangen, wo sie

reichlicher bezahlt wurden, und Italien selbst mufste sich mit den mittelmäfsigen begnügen. Der Adel, welcher sonst immer zur Unterhaltung kostbarer Opern beitrug, ist in den neuesten Zeiten entweder verarmt, oder in grofse Schulden gestürzt worden. Das kleine Lucca z. B. sezte sonst immer etwas darein, eine der besten Opern in Italien zu haben, denn sein Adel war der reichste. Nun sich aber die Wohlhabenheit desselben so gewaltig vermindert hat, mufste man an den meisten Orten, um das Theater nicht leer stehen zu lassen, zu dem viel weniger kostenden Schauspiel seine Zuflucht nehmen. Die politische Tendenz, welche dasselbe häufig belebte, gewann ihm mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme, als ihm unter andern Umständen zu Theil geworden wäre, und die Freiheit der gesellschaftlichen Verhältnisse war durch die Spannung des Geistes so sehr eingeschränkt, dafs man der gezwungenen Unter-

haltung die harmlose Ansicht des vielseitigen Lebens vorzog. Durch die Erscheinung mehrerer vorzüglicher Theaterdichter wurde dem Publikum überhaupt nach und nach ein besserer Geschmak beigebracht, und die Arlekinaden verschwinden zusehends vom Theater. An vielen Orten werden sie nur noch des Sonntags für den gröfsern Haufen gegeben, und die bessern Subjekte einer Truppe finden es unter ihrer Würde, in jenen burlesken Komposizionen mitzuspielen. Troz der grofsen Vorliebe der Nazion für dieselben, hat der bessere Geist doch den Sieg davon getragen, und man findet es nun so ganz unmöglich nicht mehr, die Logenunterhaltung nur auf die Pausen zwischen den Akten einzuschränken.

Ich habe Ihnen schon bemerkt, dafs man in Italien, um in der Unterhaltung doch immer à jour zu sein, nothwendig das Theater besuchen mufs. Der weibliche Theil der

Schauspieler besonders spielt eine so wichtige Rolle, wo er auftritt, dafs man ihn nothwendig selbst kennen, selbst beurtheilen, schäzen oder hassen mufs, um am gesellschaftlichen Gespräch einen lebhaften Antheil zu nehmen. Diese Klasse von Weibern hat ohnedies überall die Männer auf ihrer Seite; aber eine gute Sängerin mit einer einnehmenden Gestalt ist in diesem Lande, wo die Köpfe etwas heisser sind als bei uns, so sehr verehrt, dafs sie immer den glänzendsten Kreis um sich hat, wenn sie nicht ausschliessend an Einen vermiethet ist, wie dies häufig geschieht. Obgleich an ihrem Stand ein gewisser Grad von Verachtung klebt, der wenigstens die andern Weiber ferne von ihnen hält, so ist es doch für einen Mann gar nicht schimpflich, in ihrer Gesellschaft zu sein. Es ist ein sonderbarer Widerspruch in den Gesezen des Wohlstandes! Einer Sängerin Besuch wird sehr gerne in den Logen ange-

nommen; aber eine Dame dürfte kaum für sie zu Hause sein. Wo sie auf Spaziergängen erscheint, hat sie einen Haufen von Anbetern um sich; aber sich bei einem nicht öffentlichen Tanzfeste einzufinden ist ihr nicht zu rathen. Die berühmte Grassini bemühte sich einst lange um ein Billet bei einer solchen Gelegenheit in Livorno; aber die Frau, welche mit dem lärmendsten Beifall von ihrem Publikum empfangen, deren Lob in zahllosen Sonetten besungen wurde, deren Bildnifs den Modeartikel jedes Kupferstichhändlers ausmachte, konnte das nicht erhalten, was doch der unbedeutendsten Kaufmannsfrau, auch ohne Forderung, zu Theil wurde. In Thränen hierüber fand sie ihr damaliger Anbeter, der kaiserliche Kommandant von Livorno, Baron d'A.... Er liefs sie ihre Toilette machen, und nahm ihren Arm. Natürlich wagte es dann niemand mehr, nur eine Miene über diese Unschiklichkeit zu verziehen.

Gewöhnlich sind diese Weiber, in den niedrigsten Ständen gebohren, durch ein glükliches Organ herausgehoben, und in ihrer frühesten Jugend schon an Wollüstlinge verkauft, ohne alle Erziehung aufgewachsen. Jegliche Geistesbildung ist ihnen fremd. Hat die Natur auch ihren Verstand nicht vernachläfsigt, so hat sich derselbe in der beständigen Männergesellschaft zwar auf eine eigenthümliche, aber höchst unwürdige Weise entwikelt. Wegen ihres Geistes ist ihre Gesellschaft nicht besucht; man begreift leicht, worauf es bei allen denjenigen abgesehen ist, die sich um sie bemühen. Es gehört etwas mehr Schlauheit dazu, als diese Weiber gewöhnlich besizen, ihre Gunst so zu vertheilen, dafs sich keiner ihrer Anbeter zu beklagen hat. Nicht selten erweken ihnen daher die Eifersucht oder die fehlgeschlagenen Hofnungen derselben eine Zahl von Feinden, welche ihnen auf jede nur mögliche Weise

zu schaden suchen. Wenn sie auftreten, so wird von der feindlichen Parthei gepfiffen und gemurrt, und der Begünstigte hat nichts nöthigers zu thun, als auch eine Parthei für sie zu sammeln, welche die andre durch Klatschen zu übertäuben sucht. Bei zwei, einander so entgegengesezten Partheien, an die sich nach und nach das ganze Publikum anschliefst, entstehen jezuweilen ernstbafte Auftritte. Ich weifs Beispiele, dafs sich die beiden Partheien durch besondere Kokarden von einander unterschieden, dafs sie Tauben ihrer Farbe im Theater fliegen liessen, und was dergleichen Unfug mehr war, dem die Polizei am Ende nur mit Mühe steuern konnte.

Sie können denken, welch ein reicher Gegenstand der Unterhaltung dergleichen Geschichten für die Gesellschaft sind. Ueberall wird nichts anders gesprochen, jeglicher ereifert sich für seine Parthei, und die Frauen, welche den Theaterweibern niemals günstig

sind, intriguiren gegen sie, ihnen ihre Freunde abspenstig zu machen, oder ihre Feinde noch mehr anzufeuern. Bei solchen Gelegenheiten entstehen oft merkwürdige Verbindungen und gefährliche Feindschaften, um welche man wissen mufs, wenn man nicht aus dem Kurse der Gesellschaft kommen will. In dieser Hinsicht behauptet das Theater daher auch eine so wichtige Stelle, als Stoff der Unterhaltung, dafs Sie, wenn Sie noch alles das dazu nehmen, was dasselbe überhaupt als Material für das Gespräch darbietet, es gar nicht frivol finden werden, wenn ich dasselbe der Kirche zur Seite stelle, und behaupte, dafs diese beiden Orte die Punkte sind, um welche sich das ganze gesellschaftliche Leben in Italien herumdreht.

Beilagen.

Anekdoten, Fragmente, Karakterzüge u. s. w.

Die Juden in Livorno.

Livorno, 1802.

Grofsentheils den Juden verdankt die Stadt Livorno den blühenden Zustand, in welchem sie sich befindet. Der unkluge Religionseifer der Spanier und Portugiesen entlud sich dieser Hartnäkigen, welche durch kein Mittel zur Annahme der christlichen Religion gezwungen werden konnten. Ihre Reichthümer, ihre Handlungsverbindungen und ihre Thätigkeit nahmen sie mit sich, um das Land zu segnen, welches ihnen eine gastfreundliche Aufnahme gestattete. Die Grofsherzoge von Toskana, aus dem Hause Medicis, empfiengen sie mit offnen Armen, und wiesen ihnen gerne in dem eben aufkeimenden Livorno einen Zufluchtsort an, überzeugt, dafs die Ankömmlinge am besten im Stande wären, den neu

aufwachsenden Handel der Stadt zur schönen Frucht emporzuziehn. Ihre weitaussehende Staatsklugheit hatte den Vortheil wohl berechnet, den ihnen Livorno bringen würde, sobald sie es zum Mittelplaz des Handels vom Süden und Osten machen könnten, und die Ueberzeugung in ihnen befestigt, dafs dies nur durch eine Nazion geschehen könne, welche, bei ihren Verbindungen durch die ganze Welt, zunächst ihre nähern Glaubensbrüder an dem Mittelmeer für sich gewinnen, und den ganzen Verkehr, welcher sonst von Spanien und Portugal aus, mit ihnen betrieben wurde, nach Toskana ziehen würde. Und sie verrechneten sich in diesem Plane eben so wenig, als die klügeren Regierungen, welche aus ähnlichen Gründen einst die französischen Religionsflüchtlinge zusamt ihren Künsten und ihrer Industrie bei sich aufgenommen hatten.

Nicht nur einen blofsen Zufluchtsort gestatteten die Medicäer den Flüchtlingen; sie schenkten ihnen Freiheiten, welche sie vorher nicht besessen hatten, und noch heutzutage in wenigen Ländern von Europa besizen. Selbst auf Glaubenssachen dehnte sich diese

Gefälligkeit aus, und wenn einer aus ihrer Mitte zur katholischen Religion übergehen will, und daher, um den Unterricht zu erhalten, in das Konvertitenkloster gebracht wird, so haben sie und ihre Rabbi's vierzig Tage lang das Recht, ihn, so oft sie wollen, zu besuchen. und alles anzuwenden, um ihn auf den alten Weg zurükzuführen. Grofsherzog Leopold besonders blieb diesem System getreu, bestätigte nicht nur, sondern vermehrte auch ihre alten Freiheiten, und nun haben sie sich in eine Lage versezt, dafs es wohl die Regierung nicht mehr räthlich finden könnte, eine schwere Hand auf sie zu legen, wenn sie nicht dadurch den reichsten Stein in ihrer Krone, die Stadt Livorno zu Grunde richten wollte. Denn sie haben sich so fest gesezt, dafs ihnen die meisten Häuser, die meisten liegenden Gründe um die Stadt herum angehören, und die übrigen Bewohner derselben, welche ihnen jezt Miethe bezahlen, gewifs nicht im Stande wären, sie auszukaufen.

Die Religionssazungen der Juden werden immer ihre Vermischung mit den Chrissen verhindern, so lange sie noch so hartnäkig

an denselben halten, wie bisher. Man hat darum überall nöthig gefunden, wo man sie aufnahm, sie in ein eigenes Quartier einzuschränken, und an manchen Orten hat ja die Barbarei sogar noch nicht aufgehört, sie Nachts förmlich in dasselbe zu verschliessen. Auch in Livorno ward ihnen ein eigener Theil der Stadt angewiesen, welcher ungefähr die Hälfte des, innerhalb der Festungswerke liegenden Raums einnimmt, und es deutlich bezeugt, was Livorno gewesen sein mag, ehe sich die Juden da ansiedelten. Sie bewohnen den südlichen, und jezt gewifs den am schönsten gelegenen Theil der Stadt, welcher sich an die Mauren anschliefst, von welchen herab man die fröhlichste Aussicht auf das Thal bis gegen den monte nero und auf die See geniefst. Hier nehmen sie auch die Türken, welche in die Stadt kommen, und unter ihrem Schuze stehn, bei sich auf. Aber auch hier ist ihnen der Raum zu enge geworden, und statt sich in die Breite, mufsten sie sich in die Höhe ausdehnen. So sind die Häuser meist zu fünf bis sechs Stokwerken gediehen, in welchen oft so viele Familien wohnen, dafs sie ein

ganzes Dorf bevölkern könnten. Dadurch aber hat auch der Chetto (das Judenquartier) in Livorno einen Grad von Schmuz und Unreinlichkeit erhalten, welcher die meisten Judenquartiere karakterisiret, und es unbegreiflich macht, wie sich diese Nazion so schnell vermehren kann, wenn wir anders nicht glauben wollen, dafs noch der nehmliche Segen auf ihnen ruht, welcher einst in Egypten ihre Anzahl dem Sand am Meere vergleichbar gemacht hat.

Es ist in Italien überhaupt schwer, zuverläfsige Nachrichten über die Volkszahl der Städte zu erhalten. Die Angaben über Livorno widersprechen sich so sehr, dafs ich, troz meines langen Aufenthalts daselbst, und meiner häufigen Erkundigungen ungeachtet, über diesen Punkt keinen entscheidenden Ausspruch wagen möchte. Aber mehr noch, als die Bevölkerung der ganzen Stadt sind die Nachrichten über die Seelenzahl der Juden verschieden. So wie auf der einen Seite die christlichen Bewohner derselben ihre Angaben übertreiben, so verkleinern sie dagegen die Juden, welche man darüber fragt; und wenn jene von 20 — 25,000 sprechen, so

wollen diese oft nicht mehr als 6 — 8,000 zugeben, und die Erstern lösen dem Fremden das Räthsel des Widerspruchs gewöhnlich damit, dafs sie von einer Judenpolitik sprechen, welche die Angabe der wahren Zahl verbiete. Die Nachrichten hingegen, welche ich aus der besten Quelle, von den jüdischen Priestern selbst erhalten habe, erlauben mir, die Zahl der in Livorno befindlichen Juden auf etwa 10,000 zu sezen.

Diese sehr ansehnliche Gesellschaft macht nach den ihr ertheilten Privilegien, gleichsam einen Staat im Staate aus. Ausser einem Gliede aus ihrer Mitte, wesches im Magistrat der Stadt überhaupt Siz und Stimme hat, sind sie nur dann der Ortsobrigkeit und ihren Tribunalen unterworfen, wenn sie in Streitfälle mit den Christen verwikelt sind. Unter sich selber aber haben sie eine eigene Verfassung, welche sie sich selbst, gleich bei ihrer ersten Niederlassung, mit Bewilligung der Landesherrschaft, und nach den Bedürfnissen jener Zeit gegeben haben. Sie ist ungefähr folgende:

Aus dem permanenten Magistrat von 60 Gliedern werden jedes halbe Jahr bald vier,

bald sechs Glieder durchs Loos gezogen, von welchen der Landesherr im ersten Falle zwei, im zweiten aber drei auswählt, und als Massari *) bestätigt. Solcher Massari sind immer fünfe, und jede sechs Monate treten zwei oder drei derselben aus, um den Neuerwählten Plaz zu machen. Dieser Magistrat ergänzt sich bei jedesmaliger Erledigung einer Stelle dadurch, dafs er aus den, ihm von den Massari vorgeschlagenen Subjekten nach der Stimmenmehrheit herauswählt. Auch die Rabbi können in denselben aufgenommen werden, doch nicht als solche, sondern als Privatpersonen. Sonst haben sie nur in Religionssachen ein votum consultativum; aber die Sentenz wird von den Massari emaniert. Die Macht dieses Senats erstrekt sich nicht nur auf die Entscheidung von Streitsachen überhaupt, welche unter den Juden vorfallen; sondern erkennt auch körperliche Strafen und Verweisungen aus dem

*) Massaro ist ein italienisches Wort, welches für Sachwalter, Haushofmeister, Faktor u. dergl. gebraucht wird. Der hebräische Ausdruk für die Glieder dieses Kollegiums aber ist פרנסים.

Kapitanat von Livorno zu. Er entscheidet aber in allen Fällen, ausser in Religionssachen, wo nach dem mosaischen Gesez geurtheilt wird, nach den toskanischen Gesezen. Seine Glieder haben indefs keine Bezahlung; nur der Sekretär, oder Cancelliere de' Massari ist besoldet.

Die ganze Gemeinde besizt ein ziemlich beträchtliches Eigenthum — fondi nazionali — das meist in liegenden Gütern besteht, und gröfstentheils durch Vermächtnisse angewachsen ist. Bei gewissen Zercmonien in der Synagoge werden freiwillige Beiträge eingesammelt, welche in Einer Versammlung oft über 100 Piaster betragen. Der Verkauf des Fleisches u. dergl. wird an den Meistbietenden verpachtet, und der Gewinn von dieser und anderu kleinern Gerechtsamen, nebst den Einkünften des Gemeindguts', versieht die Kasse der Nazion, aus welcher die allgemeinen Ausgaben bestritten werden. Daraus wird die Synagoge unterhalten, wird der Sekretär der Massari, wird das Haupt der Rabbiner mit seinen Genossen, werden die fünf Lehrer, welche zum Unterricht der ärmern Kinder der Nazion angestellt sind,

wird der öffentliche Arzt, die Chirurgen und Apotheker besoldet, deren Verpflichtung die Sorge für die Armen, Hülfsbedürftigen ausmacht. Aus dieser Kasse überhaupt werden die Kranken, die Wittwen und Waisen unterstüzt, erhalten 70 Arme und Schwache jede Woche zweimal ein Pfund Fleisch, wenn sie das Zeugnifs ihrer Hülfsbedürftigkeit von dem Arzte bringen können, wird ihnen Milch, werden ihnen Bäder bei gleicher Beglaubigung der Nothwendigkeit bezahlt, und sucht man überhaupt, im Geiste der mosaischen Religion, so viel Gutes als möglich zu thun.

Die sämtliche Gemeinde besteht aus Talmudisten. Ihr Cultus ist wohl der glänzendste der Juden in Europa; wenigstens gilt ihre Synagoge für die schönste. Sie ist ein längliches Vierek, auf dessen drei Seiten eine Säulenreihe herumläuft, welche die vergitterten Size des andern Geschlechts trägt. Auf der vierten Seite steht eine Art von einem, mit einem Vorhang bedekten Schranke, in welchem die heiligen Schriften aufbewahrt werden. Diesem gegenüber, beinahe in der Mitte des Ganzen, ist die sehr grofse Kanzel, auf welcher der Prediger und der Vor-

sänger stehn. Ringsumher sind grofse hebräische Inschriften als Ornamente angebracht. Eine Menge silberner Lampen beleuchten den hohen Tempel, und geben demselben ein äusserst heiteres Ansehen.

In dieser Synagoge wird alle vierzehn Tage einmal in spanischer Sprache gepredigt; in einigen Privatschulen geschieht es jede Woche. Diese Sprache wird überhaupt beim Unterricht der Kinder und zur Erklärung der Bibel gebraucht. Mehrere ihrer Liturgien sind in derselben abgefafst. Sie ist die Sprache des gesellschaftlichen Lebens in den meisten Familien, und wird von dem gemeinen Volke besonders auf eine höchst verdorbene Weise gesprochen.

Unter verschiedenen löblichen Eigenschaften, welche man den Juden in Livorno nachrühmen mufs, nenne ich mit Vergnügen die Sorgfalt, mit der sie ihre Kinder erziehen und unterrichten lassen. Wohlthätige Anstalten sorgen für die ärmern Kinder in diesem Punkte; reichere Eltern versäumen gewöhnlich nichts, um ihre Kinder alles mögliche lernen zu lassen, was den Geist bilden kann, und keine Rüksicht auf Reli-

gionsverschiedenheit leitet sie bei der Wahl ihrer Lehrer. Dabei wird die moralische Erziehung nicht im geringsten vernachläfsigt, und man darf als ihre schönste Frucht die hohe Liebe und Eintracht ansehen, welche durchgängig in den Familien herrscht. Gränzenlos ist der Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, und ohne zu klagen, bricht ein Mädchen das engste Verhältnifs mit einem jungen Manne ab, den sie liebt, um, nach dem Wunsche der Eltern, einem Greise ihre Hand zu geben. So häufig dieser leztere Fall ist, so wenig hört man doch von ehlicher Untreue, welche freilich schon durch das enge Zusammenwohnen so vieler Menschen erschwert wird, und durch das, bei den übrigen Bewohnern der Stadt so gangbare System der Cavalieri serventi (Cicisbeen) hier nicht befördert werden kann, da die Juden nie dieser Sitte gefolgt sind.

Sehr viele unter ihnen wiedmen sich den Wissenschaften, und selbst unter den thätigsten Geschäftsmännern habe ich manche kennen gelernt, welche blos in den Vergnügungen des Geistes ihre Erholung suchten. Medicin und Chirurgie wird von den Wenigen,

welche sich nicht der Handlung wiedmen, vorzugsweise studiert, und manche haben es darin sehr weit gebracht. Einen eben so hohen Grad von Geistesbildung fodern sie auch von ihren Geistlichen, welche in eigenen Instituten gebildet, nur durch wesentliche Vorzüge sich in Achtung sezen können. Giacomo Nunas Vais, ihr gegenwärtiger erster Rabbi ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und grofsem Rufe. Sein Vater Nunas Vais, welcher vor etwa vierzig Jahren gestorben ist, hat gleiche Vorzüge durch mehrere Schriften beurkundet, die noch jezt mit Beifall gelesen werden. Eben so hat sich Rabbi Azulai, der noch am Leben ist, durch viele gute Werke über Religion und Moral bekannt gemacht; und der grofse Kanzelredner, Rabbi Castelli, welcher vor fünfzehn Jahren starb, ist von seinen Mitbürgern noch nicht vergessen, die er so oft durch seine treflichen Vorträge erbaut und belehrt hat. Der grofse Handel mit hebräischen Erbauungsschriften, welcher von hier aus nach dem Süden und Osten getrieben wird, beschäftigt eine ziemlich ausgedehnte Drukerei

sehr lebhaft *). Manche gelehrte Juden aus der Barbarei schiken ihre Werke nach Livorno, um sie da druken zu lassen, und die dasigen jüdischen Gelehrten werden durch diesen literarischen Verkehr natürlich in beständiger Uebung erhalten.

Eine sorgfältige Erziehung, welche sie erhalten, häufige Reisen und Verbindungen mit allen Nazionen, so wie ihre grofse Wohlhabenheit, hat unter ihnen einen Luxus hervorgebracht, welcher sich von dem der übrigen Bewohner Livorno's nur durch seine gröfsere Solidität und Kostbarkeit auszeichnet. In ihrem Karneval, welcher mit dem jüdischen neuen Jahre beginnt, und acht Tage lang dauert, sind ihnen in ihrem Quartier die Masken erlaubt, und sie lassen es dabei nicht an muntern Tanzfesten fehlen, zu welchen sie auch ihre Bekannten unter den

*) Auch werden noch viele ihrer Schriften bei einem christlichen Buchdruker, Falorni, und manche in Pisa gedrukt, aber meist unter dem falschen Titel: Vienna. Beinahe alle diese Werke sind neu aufgelegte, biblische Stüke mit ihren Kommentaren.

Christen einladen, die um so lieber dabei erscheinen, da nach einem alten Herkommen, dessen Grund ich nicht erfahren konnte, Verheirathete und Unverheurathete nur mit ihren Blutsverwandten unter den Juden tanzen dürfen, aber mit Christen und Fremden sich ohne Scheu lustig machen können. Bei mehrern solcher Tanzfeste, welche einst einer der reichsten Juden gab, habe ich den seltenen Anblik genossen, wenigstens 1500 Menschen aus allen Welttheilen, und allen Nazionen im Genufs der Freude beisammen zu sehen. Gegen 600 jüdische Frauen waren hier in den verschiedensten Kostüms ihres Vaterlandes zugegen, und ich mufste über die Menge von Brillanten erstaunen, welche da sichtbar waren. Den Schmuk eines Mädchens von sechszehn Jahren, welches da war, schlug mir ein Jude, der ein genauer Kenner dieser Waare ist, zu wenigstens 50,000 Piastern an, und sie war bei weitem nicht die Einzige, die am reichsten Geschmükte. Ich glaube nicht, dafs am glänzendsten Hofe von Europa an Einem Abend so viele kostbaren Steine sichtbar werden können, als ich hier gesehen habe. Aehnliche Bemerkungen kann

man an festlichen Tagen in ihrem Casino machen, wo man es freilich sonst aber auch treibt comme chez nous. «Man spricht da, sagte mir einst ein Jude, Gutes und Schlimmes von seinem Nächsten, und die jungen Leute liebäugeln mit einander.»

In den Händen der Juden allein haben sich die Reichthümer von Livorno angehäuft. Ihre Verbindungen, namentlich mit der Barbarei, haben ihnen Quellen eröfnet, zu welchen ausser ihnen niemand den Zugang hat. Bekannt sind die Artikel, welche sie dahin senden, und die gröfstentheils in Fabrikerzeugnissen des Nordens bestehen. Unter den Waaren, welche sie von da zurük erhalten, nenne ich nur Eine Gattung, die um so weniger bekannt sein dürfte, da sie nur unter den Juden bleibt. Dies sind die Taledot, (in der einfachen Zahl Taled) nehmlich weisse wollene Tücher mit blauen Kanten, welche sie in der Privatandacht über den Kopf schlagen. Die meisten und besten derselben werden in Tunis fabriziert, und über Livorno nach dem Norden, besonders nach Pohlen versandt. Sie sind von verschiedenen Graden der Feinheit, und die Preise

derselben auch von 3 — 12 Piastern, das Stük, verschieden.

Man sieht aus diesem wenigen, dafs Livorno nicht ohne Grund das Paradies der Juden heifst. Aber es ist eben darum um so auffallender, dafs sie doch von jeher alle Neuerungen weit williger ergriffen haben, als ihre christlichen Mitbürger. Wenn jene von Archenholz erzählte Anekdote, dafs sie sich, in der Hofnung Palästina zu erhalten, mit dem berühmten Eroberer Ali Bei eingelassen haben, grundlos ist, wie ich gewifs weifs, so ist sie wenigstens in den Hofnungen gegründet, welche die Juden in Livorno noch so wenig als ihre Glaubensbrüder von sich gewiesen haben; und erhält sie durch den lebhaften Antheil, den sie an der lezten toskanischen Revoluzion durch die Franzosen genommen haben, einen Grad von Wahrscheinlichkeit, welcher jeden, der nicht genauer über sie und ihre Verhältnisse zu ihren christlichen Mitbürgern, von denen sie gröfstentheils aus Neid tödtlich gehafst sind, unterrichtet ist, sehr leicht verführen könnte.

Briefe

aus

Italien

während

der Jahre

1, 1802, 1803, 1804, 1805,

mit

nancherlei Beilagen.

Zweiter Band.

Von

P. J. Rehfues,

Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gefsner. 1809.

derselben auch von 3 — 12 Piastern, das Stük, verschieden.

Man sieht aus diesem wenigen, dafs Livorno nicht ohne Grund das Paradies der Juden heifst. Aber es ist eben darum um so auffallender, dafs sie doch von jeher alle Neuerungen weit williger ergriffen haben, als ihre christlichen Mitbürger. Wenn jene von Archenholz erzählte Anekdote, dafs sie sich, in der Hofnung Palästina zu erhalten, mit dem berühmten Eroberer Ali Bei eingelassen haben, grundlos ist, wie ich gewifs weifs, so ist sie wenigstens in den Hofnungen gegründet, welche die Juden in Livorno noch so wenig als ihre Glaubensbrüder von sich gewiesen haben; und erhält sie durch den lebhaften Antheil, den sie an der lezten toskanischen Revoluzion durch die Franzosen genommen haben, einen Grad von Wahrscheinlichkeit, welcher jeden, der nicht genauer über sie und ihre Verhältnisse zu ihren christlichen Mitbürgern, von denen sie gröfstentheils aus Neid tödtlich gehafst sind, unterrichtet ist, sehr leicht verführen könnte.

derselben auch von 3 — 12 Piastern, das Stük, verschieden.

Man sieht aus diesem wenigen, dafs Livorno nicht ohne Grund das Paradies der Juden heifst. Aber es ist eben darum um so auffallender, dafs sie doch von jeher alle Neuerungen weit williger ergriffen haben, als ihre christlichen Mitbürger. Wenn jene von Archenholz erzählte Anekdote, dafs sie sich, in der Hofnung Palästina zu erhalten, mit dem berühmten Eroberer Ali Bei eingelassen haben, grundlos ist, wie ich gewifs weifs, so ist sie wenigstens in den Hofnungen gegründet, welche die Juden in Livorno noch so wenig als ihre Glaubensbrüder von sich gewiesen haben; und erhält sie durch den lebhaften Antheil, den sie an der lezten toskanischen Revoluzion durch die Franzosen genommen haben, einen Grad von Wahrscheinlichkeit, welcher jeden, der nicht genauer über sie und ihre Verhältnisse zu ihren christlichen Mitbürgern, von denen sie gröfstentheils aus Neid tödtlich gehafst sind, unterrichtet ist, sehr leicht verführen könnte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rehfues, Philipp Joseph von, 1779-1843

Briefe aus Italien während der Jahre 1801, 1802, 1803, 1804, 1805 mit macherlei Beilagen

Bd.: 1

Zürich (1809)

Ital. 377 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10079324-4